

WALTHER RATHENAU
GESAMMELTE SCHRIFTEN

IN FÜNF BÄNDEN

Dritter Band

1918
S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

VON KOMMENDEN DINGEN

DEM GEDACHTNIS
MEINES VATERS

EINLEITUNG

I

Dieses Buch handelt von materiellen Dingen, jedoch um des Geistes willen. Es handelt von Arbeit, Not und Erwerb, von Gütern, Rechten und Macht, von technischem, wirtschaftlichem und politischem Bau, doch es setzt und schätzt diese Begriffe nicht als Endwerte.

Es ist recht zu fragen, ob nicht vielmehr Bedrückung und Armut, Not, Sorge und Unbill die echtesten Kräfte im Menschen befreien, die Seelen erlösen und das Gottesreich herniedertragen. Es steht frei zu antworten, daß die Glaubenspflicht und Wandlungskraft des Menschen nicht erschwert, sondern erleichtert werden soll, daß die Kälte des Elends alle Keime starrt, daß Wachstum und Blüte zulänglicher Erwärmung und Bestrahlung bedürfen. Doch diese Frage und Antwort wird nicht gestellt. Weder um das Bestehende zu stützen und zu beschönigen, noch um Wünsche und Bedingungen emporzulocken, läßt sich der Geist mißbrauchen; seine Mächte sind stark genug, um zu jeder Zeit die Eintracht zwischen Gestaltung und Gestaltendem zu erzwingen. Dieses Verhältnis aber ist eindeutig wie das Verhältnis organischer Gebilde zur Summe der Lebensbedingungen; jeder neue Geist schafft sich seine Welt, und jede seiner

Evolutionen verwirklicht sich in neuem Umschwung des Lebens.

Nicht die Forderung geht dem Umschwung voran, sondern die Verkündung, die schon in sich den ersten Anbruch der Erfüllung birgt. Die Verkündung aber ist nicht wahrsagerische Träumerei, sondern die Durchdringung des erschauten irdischen Zustandes mit der Gewißheit des geistigen Gesetzes.

Deshalb ist es nicht müßiges Gedankenflechten, sondern Pflicht und Recht, den Blick von der Betrachtung des bewegten Geistes zum Schattenspiel der Einrichtungen und Lebensformen zu wenden, denn Strahl und Schatten begreifen und beschreiben sich wechselweise. Unsre Zeit, die das kleinste dessen, was sie Tatsache nennt, so wichtig nimmt, erschrickt davor, aus ihrem Herzen ihr Geschick zu lesen; lenkt sie spielend und verantwortungslos bisweilen ihr Denken ins Künftige, so schafft sie aus umgekehrten Tagessorgen und Mißvergnüglichkeiten mechanische Utopien, die, vom Hermesstabe der Technik bewegt, aus der alten Wochenreihe einen kärglichen Sonntag zaubern.

Woher nimmt diese Zeit noch den Mut, von Entwicklung, Zukunft und Zielen zu reden, die Hälfte ihres Tuns dem Kommenden zuzuwenden, für Nachkommenschaften zu wirken, Gesetze zu erfinden, Werte zu setzen, Güter zu speichern?. Sie wird nicht müde zu forschen, woher sie kommt, doch sie weiß nicht, wo sie steht, und sie will nicht wissen, wohin sie fährt. Deshalb ermüden die Besten an diesem Werk des Tages für den Tag; viele stellen ihren Zweifel, ihre Müdigkeit und Verzweiflung in die Mitte ihres Denkens, geben vor,

sich am Augenblick zu laben, und verzichten auf das schönste Vorrecht: zu sorgen.

Andre weisen auf den erstorbenen Dogmenglauben und seine Verheißungen. Sie wollen ihn zur Auferstehung zwingen durch Einrichtungen, durch Beweise, durch Güte, Zorn, Versprechung und Drohung. Sie haben recht im Empfinden, denn die Religion des Menschen kann niemals vergehen; sie irren im Denken, denn es gibt keinen Glauben ohne Gegenstand, und dieser läßt sich nicht aufzwingen noch aufschwatzen. Das Wesen des Glaubens ist, daß er unbeirrbar, unbewußt und unfehlbar sich selbst seinen Gegenstand schafft, den Gegenstand, der dem jeweiligen Inbegriff der schöpferischen Kräfte erschwinglich ist. Der Dogmenglaube aber siechte durch die Schuld behördlicher Mächte, die zu schwach waren, ihn der Welt konkurrenzlos aufzuzwingen, und stark genug, um ihn Jahrhunderte zu lange durch dunkle Gläser gegen die Lebensstrahlen der Völker abzuschließen; er starb, als man gewaltsam die Scheiben aufriß.

Götter erfinden, Zeichen erzwingen, Sakramente verordnen — diese gutgemeinten Ränke sind eitel. Freilich bedarf es im Tiefsten richtungschaffender Kräfte; doch keine kunstvoll humane Umdeutung kann das alte Fundament handgreiflicher Wunder durch ethische Begriffe ersetzen; transzendente Überzeugungen bleiben in unsern Herzen lebendig, aber sie verlangen neue Sprache, neue Vorstellungen und neue Erleuchtung. Steigen wir hinab in die Schächte unsres unberührbaren innersten Bewußtseins, so finden wir die dunklen Tiefen nicht leer; wir kehren heim mit der Gewißheit des Unendlichen, der Gottseite der Schöpfung, mit der

Verkündung des Berufes unsrer Seele, unsrer überintellektualen Mächte, und mit dem Geheimnis des Seelenreiches.

Von diesen Dingen ist in dem Buche „Zur Mechanik des Geistes“ gehandelt; für unsre Erwägungen wird nur die eine Voraussetzung in Anspruch genommen: daß alles irdische Handeln und Zielen in dem einen Sinne seine Rechtfertigung findet, in der Entfaltung der Seele und ihres Reiches.

II

Dieses Buch trifft den dogmatischen Sozialismus ins Herz. Denn er erwächst aus materiellem Willen; in seinem Mittelpunkt steht die Teilung irdischer Güter, sein Ziel ist eine staatlich-wirtschaftliche Ordnung. Mag er heute bestrebt sein, aus andren Weltauffassungen fremde Ideale herbeizuholen, so ist er doch nicht aus ihrem Geiste geboren; er bedarf ihrer nicht, ja sie müssen ihn stören, denn sein Weg führt von der Erde zur Erde, sein tiefster Glaube ist Empörung, seine stärkste Kraft ist gemeinsamer Haß, und seine letzte Hoffnung ist irdisches Wohlbefinden.

Die ihn emporführten, glaubten an die Unfehlbarkeit der Wissenschaft, mehr noch, sie glaubten an ihre zielsetzende Kraft. Sie glaubten an unausweichliche materielle Menschheitsgesetze und an ein mechanisches Erdenglück.

Nun aber beginnt selbst die Wissenschaft zu erkennen, daß ihr vollkommenstes Gewebe dem Willen nichts andres sein kann als dem Wanderer eine vortreffliche Landkarte: da liegt ein Gebirgszug, ein

Fluß, eine Stadt, ein Meer; wende ich mich rechts, so gelange ich hierhin, links dorthin; dieser ist der kürzere Weg, jener der ebnere; hier herrscht Fülle, dort weht Bergluft; hier liegt Freiland, dort Zivilisation. Welcher Pfad mir aber vorgeschrieben ist, wohin mein Herz, meine Pflicht mich zieht, kann ein Kartenblatt mir nicht sagen. Wissenschaft mißt und wägt, beschreibt und erklärt, aber sie wertet nicht, es sei denn nach dem Maßstabe konventioneller Satzung. Ohne Wertung und Wahl aber besteht kein Ziel, und da alles vernünftige Handeln Zielen und Polen zustrebt, so ergibt sich abermals, daß über alles menschliche Geschehen das Herz entscheidet.

In dem zwangsläufigen Abrollen, das die materielle Geschichtsauffassung dem Weltgeschehen aufzwingt, hat der Wille des Herzens keinen Platz; ändert sich die mutmaßliche Wertungsfolge der Menschheit, wie sie sich stets geändert hat, so muß der blinde Mechanismus, unaufhaltsam fortlaufend, den Willen der Menschheit seinem eigenen Widerspiel entgegenschleudern.

Ziele setzen heißt Glauben. Doch das ist kein echter Glaube, der, aus Wunschumkehrung einer zeitlichen Not stammend, das Bestehende verneint, um die Weltordnung in eine Maßregel zu verwandeln. Echter Glaube stammt aus der Schöpferkraft des Herzens, aus der Phantasie der Liebe; er schafft Gesinnung, und ihr folgt willenlos das Geschehen. Niemals wird Gesinnung durch Einrichtungen erlistet; und weil der Sozialismus um Einrichtungen kämpft, bleibt er Politik; er mag Kritik üben, Mißstände beseitigen, Rechte gewinnen: niemals wird er das Erdenleben umgestalten, denn diese

Kraft gebührt allein der Weltanschauung, dem Glauben, der transzendenten Idee.

Wird die Unzulänglichkeit des Sozialismus evident, so mögen dennoch sich die nicht freuen, die aus bequemer Neigung zum Bestehenden, aus Furcht vor Opfern und aus Trägheit des Herzens ihn bekämpfen.

Die Opfer, welche die kommende Zeit verlangt, sind härter, der Dienst ist mühevoller, der äußere Lohn geringer als im sozialen Reiche, denn es wird mehr als Verleugnung materieller Werte verlangt. Über ihr steht Verleugnung unsrer liebsten Eitelkeiten, Schwächen, Laster und Passionen, über ihr steht die Pflicht zu Empfindungen und Taten, die wir heute theoretisch preisen und praktisch verhöhnen; über ihr steht die schwere Erkenntnis, daß wir nicht zum Glücke streben, sondern zur Erfüllung, daß wir nicht um unsertwillen leben, sondern um des Gottes willen.

Dennoch wird die Menschheit diesen Weg gehen, nicht weil sie muß, sondern weil sie will; weil es von der Erkenntnis des Glaubens kein Zurück gibt, weil die Seligkeit des göttlichen Wollens sie ergreift. Sie wird ihn gehen durch Feindschaft, Hohn und Verfolgung, und es wird ihr die schwerste Prüfung nicht erspart sein, daß sie bezichtigt wird von denen, die sie zu erlösen schreitet, und die ihr bittere Strafe und heilige Entsühnung für getanes Unrecht verhängen. Undank wird ihren Weg segnen, Mühsal wird ihn begleiten, und dennoch wird sie in demütigem Stolz für jeden Schmerzensschritt danken, der sie dem Licht entgegenführt.

Nicht Furcht und nicht Hoffnung sind die treibenden Gewalten. Nicht das verständige Streben

nach mechanischem Gleichgewicht, nicht Güte und selbst nicht Gerechtigkeit. Sondern Glaube, der aus Liebe entspringt, tiefste Not und Gottes Wille.

III

Die Zeit, die in ihrem Innersten nach Selbsterkenntnis und Erlösung von eigener Härte lechzt, ist in ihrem Gehaben vorschauendem Denken nicht günstig. Kaum ist sie dem plumpen Ernst und der Handgreiflichkeit des Materialismus entronnen, da schämt sie sich schon aller Praxis und schämt sich nochmals dieser Scham und sucht sie zu verdecken, indem sie mit bemeistertem Abscheu armselige Gerätschaften und Zutaten des neuzeitlichen Lebens in ihre Empfindungen webt. Sie bringt Bogenlampen und Hotelgärten in Reime von bedachter Kühnheit und ist doch weltfremder als ihre grobe Vorläuferin, die in menschlichen Dingen zugegriffen hatte und Bescheid wußte. Um sich zu beweisen, wie sehr sie der unentwegten Selbstsicherheit des Marktes fernstehen, wählen viele von der Erscheinung der Welt nur die zarteste, bunteste Haut und begnügen sich, in koketter Betrachtung hier über eine Ähnlichkeit, dort über einen Widerspruch zu lächeln.

Kahler Betrug! Denn nur der Ernst der Welt, der Glaube an ihren Sinn und Zusammenhang rechtfertigt Betrachtung und Mitteilung; mutiger Glaube an die Sinnlosigkeit und hoffnungslose Verworrenheit des Bestehenden fordert in Folge ein ungeistiges Leben animalischen Genusses und die Beschränkung alles sittlichen Bewußtseins auf die Furcht vor der Polizei. Der Schaufensterdieb des

Lebens leugnet den Schweiß, den er verpraßt und verwertet; er bleibt ein Held nur für seinesgleichen, denn die Menschheit läßt sich mit dem kärglichen Raube nicht beschenken.

Gewiß, nicht erlernte Kenntnis und ersessene Bildung vermag die harten Schollen unsres anvertrauten Feldes zu lösen; hochmütiges Wissen und Besserwissen fruchtet nicht. Doch ernst zu nehmen ist jedes echte irdische Ereignis; Treue der Sinne und Hingabe des Geistes führen zum innern Ergreifen selbst des alltäglichen Geschehens und verschmähen das Nippen an den Zeichen der Dinge. Ist die Welt eine Ordnung, ein Kosmos, so steht es dem Manne an, seine Zusammenhänge, Gesetze und Phänomene zu schätzen und in sich zu erbauen. Platos, Lionardos und Goethes Eindringen in die handfeste Welt der Dinge war nicht profaner Abweg, sondern göttliche Notwendigkeit. Der Dichter, der aus mangelnder Kraft der Umspannung die Gegenwart und Zukunft seiner Welt verschmäht um des auserwählt Interessanten willen, ist nicht, wie er glaubt, ein Seher, sondern ein Veranstalter ästhetischer Unterhaltung. Die Römer nannten den Staat die Sache aller; in höherem Maße ist es die Natur: als Umwelt, Wildnis, Garten, Kampfplatz und Grab des Menschen.

Sehr bald wird auf den Romantismus der Zeit, die sich real gebärdet und artifiziell empfindet, die Stimmung folgen, die in Zeiten unverbildeter Menschen nie erloschen ist: an die Stelle literarischer und gymnasialer Erfahrung wird Welterfahrung treten; auf dem Quaderfundament bewältigter Wirklichkeiten wird der Bau der Ideen sicherer ruhen und höher steigen als auf dem Geschiebe

unerlebter Prinzipien. Ein pragmatischer Zug, ein Gemeinschaftsgefühl handfester Menschen, Phantastik aus dem Grunde wahrer Weltteilnahme und Weltverantwortung wird das unabhängige Denken und Fühlen aus der Wärmstube der Konventikel auf die Bahn des Geschehens, des Schicksals und der Tat geleiten. Das Denken und Fühlen der Welt wird fest sein, nicht handgreiflich, zart, nicht schwächlich, phantasievoll, nicht verstiegen, transzendent, nicht frömmelnd, pragmatisch, nicht rabulistisch; die geistige Führung wird von Frauen und grinsenden Ästheten auf Männer, von Artisten und Arrangeuren auf Dichter und Denker übergehen.

Der individuelle Nihilismus, an dem wir leiden, der uns die Verallgemeinerung zweifelhaft, das Gesetz verdächtig und die Tat verächtlich macht, der vorgibt, sich mit der Kontemplation des unvergleichlich Einzelnen zu beruhigen und doch heimlich vom Gesetz und von der Tat zehrt: diese hoffnungslose falsche Heiterkeit, unüberzeugte Ethik und Entsagung wider Willen schöpft noch aus tieferer Quelle, die jedesmal zu fließen beginnt, wenn der Glaube die Menschheit verläßt.

Die Lehre lautet: Wo ist ein Gültiges? Alles ist einmalig. Wo ist Stetigkeit? Jeder Augenblick ist neugeschaffen und ohne Vorgang. Wie könnte Entwicklung sein, da alles Zeitliche Täuschung ist?

Gewiß ist es wahr, daß im tiefsten Innern der Dinge alles ruht; je weiter vom Mittelpunkt, desto heftiger kreist die schattenhafte Bewegung. Die Seele ahnt in allen großen Augenblicken ihr heilig ruhendes Ziel und strebt magnetisch aus Täuschungswirren dem Zentrum entgegen. Doch dies Geheimnis befreit uns nicht vom Leben. Was im

Klang des All sich zur Harmonie fügt, tönt uns zwar in Einzelstimmungen zerrissen; was unveränderlich besteht, blendet uns im Wechsel; und dennoch sind wir in dieses Leben gestellt, um es auf unsrer Stufe zu vollenden, und unser Leidensweg geht durch die Zeit. Verachten wir diese Bühne des Werdens, so ist alles Denken vergeblich, jedes höhere Gefühl irrational und alles Handeln Torheit; ja selbst ein Streben nach innerer Vollkommenheit bleibt Handlung und somit Wahn. Doch dieser Ausgang widerlegt sich selbst: denn der heiße Drang der Seele besteht; und mehr noch, er ist von allem Erleben das Realste. Wage es, ihn und nicht das erdacht Absolute zur temporären Achse unsres Erlebens zu wählen, so gewinnt das Dasein seinen Sinn zurück. Das Denken zum Absoluten vernichtet den Willen; die Andacht zum Transzendenten aber gibt dem Denken adäquate Ziele, belebt den Willen zur Liebe des Menschen, der Natur und der Gottheit und erobert die Tat.

Obwohl jede historisch-rationale Erörterungsform dem Sinne dieser apriorischen Darlegung widerspricht, sei eine Bemerkung gestattet, die einen herkömmlichen Irrtum der Erfahrung beseitigen soll. Es liegt nahe, die kurze historische Spanne zu durchlaufen, die uns vertraut ist, das kunstüberlieferte Gefühlsleben der Inder, Hebräer, Griechen und Germanen zu beleuchten und zu folgern, daß im wahrhaft Echten der menschlichen Kräfte keine Entwicklung, selbst keine Steigerung geschehen noch möglich sei. Vergessen wir doch nicht, daß die Brücke der Erinnerung nur von Gipfel zu Gipfel führt! Sie ermißt nicht, wie mächtig die Sohle der Täler sich gehoben hat.

Die Geschichte schweigt von den *Zahl-* und *Namenlosen*; noch immer ist sie eine Chronik der Sieger und Heroen. Die Natur aber ist treu; sie zertritt nicht das überholte Geschöpf; und das überholte Volk lebt abseits von der Heerstraße im Schoße alter Kontinente. Die Natur arbeitet nicht, wie der Chemiker, restlos; sie verwandelt und entwickelt einen Teil ihres unerschöpflichen Materials, das übrige legt sie beiseite, um es noch lange dem Gedächtnis zu erhalten und unmerklich aufzuarbeiten. In Abgeschiedenheit der afrikanischen und asiatischen Welt leben noch heute die Hirten Kanaans und die Speerträger Ilions; wie wir Gleichnisse der Gottheit und doch an Seele jünger und schwächer. Aus jenen alten, tief animalischen Unterschichten aber sind Geschlechter von einer Beseeltheit erwachsen, die fast der Höhe der erloschenen Herrenstämme gleichkommt.

Wer eine Sprache wahrhaft besitzt, der besitzt, obwohl die Genialität des Sprachschöpfers ihm nicht zusteht, ihren ganzen Geist; wer das Erbe eines Großen im Geist begreift und besitzt, der ist wo nicht im Schöpferischen, doch im Seelischen sein Jünger und Bruder. Das Erbe Buddhas und Christi, Platons und Goethes war, als es die Erde berührte, der Menschheit erschreckend fremd und feindlich; gleichviel durch welche alltägliche Kraft es geschah: heute keimt das heilige Gut in tausend Herzen, und diese Herzen, ob in Einfalt, ob in wetteiferndem Feuer, sind der Seele näher als ehedem die wenigen auserwählten Schüler. Das Maß der Seele ist nicht Genialität; wohl aber ist das Maß aller Schöpfung gegeben in der Erweckung der Seele.

Entwicklung ist die Denkform unsres überanimalischen Handelns, denn alles Tun ruht im Zeitbegriff, und der Wille zum Beharren ist so unmöglich wie der Wille zum Ursprung. Es ist das Zeichen einer zweifelsüchtig trägen Zeit, wenn der Blick *sehnsüchtig* am Vergangenen haftet; daß unsre ganze Billigung und Teilnahme den Vorfahren gilt, daß jedes ihrer Werke und Worte uns wichtiger und vertrauter gilt als alles junge Wesen, das entschuldigen wir mit der Plage unsrer Mechanismen und mit der Unerträglichkeit jener beschränkten Großsprecher, die uns jede mechanisierte Notdurft als Aufstieg zur Vollkommenheit preisen.

Jedoch auch die geplagte, selbst die irrende Zeit ist ehrwürdig, denn sie ist nicht Menschensache, sondern Menschheitssache und somit Werk der schaffenden Natur, die hart sein kann, nicht sinnlos. Ist diese Zeit schwer, so ist es unsre schwerere Pflicht, sie zu lieben, sie mit unsrer Liebe zu durchbohren, bis die schweren Gebirge der Materie weichen und das jenseitige Licht erscheint. Auch diese Liebe ist hart; zu Staub zermahlt sie nicht nur das taube Gestein, das die Zeit uns entgegentürmt; sie zerbricht auch manches liebgewohnte Wahrzeichen unsres Herzens; denn nur durch dies Herz allein führt der Weg zur Freiheit der Welt.

Ist es Vermessenheit, diesen Weg ahnend zu bestimmen? Es ist vermessen, mit der peinlichen Frage der Wissenschaft den kommenden Geist zu extorquieren. Die Erfahrung vermag abzuleiten, nicht fortzuentwickeln: sie sagt mir, daß die Linde vor meinem Fenster aus einem Samenkorn erwachsen ist, sie sagt mir nicht, ob das Korn in meiner

Hand zum Baume werden wird oder zu Staub. Doch selbst die Ableitung, aufs Gegenwärtige angewendet, bleibt vieldeutig und birgt Gefahren, denn die Zahl der irdischen Formen ist beschränkt, die Inhalte wachsen, und unversehens füllt das alte Gefäß sich mit neuem Geist. Es ist erlaubt, die Tragödie aus Hirtenspielen, die *Symphonie aus* Tänzen abzuleiten: doch Hamlets Geist und der Gehalt der Neunten haben mit dieser antiquarischen Forschung nichts gemein. Hier liegt der Grenzwert aller Tradition: sie erklärt, beruhigt, verleiht den gleitenden Dingen mechanische Trägheit, doch sie heiligt nicht, entschuldigt nicht und öffnet keinen Blick ins Künftige. Die Geschichte lehrt es tausendfach: mag eine Staatsform, eine öffentliche Ordnung noch so fest in klar gewollter geschichtlicher Entstehung verankert sein: es ergreift sie ein neuer Geist, die harmlose Form bleibt bestehen, und dem Historiker zum Trotz, dessen sakraler Bau dahinsinkt, füllt unter der Maske des Irrtums, der Mißdeutung, der Gewalt das innere Gesetz in die gereinigte Schale ein neues Leben.

Versagt sich Erfahrung und Überlieferung dem Streben zum Künftigen, erstirbt die Berechnung zur kahlen Spekulation, so sollen wir uns gegenwärtig halten, daß alle Entwicklung Aufstieg des Geistes ist und daß unser inneres Erleben, rein empfunden und wunschlos gedeutet, am Geschehen der Welt mikrokosmischen Anteil hat. Dies ist die Erklärung aller Prophetie; vom geschäftlich nüchternen Erfassen einer Konjunktur bis zur adäquaten Ausdeutung der politischen Notwendigkeit, von der einfühlenden Erkenntnis eines menschlichen Schick-

sals bis zur visionären Durchdringung des Weltbildes bezeichnen alle Stufen des intellektualen und des intuitiven Mitklingens den Parallelismus des erlebten und des objektiven Geistes. Jedes organisierte Instrument erlebt in seiner Stimme das Abrollen der Symphonie.

Die innere Gewißheit dieses Erlebens ist gegeben in der ungewollt und übermächtig sich aufzwingenden Notwendigkeit des Denkens; die mitteilende Wahrhaftigkeit entzieht sich dem mechanischen Beweise. Was ist beweisbar? Kaum das Vergangene, kaum selbst die Wahrheit der euklidischen Geometrie; unsre Gefühle sind es nicht, unsre Erlebnisse nicht und nicht unsre Voraussichten. Jede geschäftliche Auffassung, jede organisatorische Maßnahme ist bestreitbar, und dennoch bleibt in der Welt ein glaubendes Vertrauen zum Rechten. Denn es liegt im mitgeteilten wahrhaften Erlebnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eine Kraft, die Einfühlung, Prüfung und Glauben erzwingt. Starkes Empfinden redet starke Sprache, klar Erschautes leuchtet ein, Aufrichtigkeit schafft Vertrauen.

Der echte Gedanke gibt ein körperliches Gefühl der Plastik und des Gewichts. Und noch ein andres Zeichen unterscheidet ihn von den Paradoxen und Anmerkungen des Tages, die, nur von einer Seite gesehen und beleuchtet, wahr sind: er neigt zum Wirklichen, er berührt das Alltägliche, ohne in ihm zu wurzeln, er scheint realisabel und dennoch phantastisch. Denn die Keime des Künftigen liegen allenthalben sprossend im Boden; das Kommende ist wunderbar, nicht weil es aus dem Nichts kommt, sondern weil es das Gemeine wandelt.

All unser Tun hat etwas Seherisches, denn jeder Schritt trägt in die Zukunft. Glauben wir aber an das Vorschauende im Menschen, so laßt uns recht daran glauben. Schließen wir uns im guten Willen zusammen, so wird dem gemeinsamen Schauen das Trügerische zerrinnen, das Rechte sich verklären; Bedingung ist, daß der Fuß nie den Boden, das Auge die Gestirne nie verliere.

DAS ZIEL

Die Weltbewegung, welche die Epoche unsrer Zeit emporgetragen hat, stammt, von der Erscheinungsseite betrachtet, aus zwei Grundereignissen, die eng zusammenhängen.

Eine Volksverdichtung ohne Beispiel hat den zivilisationsfähigen Teil des Erdbodens ergriffen; sie hat in ihrem schwellenden Drang die dünne Haut der Oberschichten zerrissen, die vormals den europäischen Völkern ihre Farbe liehen und ihr Aufkommen bändigten.

Die zehnfach übervölkerte Menschheit verlangte eine neue Ordnung der Wirtschaft und des Lebens zu ihrer Erhaltung und Versorgung; die Umschichtung der Völker lieferte in den entbundenen Kräften der alten Unterschichten die intellektuale Verfassung, die dem Werke gewachsen war.

Der Weg, den der umschaffende Wille der Menschheit durchlaufen mußte, war lang; abstraktes Denken, exakte Wissenschaft, Technik, Massenbewältigung und Organisation mußten geschaffen werden, ein Umsteuern der menschlichen Wünsche, Gedanken und Ziele wurde gefordert, neue Lebensführung, neue Kunst, neue Weltauffassung und neuer Glaube mußten entstehen, um die veränderte Ordnung erst zu gestalten, dann zu rechtfertigen.

Diese Ordnung habe ich in dem Buch „Zur Kritik der Zeit“ abgeleitet und beschrieben; ich habe sie Mechanisierung genannt, um ihre Universalität auszusprechen und um die mechanische Zwangläufigkeit anzudeuten, die sie von allen früheren Ordnungen unterscheidet. Denn ihr Wesen, alles in allem betrachtet, besteht darin, daß die Menschheit halb bewußt, halb unbewußt zu einer einzigen Zwangsorganisation verflochten, bitter kämpfend und dennoch solidarisch für ihr Leben und ihre Zukunft sorgt.

Früh hat man den Zusammenhang der neuzeitlichen Erscheinung empfunden, doch wagte man nicht, mit einem Blick das Gesamtphänomen zu umspannen. Deshalb hört man noch immer vom Kapitalismus als einer die ganze Zeiterscheinung umschreibenden Tatsache reden, obgleich er nichts weiter ist als die Projektion der Gesamtordnung auf einen Teil der Wirtschaft. Deshalb bildet es noch immer ein unermüdliches Spiel der Wissenschaft, die Zweige der Mechanisierung aufeinander zu beziehen und voneinander abzuleiten: Kapitalismus, Entdeckungen, Krieg, Calvinismus, Judentum, Luxus, Frauendienst werden in wechselnden Bindungen verflochten und zur Evolvente des Gangs der Erscheinung gemacht, wobei es niemand auffällt, daß beständig ein Wunder durch das andre erklärt wird, und niemand einfällt, nach der Urvariablen zu fragen, die unabhängig und auf sich selbst gestellt das bunte Wallen der Erscheinungen beschließt und gerne gestattet, daß man die Töchter betrachtet, ohne der Mutter zu gedenken. Diese Grundfunktion aber ist im tiefsten Erleben des menschlichen Stammes beschlossen; von außen er-

blickt stellt sie sich dar als Wachstum der Zahl und Wandlung der Art, innerlich betrachtet ist sie ein Glied in der Geistesevolution des Lebendigen.

Denn auf der Schöpfungsgrenze, auf der wir stehen, durchschreitet der Geist das Gebiet des zweckhaften Intellekts, der mit seinen Trieben, Furcht und Begierde, vom Urgeschöpf bis zum Urmenschen alles Leben beherrscht, und strebt zur Seele, dem zweckfreien, wunschlosen Reich der Transzendenz. Damit die Menschheit dieses Reich gewinne, muß sie alle Lebenskräfte zusammenraffen, sie muß die Kraft des Intellekts, die einzige, über die sie in Freiheit verfügt, nach Menge und Stärke aufs höchste spannen, sie muß sich zugleich die Unvollendung, die Sinnlosigkeit dieses gewaltigsten Sinnes der materiellen Welt vor Augen führen. Denn der eine der Wege, die zur Seele führen, geht durch den Intellekt; es ist der Weg der Bewußtheit und des Verzichts, der wahrhaft königliche Weg, der Weg Buddhas. Diese Aufgabe und Schickung aber spricht sich aus als eine Not, wie alle Menschheitsschulung. Als Not ist diese selbstgeschaffene die schwerste trotz Eiszeiten und Wildnissen, als Aufschwung ist sie der gewaltigste seit Ursprung des Planeten.

Wer ist der Mensch, der von einer Torheit der Natur zu berichten wüßte? Die Mechanisierung aber ist Schicksal der Menschheit, somit Werk der Natur; sie ist nicht Eigensinn und Irrtum eines einzelnen noch einer Gruppe; niemand kann sich ihr entziehen, denn sie ist aus Urgesetzen verhängt. Deshalb ist es kleinliche Zagheit, das Vergangene zu suchen, die Epoche zu schmähen und zu verleugnen. Als Evolution und Naturwerk gebührt

ihr Ehrfurcht, als Not Feindschaft. Dem Feinde ziemt uns ins Auge zu blicken, seine Stärke zu ermessen, seine Schwäche zu erspähen, um ihn nach Schicksals Willen zu schlagen. Mechanisierung als Not aber ist entwaffnet, sobald ihr heimlicher Sinn offenbart ist.

Mechanisierung als Form des materiellen Lebens hingegen wird der Menschheit dienen müssen, solange nicht die Volkszahl auf die Norm der vorchristlichen Jahrtausende zurückgesunken ist. Drei ihrer Funktionen allein genügen, um ihr die Herrschaft über das materielle Erdentreiben zu sichern: die Arbeitsteilung, die Bewältigung der Massen und der Kräfte. Kein ernster Vorschlag wird verlangen, kein ernstes Urteil wird vermuten, daß die Menschheit freiwillig auf die Beherrschung der Natur verzichte, um in falscher Naivität ein kärglich beschränktes Dasein, ein völliges Vergessen alles Wissens, einen künstlichen Urzustand sich zu bereiten. Ganz töricht aber ist die Meinung jener großstadtmüden Einsiedler, die mit einem guten Buch, einfachem Hausrat und einer Laute sich in die Einsamkeit schöner Gebirge begeben und wähnen, der Mechanisierung entronnen zu sein, wo nicht gar sie gebrochen zu haben. Denn Mechanisierung als Praxis ist unteilbar; wer einen Teil will, der will das Ganze. Damit eine Axt käuflich sei, müssen Tausende in den Tiefen der Erde schürfen, damit ein Blatt Papier entstehe, müssen Waldungen im Rachen der Maschinen zerkaut werden, damit eine Postkarte bestellt werde, müssen die Schienenwege der Erde unter dem Donner der Lokomotiven erzittern. Betrug wider Willen und unbewußte Ausbeutung ist es, eine Mechanisierung mit Aus-

wahl gelten zu lassen; mögen jene Arkadienschäfer den letzten gesponnenen Faden, das letzte gezüchtete Saatkorn und die letzte Münze von sich abtun: sie werden auf der Erde kaum einen Fußbreit zum Schauplatz für erklügelte Robinsonaden finden.

Denn das Wesen der Mechanisierung schließt Universalität ein; sie ist die Zusammenfassung der Welt zu einer unbewußten Zwangsassoziation, zu einer lückenlosen Gemeinschaft der Produktion und Wirtschaft. Da sie aus sich selbst erwachsen, nicht durch bewußten Willen auferlegt ist, da keine Satzung Arbeit und Verteilung regelt, sondern ein allgemeiner Notwille, so erscheint die ungeheure Arbeitsgemeinschaft dem einzelnen nicht als Solidarität, sondern als Kampf. Solidarität ist sie, insofern das Geschlecht sich durch planvolles Wirken erhält und jeder sich auf den Arm des andern stützt, Kampf ist sie, insofern der einzelne nur so viel Anteil an Arbeit und Genuß erhält, als er erringt und erzwingt. In dieser brutalen Regellosigkeit des Triebartigen und Unbewußten der mechanistischen Organisation liegt, dies sei hier zum erstenmal betont und im künftigen ausgeführt, der eigentlich nothafte Kern ihres Folgewesens; die Welterscheinung selbst, soweit sie auf der Gemeinschaft des Kampfes um und gegen die Naturmächte beruht, ist weder gut noch böse, sondern schlechthin notwendig, weil Alle vereint mehr leisten als Einer, und weil Sammlung und Organisation die Bestimmung aller zum Leben geordneten Kräfte ist. Gleichviel in welcher planetarischen Heimat, wird jeder hinlänglich verdichteten und geistig zulänglichen Menschheitsform eine der Mechanisierung entsprechende Kollektiverscheinung er-

wachsen; von der seelischen Stärke dieser Menschheit aber hängt es ab, ob sie sich dem dunklen Willen unterwirft, oder ob sie den Zwang meistert.

Auf unserm Gestirn hat die Mechanisierung einen großen Teil ihrer Aufgabe erfüllt. Unter der Form der Zivilisation hat sie eine äußere Verständigung angebahnt, die Möglichkeit eines leidlich reibungslosen Zusammenlebens und organischen Aufbaues geschaffen. Unter der Form der Produktions- und Verkehrsgestaltung hat sie Ernährung, Kleidung und Behausung der vervielfältigten, ständig wachsenden Erdbevölkerung gesichert, indem sie die Fundstellen des Erdkreises öffnete, Zentralisierung der Verarbeitung, Dezentralisierung des Vertriebes lehrte. Unter der Form des Kapitalismus hat sie ermöglicht, die Arbeitsleistung der Menschheit nach Bedarf zu sammeln und auf geordnete, einheitliche Ziele zu lenken. Als staatliche und bürgerliche Organisation hat sie versucht, jeden Gruppenwillen zum Ausdruck zu bringen und dem Gesamtbewußtsein vernehmlich zu machen. Unter der Form der Publizistik leitet sie jeden Eindruck, den das Gesamtwesen empfängt, zum Wahrnehmungszentrum der Gemeinschaft. Unter der Form der Politik versucht sie die Umgrenzung der Nationalität und die Arbeitsteilung zwischen den Nationen zu erwirken. Unter der Form der Wissenschaft erstrebt sie ein Gemeinschaftsforschen des Erdgeistes, unter der Form der Technik setzt sie das Wissen um in Kampfbereitschaft gegen die Naturkraft.

Kein Gebiet der Erde ist unerschließbar, keine materielle Aufgabe undurchführbar, jedes Erdengut ist erschwinglich, kein Gedanke bleibt verheim-

licht, jedes Unternehmen kann Prüfung und Verwirklichung fordern; die Menschheit ist, soweit materielles Schaffen reicht, zu einem fast vollendeten Organismus erwachsen, der mit Sinnen, Nervensträngen, Denkorganen, Blutumlauf und Tastwerkzeugen den Ball umspannt, seine Kruste lockert und seine Kräfte aufsaugt.

Vom Organischen zum Ungegliederten führt kein Entwicklungsweg. Andre Organisierungsformen als die der Mechanisierung sind denkbar; dennoch werden auch sie stets ihrem materiellen Sinne gemäß einen materiellen Aufbau bilden, der Menschenkräfte sammelt, um Naturkräfte zu bezwingen, dennoch werden auch sie stets dem Leben die gleiche Gefahr und Bedrängung bieten, sofern die Kräfte der Seele sich ihrer nicht bemächtigen.

Noch ist es entschuldbar, daß die Welt an ihrem ersten Einheitswerke sich berauscht, ja daß sie das materiell Erbaute als für den Geist bewohnbar erachtet, daß sie ihr Denken und Erkennen, Fühlen und Wollen in den Dienst der selbstgeschaffenen Ordnung stellt. Und dennoch, obwohl das Gebäude den Gipfelpunkt noch längst nicht erreicht hat, regt sich das Gewissen. Zunächst freilich im grob mechanischen Sinne: die Enterbten bäumen sich auf; sie wollen diese sinnlich-mechanische Ordnung vernichten, um eine andre sinnlich-mechanische Ordnung an ihre Stelle zu setzen, die ihnen gerechter dünkt und mehr verspricht. Doch auch die Bevorzugten fühlen sich bedrückt. Sie fühlen den Verfall ästhetischer und sittlicher Werte, sie möchten die alten Zeiten herbeiholen und sind bereit, von der unteilbaren Mechanisierung so viel zu opfern, als ihnen zusammenhanglos erscheint, so

viel, als ihre Interessen und Bequemlichkeiten nicht betrifft. Vor allem aber dämmert ein Bewußtsein, daß Unrecht im Spiel ist. Daß keiner, auch der Glücklichste nicht, von innerem Abbruch verschont bleibt, daß ein Höheres als das Verlorene in Gefahr ist. Noch webt das Geplänkel um Außenwerke, weil das Gesamtwesen und die Gesamtmacht der Mechanisierung nicht erkannt und nicht verstanden ist; Fragen der Weltanschauung, des Kapitalismus, des Elends, der Technik werden außer Zusammenhang mit dem Zentralproblem erörtert. Eine Orientierung besteht nicht; Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Kultur, Gleichgewicht, Politik, Interesse, Tradition, Nationalität, Ästhetik werden abwechselnd zur Achse gewählt. Hier pocht das schlechte Gewissen der Zeit und ihre innere Sorge; wir haben die Mechanisierung nach ihren ordnenden Kräften befragt, nun soll sie über ihre geheim waltenden Zersetzungen Rede stehen.

1. Mechanisierung ist eine materielle Ordnung; aus materiellem Willen mit materiellen Mitteln geschaffen, verleiht sie dem irdischen Handeln eine Richtungskomponente ins Ungeistige. Niemand kann dieser Richtkraft gänzlich sich entziehen, im mechanistischen Sinne bleibt auch der höchst vergeistigte Mensch ein wirtschaftendes Subjekt, das, um zu leben, besitzen oder erwerben muß. Die Welt ist zur Händlerin und Schaffnerin geworden, und jeder trägt den Einschlag und die Färbung der Zeit.

Wie müssen Jahrhunderte des Denkzwanges auf den gepreßten Menschengeist wirken! Die Ära der Arbeitsteilung verlangt Spezialisierung; bewegt sich der Geist in den ähnlich bleibenden Normen und Praktiken seines Sondergebietes, erscheint ihm

zugleich durch tausendfältiges Botschaftswesen das Nebelpanorama des unbarmherzig wechselnden Weltgeschehens, so dünkt ihm leicht das Kleine groß, das Große klein; der Eindruck verflacht, leichtfertiges, verantwortungsloses Urteil wird begünstigt. Bewunderung und Wunder erstirbt vor dem Schrei der Neuheit und Sensation; von allem bleibt der schäbigste Vergleich: Zahl und Maß; das Denken wird dimensional. Gilt von den Dingen die Abmessung, so gilt vom Handeln der Erfolg; er betäubt das sittliche Gefühl, so wie Messen und Wägen das Qualitätsgefühl verblödet. Vom raschen Urteil nährt sich der Erfolg; Irrtum und Täuschung kostet; der Sinn wird skeptisch. Er will nicht in die Dinge, sondern hinter die Dinge, Menschen und Mächte dringen, er verliert Scheu und Scham. Wissen ist Macht, heißt es, Zeit ist Geld; so geht Wissen erkenntnislos, Zeit freudlos verloren. Die Dinge selbst, vernachlässigt und verachtet, bieten keine Freude mehr, denn sie sind Mittel geworden. Mittel ist alles, Ding, Mensch, Natur, Gott; hinter ihnen steht gespenstisch und irreal das Ding-an-Sich des Strebens: der Zweck. Der nie erreichte, nie erreichbare, nie erkannte: ein trüber Vorstellungskomplex von Sicherheit, Leben, Besitz, Ehre und Macht, von dem je so viel erlischt, als erreicht ist, ein Nebelbild, das beim Tode so fernsteht wie beim ersten Anstieg. Ihm drohend gegenüber erhebt sich, realer und tausendfach überschätzt, das Furchtbild der Not. Von diesen Phantomen gezogen und getrieben, irrt der Mensch vom Irrealen hinweg zum Irrealen hin; das nennt er leben, wirken und schaffen, das vererbt er als Fluch und Segen denen, die er liebt.

Dieser Zustand des mechanisierten Geistes aber ist nichts andres als der zum Großstadttaumel aufgepeitschte Urzustand der niedern Rassen, das Furcht- und Zweckwesen derer, die in ihrem Aufschwung das Zeitalter geschaffen haben. Mehr als ein Atavismus: ein Niedersinken aller, die den Trank genießen, in die Tiefe der Dunklen, die ihn brauten. So sind sie auf dem Zenit der Zivilisation verdammt, das Leben, die Stimmung, die Angst und die Freuden zu erleben, die ihre Vorderen den Sklaven gönnten.

Diese Stimmung aber ist Streben und Verblendung. Streben, dem kein Ziel genügt und das doch so irrational ist, daß es zuletzt die Arbeit zum Selbstzweck macht, und so erdgebannt, daß es alles, was gleißt, vom Wege aufliest und, mit der toten Fracht der Mittel belastet, sich zum Grabe schleppt; Verblendung, der keine Tatsache real genug, kein Wissen zu nebensächlich ist, und die doch jede Vertiefung scheut, die Welt entfleischt und entgeistert, den sterblichen Sinn ertötet und den unsterblichen verschmäht.

Die Freuden sind die der Kinder, Sklaven und niedern Frauen: Besitz, der glänzt und Neid schafft, Unterhaltung und Sinnenrausch. Die Besitzfreude steigert sich zum irrsinnigen Warenhunger, der sich selbst vertausendfacht, indem Übersättigung und Mode alljährlich die Schatzkammern entwerten und leeren müssen, um sie mit neuem Unrat und Tand zu füllen. Tief erniedrigend und entwürdigend sind die Freuden der Großstadt und der Gesellschaft, die in unbewußter Ironie sich die bessere nennt. Verläßt ein denkender Mensch und Menschenfreund die Stätten, an denen dieses Volk sich

vergnügt oder, wie es mit dem gemeinsten Wort vulgärer Sprache es bezeichnet, sich amüsiert; verläßt er diese Orte, ohne auch nur einen Augenblick an der Zukunft der Menschheit zu zweifeln, so hat er die stärkste Prüfung seiner Weltzuversicht überstanden. Rausch, Lust und Verbrechen strömt aus Giften und Reizmitteln, die an Aufwand das Dreifache fordern von dem, was die Welt für alle Aufgaben ihrer Kultur zusammenträgt.

2. Mechanisierung ist Zwangsorganisation, deshalb verkümmert sie die menschliche Freiheit.

Der einzelne findet das Maß seiner Arbeit und Muße nicht mehr im Bedürfnis seines Lebens, sondern in einer Norm, die außer ihm steht, der Konkurrenz. Es genügt nicht, daß er nach dem Ausmaß seiner Kräfte und Wünsche schafft, er wird geschätzt nach dem, was der andre, die andren schaffen; halbe oder langsame Arbeit ist wertlos, sie gilt nicht besser als Müßiggang. Die Weltarbeit vom Feldherrn bis zum Postboten, vom Tagelöhner bis zum Finanzmann steht unter dem Druck des Akkord- und Rekordsystems; von jedem wird so viel verlangt, als der andre leistet. Der alte Handwerker ergänzte sein Schaffen durch Liebe und Verschönerung; die Mechanisierung produziert unter dem Sinnbild der Submission: ein Minimum an Güte und Menge wird vorgeschrieben, der geringste Preis ist recht, und Liebe wird nicht bezahlt. Die Grenze der Anspannung bietet der Kampf der Gruppen, aufwärts bis dem der Nationen, und auch der entscheidet sich nach objektiven Kräftesummen, ohne Einfluß des einzelnen.

Selbst in der Richtung und Fassung seiner Werktätigkeit ist der Mensch nicht frei. Mag er zur

Einseitigkeit oder zur Vielfältigkeit bestimmt sein, die mechanistische Ordnung benutzt ihn zur Spezialisierung. Willig fügt sich das Geschlecht dem Zwang, es erzeugt den geborenen Handelsreisenden und Schullehrer, wie es den geborenen Betriebsingenieur und Insektenforscher erzeugt; noch mehr, es liefert die Typen in der Zahl und Auswahl, wie Bedürfnis und Überfüllung sie vorschreibt. Rückfall wird bestraft; entsteht noch dann und wann ein Mensch vom alten Schlage der Krieger, Abenteurer, Handwerker, Propheten, so wird er aus der gemeinsamen Anstalt ausgeschlossen und verfemt oder zum niedersten undifferenzierten Dienst entwürdigt.

Der Zwang geht weiter. Auch die Selbstverantwortung wird dem Menschen genommen. Denn das organisatorische Wesen der Mechanisierung beruhigt sich nicht, bevor jeder ihrer Teile, jede ihrer Summen wiederum zum Organismus geworden ist; in gleicher Lückenlosigkeit, wie jedes noch so kleine und noch so große Element der lebenden Natur sich als Organon darstellt. Genossenschaften, Vereinigungen, Firmen, Gesellschaften, Verbände, Bureaukratie, berufliche, staatliche, kirchliche Organisationen binden und trennen die Menschheit in unübersehbarer Verflechtung; niemand ist für sich, jeder ist unterworfen, andern verantwortlich. Dieser Zustand, erhebend in der Großartigkeit der Konzeption und in der naturgewaltigen Tröstlichkeit eines nicht mehr menschengeschaffenen Schicksals, wird zum öden Dienst in jenen gewaltigen, unbewußt dämmernden Regionen, in denen nicht selbstbewußte Verantwortung, sondern unterworfenes Interesse waltete. Auch der zünftige

Handwerker war abhängig, doch nicht im gleichen Sinne wie der Angestellte des Warenhauses; seine Gebundenheit war sichtbar, eindeutig und dennoch von innerer Freiheit erfüllt. Ein Blendwerk äußerer Freiheit bedeckt die mechanistische Bindung: der Unzufriedene kann Rücksicht auf Form verlangen, auftrumpfen, die Arbeit niederlegen, wegziehen, auswandern: und doch befindet er sich nach Wochen bei veränderten Namen, Personen und Ortschaften im gleichen Verhältnis. Die Anonymität der Unfreiheit vollbringt durch ihren Zauber, was den alten Despotien und Oligarchien mit ihren Häschern und Spähern nicht gelang: die Abhängigkeit zu verewigen.

Der Einzelzwang aber ist ein geringes Übel, verglichen mit der Massenerscheinung, die ihn überdeckt. Die Mechanisierung als Massenorganisation bedarf der Menschenkraft nicht einzeln, sondern in Strömen. Die Pyramidenmannschaft der Pharaonen genügt nicht, um den Tagesbedarf eines Landes auch nur an Werkzeugen zu decken; die Heeresmacht Napoleons reicht nicht zu für die Besatzung eines Bergwerksbezirks. Völkerschaften müssen bereitstehen, um sich zu wechselnden Heeresströmen beständig neu zu ordnen, millionenfache Maschinenpferde verlangen millionenfaches Zentaurenvolk. Nicht innere Notwendigkeit des Mechanisierungsprinzips, sondern bequem gebilligte Begleitumstände der Entwicklung haben die an sich unvermeidliche Arbeitsteilung zwischen geistiger und körperlicher Leistung zur ewigen und erblichen gemacht und so in jedem zivilisierten Lande zwei Völker geschaffen, die blutsverwandt und dennoch ewig getrennt, im gleichen Verhältnis

wie ehedem die stammesfremden Ober- und Unterschichten, einander gegenüberstehen. Beide sondert und beherrscht der Zwang. Ohne Verlust bürgerlichen Ranges und Bewußtseins, ohne Verzicht auf gewohnten Umgang, Güter des Genusses und der Kultur steigt kein Oberer hinab, ohne den Zufall eines Anfangbesitzes an Kapital oder Ausbildung dringt kein Unterer hinauf. Dieser Zufall aber ist, abgesehen vom Falle der Auswanderung, so unverhältnismäßig selten, daß unter Tausenden von Angestellten, die durch den Gesichtskreis unsrer Unternehmer schreiten, sich kaum der Sohn eines echten Proletariers findet.

Von unerhörter Härte ist dieser Trennungszwang für das zweite Volk. Helotie, Leibeigenschaft, Hörigkeit waren auf Landwirtschaft gegründete Abhängigkeiten. Die Arbeit, härter und unlohnender als die der Freien, war doch von gleicher Art; es war der schön bewegte Kreis des Landlebens, wenn auch unter Aufsicht und elende Kürzung des Ertrages gezwängt. Die Arbeit des Proletariers genießt zwar jene lockende Anonymität der Abhängigkeit; er erhält nicht Befehle, sondern Anweisungen, er folgt nicht dem Herrn, sondern dem Vorgesetzten; er dient nicht, sondern übernimmt eine freie Verpflichtung; seine menschlichen Rechte sind die gleichen wie die des Gegenkontrahenten; er hat die Freiheit, Ort und Stellung zu wechseln; die Macht, die über ihm steht, ist nicht persönlich: erscheint sie in der Form eines einzelnen Arbeitgebers oder einer Firma, so ist es in Wahrheit die bürgerliche Gesellschaft. Dennoch verläuft sein Leben, wie er es auch innerhalb dieser Scheinfreiheit gestalte, in generationenlanger Öde und

Gleichförmigkeit, über und unter Tage. Wer ein paar Monate lang bei ungeistiger Verrichtung von 7 bis 12 und von 1 bis 6 das Zeichen einer Pfeife herangesehnt hat, ahnt, welche Selbstverleugnung ein Leben der entseelten Arbeit fordert; niemals wieder wird er versuchen, durch kirchliche oder profane Überredung dieses Leben an sich als ein zufriedenstellendes zu rechtfertigen, und jeden Versuch, es zu mildern, als Begehrlichkeit verschreien. Wer aber ermißt, daß dies Leben nicht endet, daß der Sterbende die Reihe seiner Kinder und Kindeskinder unrettbar dem gleichen Schicksal überliefert sieht, den ergreift die Schuld und Angst des Gewissens. Unsre Zeit ruft nach Staatshilfe, wenn ein Droschkenpferd mißhandelt wird, aber sie findet es selbstverständlich und angemessen, daß ein Volk durch Jahrhunderte seinem Brudervolk frönt, und entrüstet sich, wenn diese Menschen sich weigern, ihren Stimmzettel zur Erhaltung des bestehenden Zustandes abzugeben. Das flache Dogma des Sozialismus ist ein Produkt dieser bürgerlichen Gesinnung; tiefste Notwendigkeit und funkelndes Paradox ist es zugleich, daß dieses Dogma zur stärksten Stütze von Thron, Altar und Bürgertum werden mußte: indem es nämlich mit dem Gespenst der Expropriation den Liberalismus schreckte, so daß er alles freie und eigene Denken fahren ließ und hinter den erhaltenden Mächten Schutz suchte.

Der herrschenden Volksschicht ist der mechanistische Trennungszwang keine Not, doch eine Gefahr. Es scheint ein Naturgesetz, daß jeder Organismus, der vom natürlichen Lebenskampfe auch nur um ein weniges entlastet wird, zunächst zwar üppig gedeiht, dann erschlafft und eingeht.

Die Völkeropfer dieser Schicksalsfolge wurden ehedem von Eroberern abgelöst und in wiedererzeugende Berührung mit dem Boden gebracht. Eroberer birgt der Behälter der Erde nicht mehr; eine bloße Umwälzung der Schichten würde das Spiel mit vertauschten Rollen, nicht mit erfrischten Kräften, erneuern und kläglich beenden. Zu der Entlastung von leiblicher Arbeit tritt die Geschlechterfolge intellektualer Anspannung, die unsre Großstädte geistig und physisch entfruchtet und der Dämpfung des westlichen Volkswachstums vorarbeitet.

Überblickt man die Erscheinung der zwangsweisen Schichtung, die wir dem rastlosen Streben der Mechanisierung nach Organisation und Arbeitsteilung zuschreiben, so ergibt sich abermals, daß die Bewegung zum Empfindungs- und Bewegungskreise ihrer dunklen Urerzeuger zurückgekehrt ist. Sie hat den Urstand der Sklaverei nicht verschmerzt und trotz Abendland, Christentum und Zivilisation verstanden, ein Hörigkeitsverhältnis über die Völker zu breiten, das ohne gesetzlichen Zwang, ohne sichtbare Herrengewalt, durch den bloßen Ablauf scheinbar freier Wirtschaftsvorgänge gesichert, eine zwar anonyme und verschiebbare, doch unzerbrechliche und erbliche Abhängigkeit von Schicht zu Schicht verbürgt.

3. Mechanisierung ist nicht aus freier und bewußter Vereinbarung, aus dem ethisch geläuterten Willen der Menschen entstanden, sondern unabsichtlich, ja unbemerkt aus den Bevölkerungsgesetzen der Welt erwachsen; trotz ihres höchst rationalen und kasuistischen Aufbaues ist sie ein unwillkürlicher Prozeß, ein dumpfer Naturvorgang. Un-

ethisch auf dem Gleichgewicht der Kräfte, auf Kampf und Selbsthilfe beruhend, wie etwa der Urzustand im Lebensgleichgewicht eines Waldes, verbreitet sie eine Weltstimmung, die, rückwärts gewandt über die frühe Arbeit des Christentums, über die politische und theokratische Ethik der Mittelmeerkultur hinweggreifend, unter der Dekkung und Maske der Zivilisation abermals auf primitive Menschheitszustände hinstrebt. Denn diese Stimmung ist Kampf und Feindschaft.

Das menschliche Herz schlägt zu warm, es ist zu bedürftig der Anlehnung und Liebe, als daß der Haß als offne, weltverzehrende Flamme ausschlagen dürfte; doch je härter und spröder das Geschlecht, das der Mechanisierung erliegt, desto tückischer nagt der innere Brand im knirschenden Getriebe.

Der frühere Mensch goß seine Kraft und Liebe in sein Werk; er war um des Dinges willen da; die Menschen standen abseits, er bedurfte ihrer zum seltnen Austausch, zum gemeinsamen Schutz oder zum Dienst. Im engen Kreise umgaben ihn die Seinen, die er hegte, im weitern die Genossen, denen er Treue hielt, in fernerem Abstand die Feinde, die er bekämpfte. Der neue Mensch lebt nicht um eines Dinges willen; er strebt nach dem neutralen Gut des Besitzes, nach dem unverkörperten Begriffe einer relativen, doch beliebig ausdehnbaren Machtsphäre; sein Lebensinhalt ist nicht die Sache, die zum Mittel herabsinkt, sondern die Laufbahn. Durch Menschenmauern hindurch muß sie gebrochen werden; wohin er blickt, wo immer er stehen möchte, steht ein andrer, der ist sein Feind. Um Bresche zu reißen, bedient er sich des

Genossen, der Gefolgschaft; nicht aus Liebe führt er sie, folgen sie ihm, sondern aus Interesse; jeder ist dem andern Mittel, das aufgegeben wird, wenn es nicht mehr dient. Dem Produzenten ist der Mitmensch Konkurrent, das ist Feind, Abnehmer, das ist Mittel; Lieferant, das ist Feind, Sozius, das ist Mittel. Wem er sich nähert, von dem will er etwas, wer sich ihm nähert, der will etwas von ihm, so sind beide auf der Hut, und ihre Stimmung ist feindliches Mißtrauen. Deshalb erscheint es jedem einerseits gefährlich, anderseits ungeziemend, im Fremden den Menschen zu wecken; es ist Herkommen, ihn wie Luft zu behandeln, bis die blöde Konvention der Namensnennung den landesüblichen Schutz eines kalten Respekts gesichert hat. Der menschenfreundliche Schwärmer, der sich über die Form hinwegsetzt, wird, wenn er nichts zu bieten hat, kühl abgetan; hat oder vermag er Begehrenswertes, so fühlt er bald zum Dank seines Vertrauens sich zum Mittel erniedrigt. Er teilt mit Recht das Schicksal derer, die einen Gesamtzustand statt durch Einwirkung auf Gesinnung und Gewissen durch Sonderexperimente beheben wollen. Deshalb klagen die Menschen so gern einander an und warnen sich wechselweise, rühmen sich ihrer schlechten Erfahrungen und erklären sich als Pessimisten der Menschenkunde. Sie wissen nicht, daß sie sich selbst verurteilen. Denn in der menschlichen Natur liegt diese Feindseligkeit und Niedrigkeit nicht, das Herz des Menschen ist zart wie seine nackte Haut, es ist der Rührung, dem Schmerz, der Neigung hingegeben. Was dies Herz verhärtet, ist die Angst; die Sklavenpeitsche der Mechanisierung, die niemals ruht, und deren Zischen

Hunger, Verachtung, Entrechtung, Schmerz und Tod bedeutet. Freilich sind die Nöte an sich nicht furchtbar, sondern Wege des Heils; doch nur für den gläubigen Menschen; die Mechanisierung aber hat vorsorglich verstanden, um ein wenig Wissen und Zauberei ihm den Glauben abzukaufen.

Feindschaft von Mensch zu Mensch steigert sich zur Feindschaft von Gruppe zu Gruppe, Stamm zu Stamm, Volk zu Volk. Der Mensch ist zum Interessenten geworden; irgendeine kümmerliche Theorie hat ihm und seinesgleichen Abhilfe aller Bedrängnis versprochen, sie schließen sich zusammen, nennen's Partei oder Interessenvertretung, verallgemeinern ihre umgekehrten Beschwerden zu einem positiven Idealbegriff und entrüsten sich, daß der Widersacher, vom entgegengesetzten Interesse ausgehend, nicht zum gleichen Ideal gelangt. In dieser an Spielarten so ergiebigen Zeit ist nichts schwerer zu finden als ein Mensch, dessen Überzeugung und Ideal sich nicht mit seinen Interessen deckt; diese verzweifelte Erfahrung führt dazu, daß es ernste Denker gibt, die eine Weltanschauung, eine transzendente Überzeugung überhaupt nicht mehr als eine Form der Erkenntnis, als einen Abglanz des Ewigen dulden, sondern vielmehr darin nur eine Art von Charakter- und Interessenumsetzung, gewissermaßen eine Krankengeschichte, eine idiosynkratische Sonderlichkeit erblicken. Soweit geht das Vertrauen zur Positivität der Interessen, zur Alleinherrschaft des Intellekts, zur Erdgebundenheit des Gefühls.

Welches Interesse hat nun die Mechanisierung, durch Angst und Not, durch Feindschaft und Kampf ihre Opfer auf die Höhe der Leistung zu

treiben? Ahnt sie nicht, daß alles Größte der Welt Werk der Liebe und brüderlicher Gemeinschaft gewesen ist? Zweifelt sie daran, daß Not zwar Eisen bricht, Glaube aber Berge versetzt?

Mag sie es ahnen, doch gleicht sie darin dem armen Satan, daß sie in den Höhen machtlos ist. Sie hat sich verpflichtet, den Menschen mit tausendfach vermehrter Sippe zu nähren, zu unterhalten und zu bereichern, und hält diesen Pakt. Ihre Mittel sind kunstvoll und erfinderisch, aber gemein, denn aus gemeiner Not entstammt sie; den edleren Menschen drückt sie hinab, den niedern zieht sie empor; bis zu ihrer eigenen Höhe, nicht höher. Nun kennt sie ihr Knechtsgefolge; den Glauben hat sie vernichtet, zum guten Willen hat sie wenig Vertrauen, mit Angst und Plage kommt sie zurecht. Wo Wetteifer nicht ausreicht, erzwingt es die Konkurrenz, wo Bruderhilfe erlahmt, erzwingt es der Kampf, wo Volksgemeinschaft ermangelt, erzwingt es die Klassenschichtung. Und abermals in allen diesen Mitteln herrscht der uralte Trieb des Neides, des Hasses, der Angst und Begierde, unter dessen Aspekt die Mechanisierung erzeugt ward.

Auch daran erinnert sie sich ihres Ursprungs, daß sie die Menschen verfolgt, die nicht nach ihrem Bilde geschaffen sind. Der freie Mensch der Phantasie, der Träumer des Göttlichen, der hingegebene Freund der Dinge und Geschöpfe, der Liebende, der für den kommenden Tag nicht sorgt und das Fürchten nicht lernt, ist ihr ein träger und verträumter Knecht. Noch über ein kurzes duldet sie ihn hinterm Pflug, in der Front, auf fremden Meeren, dann denkt sie sein Werkzeug durch Maschinen, ihn selbst durch Schlauere zu

ersetzen. Des Menschenfreundes, der glaubt, daß die Seele nach dem Worte der alten Schrift ans Blut gebunden ist, bemächtigt sich Verzweiflung, denn das beste Blut entströmt unwiederbringlich. Wer aber glaubt, daß der Geist das Blut beherrscht, daß aus Steinen Abrahams und Deukalions Same erweckt werden kann, der wird dies verrinnende Blut als die Opfergabe preisen, die dem Geist Befreiung aus mechanistischen Banden verbürgt.

Wir wissen, daß alle Güter dieser Erde nichts sind als amorpher Rohstoff, weder gut noch böse, weder wert noch unwert, solange sie nicht zu zweiter Natur wiedergeboren sind. Die Güte, die aus Gewöhnung und freundlicher Anlage kommt, nicht wiedergeboren aus Stärke des Herzens, ist keine Güte; Natur, durch kein vergeistetes Auge neu erzeugt, ist nicht Natur; das Meisterwerk gewinnt seine Freiheit, indem es durch Kunst zur Natur wiedergeboren wird; der Mensch selbst, ungeläutert durch Fall, Bewußtheit und Aufstieg, bleibt im Seelenhaften ungeboren. Die Wiedergeburt durch Bewußtheit und freien Willen zur Pflicht und zum Liebeswerk war dem mechanistischen Wesen noch nicht beschieden; noch ist es ungebrochenes Natur- und Kriegswerk, in gleichem Stande wie Selbstverteidigung vor Anbruch des Gesetzes oder Ernährung ohne Erkenntnis des Eigentums. Und doch ist die Mechanisierung sittlicher Durchgeistigung fähig; ihr höchster und edelster Teil, der Staat, hat durch vorzeitliche Weihen sie erfahren und könnte ohne diese Verklärung seiner Sendung nicht bestehen. Freilich fließen die tausendfachen Attribute des Staates aus ehrwürdigeren Quellen; Heimatsliebe, Stam-

mesgenossenschaft, nationale Gemeinschaft des Kulturbesitzes und Erlebens, religiös-theokratische Verschwisterung des Empfindens haben sein Reich ins Übernatürliche gesteigert. Doch es entscheidet nicht die Herkunft, sondern die immanente Notwendigkeit des Wesens; es entscheidet das Bewußtsein, daß die geheiligte Institution höher steht als die Notdurft des einzelnen, die Ahnung, daß der Mensch nicht um eines irdischen Glückes willen geschaffen ist, sondern in göttlicher Sendung, der Glaube, daß die menschliche Gemeinschaft nicht eine Zweckvereinigung bedeutet, sondern eine Heimat der Seele. Dieses unausgesprochene Bewußtsein, das auch der unvollkommensten Staatsform noch einen Schimmer von Göttlichkeit verleiht, muß dereinst erwachen für jede Form und Handlung materiellen Lebens und muß selbst die Mechanisierung ergreifen und durchdringen. Stets war das Wirken in Wissenschaft und Kunst, in Heer und Staat sich bewußt, daß kein Werk verantwortungslos für sich allein steht, daß jedes sich selbst und der Welt Rechenschaft schuldet, daß eine Kette der Pflicht und Notwendigkeit alles Schaffen verbindet, daß Losgelöstheit und Willkür die Schmach des Eigennutzes und der sinnlichen Knechtschaft an der Stirn trägt. Das Bewußtsein muß aber erwachen, daß in gleichem Maße alles materielle Handeln und alles, was ihm dient, ein Bauen am irdischen und überirdischen Leibe der Menschheit bedeutet, darin jeder Schritt und Handstreich, jeder Gedanke und Laut Kerne und Zellen formt, daß eine göttliche Verantwortung und Dankbarkeit eines jeden Sache zu jedermanns Sache und jedermanns Sache zur Sache eines jeden

macht, daß es kein Unglück und Verbrechen gibt, für das wir nicht alle Rechenschaft schulden, daß kein Recht, keine Pflicht, kein Glück und keine Macht abseits vom Schicksal aller erworben und vertreten werden kann. Ist einstmals auch die Mechanisierung von dieser Erkenntnis durchgeistet, so ist sie nicht länger ein empirischer Gleichgewichtszustand; dann wächst sie empor und hinein als wahrhafter Organismus in das Gesamtorganon des Schöpfungskreises, auf daß nun in seinen Adern ungehemmt vom Herzen zum Herzen der Gottheit die Kräfte strömen und das planetare Leben zum Bilde organischer Theokratie sich vollendet.

Überblicken wir getrost den Umfang der mechanistischen Erscheinung! Die technisch dienende Verrichtung: Das wuchernde Geschlecht zu nähren und zu erhalten, wird von der mechanisierten Ordnung zulänglich geleistet. Zu den Kräften der Natur, zum Bereiche sinnlicher Erkenntnis ist ein bedeutendes Verhältnis geschaffen. Im nützlichen Denken, im Sammeln und Verteilen der Kräfte, in der Beweglichkeit der Massen und der Geister ist Ungeahntes erreicht. Das Übel der Mechanisierung beginnt, wo die ungebrochene, undurchgeistete Kraft sich des innern Lebens bemächtigt, wo die gewaltig entfesselte Bewegung verantwortungslos aus der dienenden Bindung sich befreit, um den Menschen und sein Geschlecht, den Herrn des Getriebes, zum Knecht seines eigenen Werkes zu erniedern. Hier quillt Unfreiheit, sinnloses Mühen, Feindschaft, Not und geistiges Sterben.

Doch dem Menschen ist es gegeben, sich zu besinnen und mit dem Lichte seiner übersinnlichen Ahnung die Wirrnis zu durchleuchten. Die Me-

chanisierung als materielle Ordnung wird er nicht preisgeben, solange nicht neue Ereignisse und Einsichten ihn gelehrt haben, den Naturkräften anders als durch organisierte Arbeit und Forschung entgegenzutreten. Die Mechanisierung als geistige Herrscherin des Daseins wird er bekämpfen und kann er vernichten, sobald er die Praxis vom Zweck zum Mittel mäßigt, sobald er des Notzwangs und Blutlohns nicht mehr bedarf, sobald er vorzieht, aus freiem Willen zu leisten, was heute der Zwang ihm erpreßt, und den ärmlichsten Teil seines unedlen Sonderglücks um Menschheitssegen einzutauschen.

Daß es nur eines Umsteuerns des Geistes bedarf, nicht des Maschinellen, begreifen wir aus innerster Tiefe, sobald wir nochmals die Mechanisierung als Erscheinung verlassen und sie als Geistesevolution von innen ergreifen. Hier erscheint sie uns als die gewaltige Steigerung des Erdengeschöpfes zum Intellekt, der in der beispiellosen Zahl seiner Träger, in der Schärfe und Nachhaltigkeit, Zielrichtung, Verzweigung und Sammlung seiner Organe ein ungeheures Maß niedersten Geistes in Bewegung hält. Dieses Maß reicht aus, um dem blinden Willen der Natur ein Gleichgewicht zu bieten; und die erste dankbare Regung der beschenkten Welt ist das kindliche Vertrauen, sie dürfe den überschwenglichen Kräften des Intellekts ihr Glück und ihre Freiheit anheimstellen. Hier beginnt Irrtum und Not und mit ihr die Heilung. Endlich hat die Steigerung des Denkens die kritische Einsicht gereift, daß Intellekt zum Ordnen der Begriffe taugt, nicht zum Erkennen; indem nun diese Einsicht sich zum Begreifen erhebt, die höchste

Pflicht der unteren Geisteskräfte sei Selbstbeschränkung, Selbstaufhebung, Verzicht auf alles Richten und Lenken: so ist alsbald der Boden für die reine Saat bereitet, die lebend von Anbeginn im Dunkel des Menschenherzens schlummert. Es ist Zeit zum Anbruch der Seele! Daß wir heute ihr Bild zu ahnen, ihren Mächten uns hinzugeben vermögen, verdanken wir der Not der intellektualen Weltepoche. Sie welkt, nachdem sie diese Frucht getragen; nicht in dem Sinne zwar, als solle die Menschheit künftig auf ihr Recht zu denken und zu formen verzichten: sie wird es pflegen und stärken, doch stets in dem Bewußtsein, daß es niedere Kräfte, zum Dienst geborene sind, deren sie in höherer Verantwortung und Sendung waltet. Berühren aber die ersten Strahlen der Seele die intellektuale Welt und ihre Verwirklichungsform, die mechanistische Ordnung, so ist es nicht entscheidend, welche der Starrnisse zuerst dahinschmelzen; denn nicht der Zusammenhang sekundärer Ereignisse, sondern die Sonnennähe transzendenter Ahnung führt den Frühling über die Welt. In diesem bescheidenen Sinne ist der aufbauende Teil der Erörterung zu verstehen: Nicht ein vollkommenes Verzeichnis irdischer Handlungen in zeitlicher Reihenfolge ist ihr letztes Ziel, sondern die Aufweisung pragmatischer Verwirklichungsformen des Gedankens: Daß Seelenrichtung des Lebens und Durchgeistung der mechanistischen Ordnung das blinde Spiel der Kräfte zum vollbewußten, freien und menschenwürdigen Kosmos gestaltet.

Noch schwebt unentschleiert und unbenannt die Aufgabe über unserm Haupt. Den Weltzustand, der uns umgibt, haben wir ermessen; die Richtung, die zur Freiheit führt, wurde erkennbar, das Gestirn, dem wir folgen, weist den Weg zur Seele. Nun liegt uns ob, die pragmatische Form zu gestalten, die den überstrebenden Gedanken irdisch umfaßt und unsrer Epoche greifbar vermittelt; die metaphysische Aufgabe soll uns ihr physisches Abbild enthüllen.

Noch einmal muß zuvor ein Wort über materielle Einrichtungen und Entwürfe schlechthin gesagt werden.

1. Welchen Gewinn des innern Lebens dürfen wir von Lebensbedingungen und Lebensformen und ihrer Änderung überhaupt verlangen? Die materialistische Auffassung antwortet: Jeden. Der Mensch verdanke alles seinen Zuständen und Umständen; Blut, Luft und Erde, Lage und Besitz umschreibe ihn so vollkommen, daß jedem Wechsel der äußern Bedingungen eine gleichwertige Änderung des innern Bestandes entsprechen müsse. Zum stärksten Rüstzeug des Materialismus gehört dieser verführerische Irrgedanke: denn die Geschichte scheint ihn allenthalben zu bestätigen. Haben nicht die Veränderungen der Erdkruste die Evolution der Geschöpfe erzwungen? Folgen die Strömungen und Wanderungen der Menschenvölker nicht physischen Gesetzen? Ist nicht Wesen und Schicksal der Nationen aus Stammesart, Land und Umwelt bestimmbar? Ist nicht der Einzelmensch selbst Geschöpf seiner Vorfahren und seines Lebenskreises? Unbestreitbar: die Zentren der höchsten Kulturen fielen stets zusammen mit den Zentren

der Macht, der Volksdichte, des Reichtums; Einsamkeit, Armut, Not, die heiligen Quellen geistlicher Erhebung haben niemals einem Volke Kunst und Gedanken beschert. Seevölker werden klug, so heißt es; Hellas, Rom, Venedig, Holland, England verdanken ihre Macht dem Meere; Deutschland wurde stark durch sein Blut, Frankreich durch seinen Boden, Amerika durch seine Lage. Alles dies scheint wahr.

Verfolgen wir die Lehre mit ihren eigenen Mitteln, so verliert sie bald genug ihre Zuversicht. Welche Kraft war es denn, die bei allen Erdumwälzungen die Geschöpfe emportrieb? Der Wille zum Leben? Er allein konnte nicht Flossen schaffen noch Flügel wachsen lassen, nicht reden und nicht denken lehren. War es das Blut? Das kam ja erst durch jenen geheimnisvollen Willen zu seiner Adelung; auch der Urahn des Ariers war ein düsteres Geschöpf, weit tiefer stehend als Mongole und Neger. War es der Boden? Nun, es stand jedem frei, diesen Boden zu besetzen; der Stärkste und Erleuchtetste hat ihn genommen. Also doch wieder Stärke und Blut? Dann mag ein Zufall diese Vorzüge gebildet haben.

Genug dieser Argumente. Sie setzen voraus, was sie zu beweisen haben, daß Leib das erste, Geist das zweite ist, daß Materie Geist formt. Glauben wir, daß wir Geschöpfe des Fleisches sind, so mag wer will das Leben versüßen und beschmeicheln; dann ist das Ringen um Gott und unsre Seele eitel, und es haben die das Wort, die um des Nützlichen und des Nutzens willen da sind. Glauben wir aber, daß der Geist sich seinen Körper formt, daß der Wille nach oben die Welt emporträgt, daß der

Funke der Gottheit in uns lebt: dann ist der Mensch sein eigenes Werk, dann ist sein Schicksal sein eigenes Werk, dann ist seine Welt sein eigenes Werk. Dann ist das Seevolk nicht das von der See beschenkte, sondern das Volk, das die See wollte; dann ist das Volk der Bodenschätze nicht ein glücklicher Finder, sondern ein Eroberer; dann ist das Volk, das zur kulturtragenden Dichte gelangt, nicht eine heckende Horde, sondern ein Stamm, der Nachkommen will und ihnen ein Land bereitet; dann ist das edle Blut nicht ein Spiel der Natur, sondern ein Werk der Selbstzucht strebenden Geistes.

Darum darf dennoch nicht die Gegenfrage gestellt werden: Warum sollen wir Formen und Güter des Lebens achten und pflegen, wenn nicht sie, sondern Stille und Betrachtung das Höchste schaffen? Das irdische Leben bedeutet die Formation und Waffe, die dem Geiste verliehen ist, darin er um sein Recht, Dasein und Künftiges kämpfen soll; ist er tauglich zum unsichtbaren Kampf, so soll er auch zum sichtbaren Kampf tauglich sein. Das edle Geschöpf schafft sich Schönheit, das gesunde schafft sich Glück, das starke Macht; nicht um dieser Güter selbst willen, sondern als irdisches Kleid seines geistigen Daseins; nicht strebend und gierend, sondern selbstlos und selbstverständlich. Und wie der Träger die Waffe beherrscht, so wirkt die Waffe zurück auf den Träger; das Volk, das die Kraft hatte, schön zu werden, findet in seiner Schönheit einen neuen Ansporn zum innern Adel. Freilich steht dem Armen und Verachteten die Pforte des Seelenreiches doppelt offen; aber sein Wille sie zu suchen wird beflügelt, wenn ein edles

Volk von seiner Kraft und Sehnsucht ihm mitteilt. Unter Reichen freiwillig arm zu sein ist schön und trägt evangelischen Sinn; im Bettlervolk ein Bettler bildet keinen Kontrast und kein spezifisch sittliches Verdienst. Der Einzelmensch ist Endzweck; in ihm endet die Reihe der sichtbaren Schöpfung und beginnt die Reihe der Seele; ist in ihm die Seelenkraft erwacht, so bedarf er nicht mehr der irdischen Vorzüge und Vorteile: Armut, Krankheit, Einsamkeit müssen ihm dienen und ihn segnen; das Volk aber ist seine Mutter, die ihn im Erdendasein überlebt, sie braucht Schönheit, Gesundheit und Kraft zum ewigen Werke des Gebärens. Hier löst sich der Widerspruch: Was heißt es, nichts für sich begehren und dennoch für den Nächsten sorgen, der doch auch seinerseits nichts begehren sollte? Der Nächste und der Fernste sind unser aller Mutter und Brüder zugleich; damit sie leben und zeugen, ist unser Einzelleben ein geringer Preis. Deshalb ist es nicht unwürdig noch materiell befangen, der Gemeinschaft die Güter und Kräfte zu ersehnen und zu schenken, die man für sich selbst nicht achten soll.

2. Die zweite Vorfrage lautet: Wie sind pragmatische, der Menschheitslage gewidmete Entwürfe zu rechtfertigen; welche Beweiskraft liegt ihnen bei, welche Beweislast liegt ihnen ob?

Es wurde erwähnt, auf das Recht, Ziele zu finden, hat die Wissenschaft verzichten müssen. Für alles schöpferische Denken aber ist das Ziel entscheidend, nicht der Weg, die Frage schwerer als die Antwort. Und wiederum ist es leichter, sie zu finden, als sie zu suchen. Denn hier versagt die intellektuale Kraft; die vermag eine Reihe von Beschwerden und Unzuträglichkeiten des Bestehenden zu sammeln und

zu sagen: dies sollte nicht sein — (obwohl sie Prüfung und Übel, segensreiche und schädliche Not nicht zu unterscheiden vermag) —, doch niemals kann sie bestimmen: dies ist als höchstes Gut der Menschheit beschieden und erreichbar, dies sollen wir erstreben, müssen wir erringen. Denn all unser Willen, soweit er nicht animalisch ist, entspringt den Quellen der Seele. Jedem schrankenlosen Verehrer des intellektualen Denkens sei es von früh bis spät wiederholt: Der größere und edlere Teil des Lebens besteht aus Wollen. Alles Wollen aber ist unbeweisbares Lieben und Vorlieben; es ist seelisches Teil, und neben ihm steht der zählende, messende und wägende Intellekt abseitig und selbstbewußt als Theaterkassierer am Eingang zur Bühne der Welt.

Was wir schaffen, geschieht aus tiefstem, wissenlosen Drang, was wir lieben, ersehnen wir mit göttlicher Kraft, was wir sorgen, gehört der unbekannten künftigen Welt, was wir glauben, lebt im Reiche des Unendlichen. Nichts davon ist beweisbar, und dennoch ist nichts gewisser; nichts davon ist greifbar, und dennoch geschieht jeder wahre Schritt unsres Lebens im Namen dieses Unaussprechbaren. Was tun wir vom frühen Morgen bis zum späten Abend? Wir leben für das, was wir wollen; und was wollen wir? Das, was wir nicht kennen und nicht wissen und dennoch unverbrüchlich glauben.

Dieser Glauben aber hat eine stärkere Evidenz als die des intellektualen Beweises. Was Plato, Christus und Paulus beweislos sprachen, kann jeder Rabulist widerlegen, und dennoch stirbt es nicht; und jedes dieser Worte hat ein wahrhafteres Leben und mehr Glauben entzündet als irgendeine physi-

kalische, historische oder soziale Theorie. Fragen wir, was im strengsten Sinne beweisbar sei, so hält selbst die euklidische Geometrie nicht stand; wenn dennoch die Welt von tiefster Wahrheitsempfindung immer wieder durchdrungen wird: was ist das Merkmal der lebendigen Wahrheit?

Es ist die Kraft, mit der sie an die Herzen schlägt. Jedes echte Wort hat klingende Kraft, und jeder Gedanke, der nicht in den Labyrinthen des dialektischen Verstandes, sondern im blutwarmen Schoße der Empfindung geboren ist, zeugt Leben und Glauben. Deshalb ist alles Beweisen nur ein Überreden, gutgläubige Täuschung. Glaubt ein Mensch sich berufen, Wahrheit zu zeugen, nicht weil er sie denkt, sondern weil er sie schaut und erlebt, weil die Welt, die er im Geiste fühlt, ihm wirklicher ist als die er mit Augen sieht, so mag er reden. Ist er ein Verblendeter, so wird er mit seinem Staube den Weg dessen ebnen, der nach ihm und aus der Wahrheit kommt. Ist ihm aber auch nur ein einziges Wort verliehen, das Leben trägt, so wird es, nackt und unbewehrt in die Welt gestreut, zur Saat der Herzen.

Das gilt vom Ziele. Versucht einer aber, nicht bloß das Ziel zu sichten, sondern auch dem irdischen Schritt den Pfad zu weisen, so ist es abermals auf dieser tieferen Ebene der Pragmatik nicht Überredung und Beweis, was ihm den Gang, den andern die Folge erhellt. Nie hat ein Führer oder Vorläufer vermocht, die lückenlose Beweiskette seiner Pläne auszubreiten, und hätte er's, so wäre das simple Thersiteswort: „Es geht nicht“ unübersteiglich ihm entgegengeschleudert worden. Das einzige, was in der Welt nachwirkt, wenn der Sturm

der Gegenreden verrauscht, ist die Forderung an das Gewissen. Sie redet leise, und sie wiederholt in der Stille der Nacht, was der Lärm des Tages übertäubt; sie spricht nicht in eines Menschen Namen, sondern im Namen des Lebendigen. Und indem sie immer den gleichen einfachen Weg bezeichnet, läßt sie offenbar werden, daß nicht ein erkünsteltes Projekt, sondern ein erschautes Müssen und Mögen uns bevorsteht. Deshalb kann auch das pragmatisch Geplante uns überzeugen, ohne zu beschwatzen; darin gleicht sich der gesunde Vorschlag des Geschäftsmannes und der Schlachtruf des Propheten, daß ein zwingend Notwendiges fühlbar wird, das im Geist nachklingt und tönend anwächst. Auch hier gilt kein Beweis; sondern Intuition erzwingt Einfühlung, Geschautes wird greifbar. Fehlt einer Darlegung diese kindliche Kraft, so bleibt sie gelehrtes Gedankenspiel und Ästhetenfreude, gepanzert wie sie sei mit Anmerkungen, Nachweisen und Tabellen.

So bürgt für das Ziel das Herz, das Gewissen für den Weg; und diese strenge Mahnung mag den Schreiber aufrichten, wenn der die Schwäche des Wortes erkennt; ihn demütig machen, wenn er sich von Lieblingsgedanken fortreißen läßt. Der Leser aber sei auf der Hut vor dem Gedanken, der sich Beweiskraft anmaßt, er richte nach dem, was in seinem Innern anklingt, mit Strenge, aber in Wahrheit.

3. Und endlich: Wenn unser Leben im höchsten Sinne den äußern Bedingungen enthoben ist, wenn Einrichtungen niemals Gesinnungen schaffen können, wenn alles äußere Dasein nur die Muschelschale, den Maskenausdruck des seelischen Erlebens

bedeutet; bleibt es würdig und angemessen, dem künftigen Gang des Gleichnisses vorzuspüren, statt gläubig dem Wege des Geistes zu folgen, in der Gewißheit, daß er auch dem Körperschritt Bahn läßt?

Wir sind in dieses leibliche Dasein gestellt als in ein Gleichnis, um es zu begreifen; als in einen Preiskampf, um ihn zu bewältigen. Was wir dem Geiste abringen, wird Wirklichkeit des Lebens, versteinert zur Stufe für neuen Aufstieg. Solange nur, als er Handwerker bleibt und Meister des Werkzeuges, wird der Künstler das Erlebnis seines Herzens unverdorben und unverfälscht aus seinem Innern lösen; Stoff und Werkzeug des Denkenden aber ist die Welt, und der Gedanke gewinnt die volle Kraft seiner Wahrheit erst dann, wenn die Welt, an ihm gemessen, organisch und möglich bleibt. Wer es jemals versucht hat, Gedanken, die der freien Region der Überzeugung entstammen, im Boden der Wirklichkeit zu verankern, wer die harte, stets unbelohnte Mühe dieser der Menge unvorstellbaren Arbeit kennt, der verliert den Respekt vor symmetrisch gerundeten Theoremen und schönen Denkfehlern, die aus Unterschätzung sinnlicher Erscheinung sprießen. Das Evangelium wäre sterblich, wenn es als abstraktes Gesetz auf Pergament stände, und kehrte sein Verkünder wieder, so würde er nicht wie ein studierter Pastor in antiquarischer Sprache mit syrischen Gleichnissen reden, sondern von Politik und Sozialismus, von Industrie und Wirtschaft, von Forschung und Technik; freilich nicht als ein Reporter, dem diese Dinge an sich erfüllt und stupend sind, sondern den Blick auf das Gesetz der Sterne gerichtet, dem unsre Herzen gehorchen.

Nochmals sei nach diesen Einwendungen aufs kürzeste die Frage ausgesprochen: Wie setzt sich die transzendente Aufgabe in die pragmatische um? Die transzendente Aufgabe lautet: Wachstum der Seele; wie lautet die pragmatische?

Sicherlich lautet sie nicht: Steigerung des Wohlstandes. Selbstverständliche und leicht erfüllbare Menschenpflicht ist die Beseitigung aller Not und drückenden Armut; die Kosten eines Rüstungsjahres würden ausreichen, um die Blutschuld der Gesellschaft zu tilgen, die heute noch den Hunger und seine Sünden in ihrem Schoße duldet. Doch diese Aufgabe ist so einfach, so mechanisch, trotz ihrer herzzerreißenden Dringlichkeit so trivial, daß sie eher der polizeilichen als der ethischen Vorsicht zugeschrieben werden sollte. Was darüber hinausgeht, bleibt im letzten Sinne gleichgültig. Noch immer zeugt und trägt die Erde so viel, daß der Gesamtheit Nahrung, Kleidung, Werkzeug und Muße zur Genüge erwächst, sofern sie nur im rechten Maße schaffen, verbrauchen und genießen will. Mag Reichtum als Voraussetzung gehobener Lebensform gelten und bleiben: eine Gemeinschaft von Millionen schaffender Menschen ist in sich unendlich reicher als die berühmten Kleinstädte des Altertums und der Mittelzeit; ein Bahnhof verschlingt hundertfach die Arbeitsleistung des Parthenon; und bleibt der Geist edleren Lebens wach, so findet er Stoff und Werkzeug zur Verkörperung.

So wenig wie Wohlstand ist Gleichheit die äußere Forderung unsrer Seelen. Welcher irregeleitete Gerechtigkeitssinn konnte je auf die Forderung der Gleichheit verfallen? Wie wenig wissen wir vom

tiefsten Innern unsres Nächsten: Worte sind vereinbarte Botschaften über unverglichene Dinge; wir beide nennen rot, was bekannte Reihen von Gegenständen als Farbe ausstrahlen, und wissen doch nicht, ob die Rotempfindung des einen nicht gar der Grünempfindung des andern entspricht. Mut: dem einen das angeborene ahnungslose Gefühl der Unbedachtsamkeit, dem andern die furchtbarste Entscheidung des Seelenkampfes zwischen zwei Gefahren; Tugendreinheit, dem einen versuchungsfreie Gewohnheit glückererbten Lebens, dem andern frühverlorenes, traumersehntes Kleinod; Glück, dem einen ein göttlicher Strom aus jeder Offenbarung der Natur, dem andern ein künstliches, nie vollendetes Gebäude aus tausendfacher, nie gestillter Wunscherfüllung: diese Kontraste hat Natur hinter Menschenstirnen verborgen; sie zu mildern hat sie einem jeden den Weg gewiesen zu unendlicher Mannigfaltigkeit des Daseins, des Schaffens und Leidens, damit jeder Drang sein Gleichgewicht, jede Einseitigkeit ihre ausgleichende Umwelt finde: Was kann ungerechter in die Gnade dieses Planes eingreifen als mechanische Gerechtigkeit? So, wie die Ungleichheit zweier Höhen sich dem Auge verschärft durch die Wahl gleicher Basis, so muß die Ungleichheit der Geschöpfe bis zur Karikatur hervortreten bei gewaltsamer Ausgleichung der Lebensbedingungen. Wir finden uns damit ab, daß Mechanismen des Lebens, die der radikalen Ordnung dienen: Strafrecht und Polizei, Verkehr und Handelsrechte zur Gleichheit streben, die den Schlechteren gegen den Besseren schützt; was darüber hinauslangt, ist unbedachter Drang eines verirrten Gerechtigkeitsgefühls, das

nicht der Verantwortung, sondern dem Neide entspringt.

Niemals kann Gleichheit die irdische Forderung unsres seelischen Lebens verwirklichen. Kann es die Freiheit?

Freiheit! Nächst der Liebe der göttlichste Ton unsrer Sprache — und dennoch, wehe dem, der in unserm Lande vertrauensvoll und begeistert ihn ohne Umschweif vernehmen läßt. Auf ihn stürzen sich Schulmeister und Polizisten, gewappnet mit allen Distinktionen der Philosophen und allen Vorurteilen des Sicherheitsstaates, und beweisen ihm, daß die höchste Freiheit nur in der höchsten Unfreiheit liege, so daß als Freiheitskampf allenfalls ein Landeskrieg bezeichnet werden dürfe.

Wer wird Freiheit mit Zügellosigkeit verwechseln? Wer jedoch mir zumutet, daß schließlich auch mein Wille unfrei sei, daß die Autorität und Partei, der ich mich anschließe, rückwirkend meine Freiheit begrenzt, daß der Gegner, den ich bekämpfe, mich einschränkt, daß der menschliche Gleichgewichtszustand Beengung verlangt, der treibt Spitzfindigkeit mit halben Wahrheiten und drischt leeres Stroh.

Ein Baum wächst in Freiheit. Das bedeutet nicht, daß er sich auf und davon machen oder in den Himmel wachsen kann; daran hindert ihn die Begrenzung seiner Natur. Es bedeutet auch nicht, daß eine Zelle seines Stammes in die Krone wandern, daß ein Blatt sich in eine Blüte verwandeln, ein Ast über alle übrigen hinauswachsen darf; das verbietet das innere organische Gesetz. Dies Gesetz herrscht in Freiheit und durch Beschränkung. Es gebietet, daß der Stamm trage und nähre, daß

die Blätter atmen und die Wurzeln saugen, daß das Sonnenjahr mit Keim und Blüte begrüßt, mit Frucht gesegnet und mit Einkehr beschlossen werde.

Nun wird der Baum ummauert. Wurzeln und Zweige sind an der Entfaltung gehemmt, Wind und Sinne abgewiesen; das verkümmerte einseitige Wachstum steht unter verändertem Gesetz; so alt es sein mag, es ist nicht das eigene, es ist nicht Ausdruck innerer organischer Notwendigkeit, nicht mehr gewollte Selbstbeschränkung, sondern äußeres, gewaltsames Schicksal; an die Stelle der Freiheit tritt der Zwang.

Mag es schwer sein, Freiheit zu umschreiben; ihr Gegensatz, der Zwang, ist leicht zu erkennen. Er ist für jeden Organismus, Mensch, Volk oder Staat dasjenige innere oder äußere Gesetz der Hemmung, das nicht von innerer Notwendigkeit des eigenen oder des umfassenden Wesens verhängt ist. Kriterium für Zwang und Freiheit ist somit die Notwendigkeit; gefordert wird von den Befürwortern gottgewollter Abhängigkeiten der Nachweis, daß diese Notwendigkeit in Wahrheit und in solchem Maße besteht, daß die Aufhebung der Hemmung zum Zusammenbruch oder zur Verkümmerung des Organismus führt. Verwegene Überhebung ist es, in der Abhängigkeit an sich den Selbstzweck zu erblicken; dieser Gedanke führt zur Sklaverei; nur die organische Notwendigkeit erträgt den Namen des Gotteswillens.

Liegt die Ursache der Beschränkung und Abhängigkeit nicht in der Lebensnotwendigkeit des eigenen oder umfassenden Organismus, sondern im Willen und der Gewalt eines fremden Organismus, so ergibt sich der Stand der Knechtschaft.

Knechtschaft und Sklaverei laufen dem Sinne des Christentums nicht zuwider. Sie sind Schickungen, die das äußere Leben behindern, die Entfaltung der Seelenkräfte, das Nahen des Gottesreiches nicht ausschließen. Epiktets Herzensgewalt wuchs in der Knechtschaft, die Blüte des christlichen Mittelalters entsproß dem Kloster. Doch unsre Frage ist anders gestellt; wir wollen nicht wissen, wie der einzelne durch die Gnade innerer Freiheit ein unabänderliches Schicksal überwindet; wir wollen die gerechte Form des Lebens finden, die den Seelenweg der Menschheit öffnet. Dieser Weg aber verlangt organische Entfaltung, Selbstbestimmung und Selbstverantwortung; er kann nicht der Weg des Zwanges sein noch der vorbestimmten Abhängigkeit. Wir wissen eins: Knechtschaft ist der Gegenpol der seelischen Forderung.

Keinen ihrer Ruhmestitel schlägt unsre Zeit höher an als die Überwindung der Sklaverei. Leibeigen ist niemand; Untertan heißt der Mensch nur noch in anmaßenden Erlassen; er selbst nennt sich Staatsbürger, genießt ungezählte persönliche und politische Rechte, gehorcht niemand als der Staatsgewalt, bündelt, wählt und verwaltet. Er verdingt sich nicht, sondern schließt Arbeitsverträge, er ist nicht Knecht und Geselle, sondern Personal, Arbeitnehmer und Angestellter; er hat keinen Brotherrn, sondern einen Arbeitgeber, und der darf ihn nicht schelten noch strafen. Er kann kündigen und seiner Wege gehen, er darf feiern und wandern, er ist, wie er sagt, ein freier Mann.

Und doch seltsam! Gehört er nicht zu den wenigen, die man gebildet und vermögend nennt, so sitzt er nach wenigen Tagen in den Räumen eines

andern Arbeitgebers, bei der gleichen achtstündigen Arbeit, unter der gleichen Aufsicht, mit gleichem Lohn und mit gleichen Genüssen, mit gleicher Freiheit und mit gleichen Rechten. Niemand zwingt ihn, niemand tritt ihm in den Weg, und dennoch verläuft sein frühalterndes Leben ohne Muße und ohne Sammlung. Die mechanische Welt tritt ihm entgegen als ein verworrenes Rätsel, das eine Parteizeitung einfarbig beleuchtet; die höhere Welt erscheint im Ausschnitt einer billigen Predigt und eines populären Abrisses; der Mensch erscheint als Feind, wenn er dem fremden, als wortkarger Genosse, wenn er dem eigenen Kreise angehört, der Arbeitgeber als Ausbeuter, der Arbeitsraum als Knochenmühle.

Die Bürgerrechte bestehen, vor allem das Wahlrecht in beiderlei Form. Doch wiederum seltsam! Im behördlichen Leben bleibt der Mensch stets Objekt; Subjekt sind die andern, gleichviel ob sie als militärische Vorgesetzte ihn duzen, als Richter aburteilen, als Polizei und Beamte ihn behandeln, ausfragen, verwalten. Er mag sich verbünden und organisieren, versammeln und demonstrieren, er bleibt der Regierte und Gehorchende, auf den goldnen Stühlen sitzen die gleichen, die in breiten Straßen unter Bäumen wohnen, in Wagen fahren und sich grüßen; sie tragen die Verantwortungen, die Würden und die Macht.

Doch das bürgerliche Leben ist frei. Hier herrscht der Wettbewerb, der Starke und Kluge mag wagen und gewinnen, hier beschränken ihn nur notdürftige Gesetze und Regeln; dieser Kampfplatz steht allen offen. Und abermals: der Eintritt gelingt nicht. Der Kreis ist heimlich geschlossen, sein Bundes-

merkmal ist Geld. Wer hat, dem wird gegeben; was einer besitzt, das vermehrt sich, doch zunächst muß er besitzen. Er besitzt, was seinen Vorfahren gehörte, was sie ihm als Erziehung und Kapital hinterließen. In reichen, unerschlossenen Ländern mag es gelingen, daß der ersparte Pfennig sich mehrt; je älter und unergiebiger das Land, desto teurer der Einkauf in den werbenden Stand.

So erheben sich gläserne Mauern von allen Seiten, durchsichtig und unübersteiglich, und jenseits liegt Freiheit, Selbstbestimmung, Wohlstand und Macht. Die Schlüssel des verbotenen Landes aber heißen Bildung und Vermögen, und beide sind erblich.

Deshalb schwindet die letzte Hoffnung des Ausgeschlossenen: seinen Kindern möchte beschieden sein, was ihm selbst versagt war; er scheidet aus der Welt mit der Erkenntnis, daß seine Arbeit nicht ihm, nicht seinen Nachkommen, sondern andern und ihren Nachkommen diente, daß auch ihr Schicksal erblich, vorbestimmt und unentrinnbar sei.

Was bedeutet das? Das bedeutet nicht die alte Knechtschaft, die persönlich war, und indem sie die Schicksale zweier Menschen oder zweier Familien, widernatürlich zwar, doch unter einem Dach verband, die letzte menschliche Gemeinschaft und Anteilnahme aufrechthielt. Dieses Verhältnis bedeutet unter dem Scheine der Freiheit und Selbstbestimmung eine anonyme Hörigkeit, nicht von Mensch zu Mensch, sondern von Volk zu Volk, unter beliebigem Austausch der Beziehung, jedoch unter dem unverbrüchlichen Gesetz der einseitigen Herrschaft. Dieses erbliche Diensttum besteht in allen Ländern des alten Zivilisationskreises, es besteht unter Bevölkerungsklassen gleichen Stammes,

gleicher Sprache, gleichen Glaubens und gleicher Sitte und nennt sich Proletariat.

Mit der Forderung der seelischen Freiheit und des seelischen Aufstiegs verträgt es sich nicht, daß die eine Hälfte der Menschheit die andre, von der Gottheit mit gleichem Antlitz und gleichen Gaben ausgestattete, zum ewigen Dienstgebrauch sich zähme. Man wende nicht ein, daß beide Hälften nicht sich, sondern der Gemeinschaft leben und schaffen; denn die obere Hälfte wirkt unter freier Selbstbestimmung und unmittelbar, die untere wirkt, indem sie ohne Blick auf ein sichtbares Ziel mittelbar und im Zwange der oberen dient. Niemals sieht man einen Zugehörigen der oberen Schicht freiwillig niedersteigen; der Aufstieg der unteren aber wird durch Vorenthalt der Bildung und des Vermögens so vollkommen verhindert, daß nur wenige Freie in ihrem Kreise einen Menschen erblicken, der selbst oder dessen Vater den untersten Ständen angehört hat.

Trägheit und Vorteil sind starke Kräfte, wenn sie dahin wirken, sich mit dem Gegebenen abzufinden. Die Abschaffung der Sklaverei in Amerika, der Leibeigenschaft in Rußland hat leidenschaftliche Teilnahme erfahren, vor allem bei den Nichtgeschädigten; die Besitzer menschlicher Haustiere verteidigten ihre Einrichtung mit gleichen Gründen, wie heute Geistliche, Staatsmänner und Kapitalisten sie für die Notwendigkeit der Unfreiheit anführen: gottgewollte Abhängigkeit, Dienst, gleich viel an welcher Stelle, Demut und Selbstbescheidung; und auch hier gelten die Argumente stets für die andern.

Daß die im Rechte und Besitz Beharrenden ihre

hartherzige Meinung im besten Glauben vertreten, weil ihnen das Bestehende so absolut gültig, so fest gefügt, unabänderlich und unersetzlich scheint, daß nur der allgemeine Zusammenbruch an seine Stelle treten könnte, diese urteilslose Einseitigkeit und unfreiwillige Verhärtung hat nichts so sehr verschuldet wie der Kampf und Kampfplan der sozialistischen Bewegung.

Diese Strebung trägt den Fluch ihres Vaters, der nicht ein Prophet war, sondern ein Gelehrter, der sein Vertrauen setzte nicht in das menschliche Herz, dem alles wahrhafte Weltgeschehen entspringt, sondern in die Wissenschaft. Dieser gewaltige und unglückliche Mensch irrte so weit, daß er der Wissenschaft die Fähigkeit zuschrieb, Werte zu bestimmen und Ziele zu setzen; er verachtete die Mächte der transzendenten Weltanschauung, der Begeisterung und der ewigen Gerechtigkeit.

Deshalb hat der Sozialismus niemals die Kraft gewonnen, zu bauen; selbst wenn er unbewußt und ungewollt in seinen Gegnern diese produktive Kraft entzündete, verstand er die Pläne nicht und wies sie zurück. Nie hat er auf ein leuchtendes Ziel zu weisen vermocht; seine leidenschaftlichsten Reden blieben Beschwerden und Anklagen, sein Wirken war Agitation und Polizei. An die Stelle der Weltanschauung setzte er eine Güterfrage, und selbst dies ganze traurige Mein und Dein des Kapitalproblems sollte mit geschäftlichen Mitteln der Wirtschafts- und Staatskunst gelöst werden. Mag hie und da ein unbefriedigter Denker Auswege ins Ethische, Reinmenschliche, Absolute gesucht und angedeutet haben: diese Gewalten wurden niemals als die Sonnenzentren der Bewegung verehrt, son-

dern allenfalls als matte Seitenlichter ästhetisch geduldet; im Mittelpunkt der Bühne saß der entgötterte Materialismus, und seine Macht war nicht Liebe, sondern Disziplin, seine Verkündung nicht Ideal, sondern Nützlichkeit.

Aus der Verneinung entsteht Partei, nicht Weltbewegung. Der Weltbewegung aber schreitet Prophetensinn und Prophetenwort voran, nicht Programmatik. Das Prophetenwort ist ein einiges, ideales Wort; mag es Gott, Glaube Vaterland, Freiheit, Menschentum, Seele heißen: Besitz und Besitzverteilung sind ihm schattenhafte Nebendinge; selbst Leben und Tod, Menschenglück, Elend, Not, Krankheit und Krieg sind ihm nicht letzte Ziele und Gefahren.

Niemals hat Sozialismus die Herzen der Menschheit entflammt, und keine große und glückliche Tat ist jemals in seinem Namen geschehen; er hat Interesse erweckt und Furcht geschaffen; aber Interessen und Furcht beherrschen den Tag, nicht die Epoche. Im Fanatismus einer düsteren Wissenschaftlichkeit, im furchtbaren Fanatismus des Verstandes, hat er sich abgeschlossen, zur Partei geballt, im unfaßbaren Irrtum, daß irgendeine einseitig losgelöste Kraft endgültig wirken könne. Doch der Dampfhammer vernichtet nicht den Eisenblock, sondern verdichtet ihn; wer die Welt umgestalten will, darf sie nicht von außen pressen, er muß sie von innen fassen. Erschließbar ist sie durch das Wort, das in jedem Herzen, wenn auch noch so schüchtern, widerklingt und es wandeln hilft; das blinde Pochen einer Partei von Interessenten täubt und verschließt die Ohren.

Nimmt man alles in allem, in größten Zügen,

die rein politische Wirkung der sozialistischen Bewegung im Laufe dreier Geschlechter: so besteht, abgesehen von geschäftlich-organisatorischen Wirksamkeiten die Summe ihres Waltens in der mächtigsten Steigerung des reaktionären Geistes, in der Zertrümmerung des liberalen Gedankens und in der Entwertung des Freiheitsgefühls. Indem der Sozialismus die Aufgabe der Völkerbefreiung zu einer Frage um Geld und Gut machte und unter diesem Banner die Massen gewann, wurde die Idee gebrochen; aus Unabhängigkeitsdrang wurde Begehrlichkeit; mancher innerlich Gebildete wandte sich ab, das Bürgertum erzitterte, die besitzende Reaktion sah sich durch Zulauf und bequeme Maßregeln doppelt gestärkt und lächelte über den armen Teufel der Masse, der Böses wollte, Gutes schuf, der Thron und Altar festigte, indem er Republik und Kommunismus anpries. Innerlich Interessentenvereinigung, äußerlich Beamtenhierarchie, verfiel der Sozialismus, der Weltbewegung werden sollte, dem Abstieg zur Partei, dem Wahn der Zahl, der populären Einheitsformel; im Gegensatz zu jeder echten Epoche verlor er an Wirksamkeit, je stärker er wuchs.

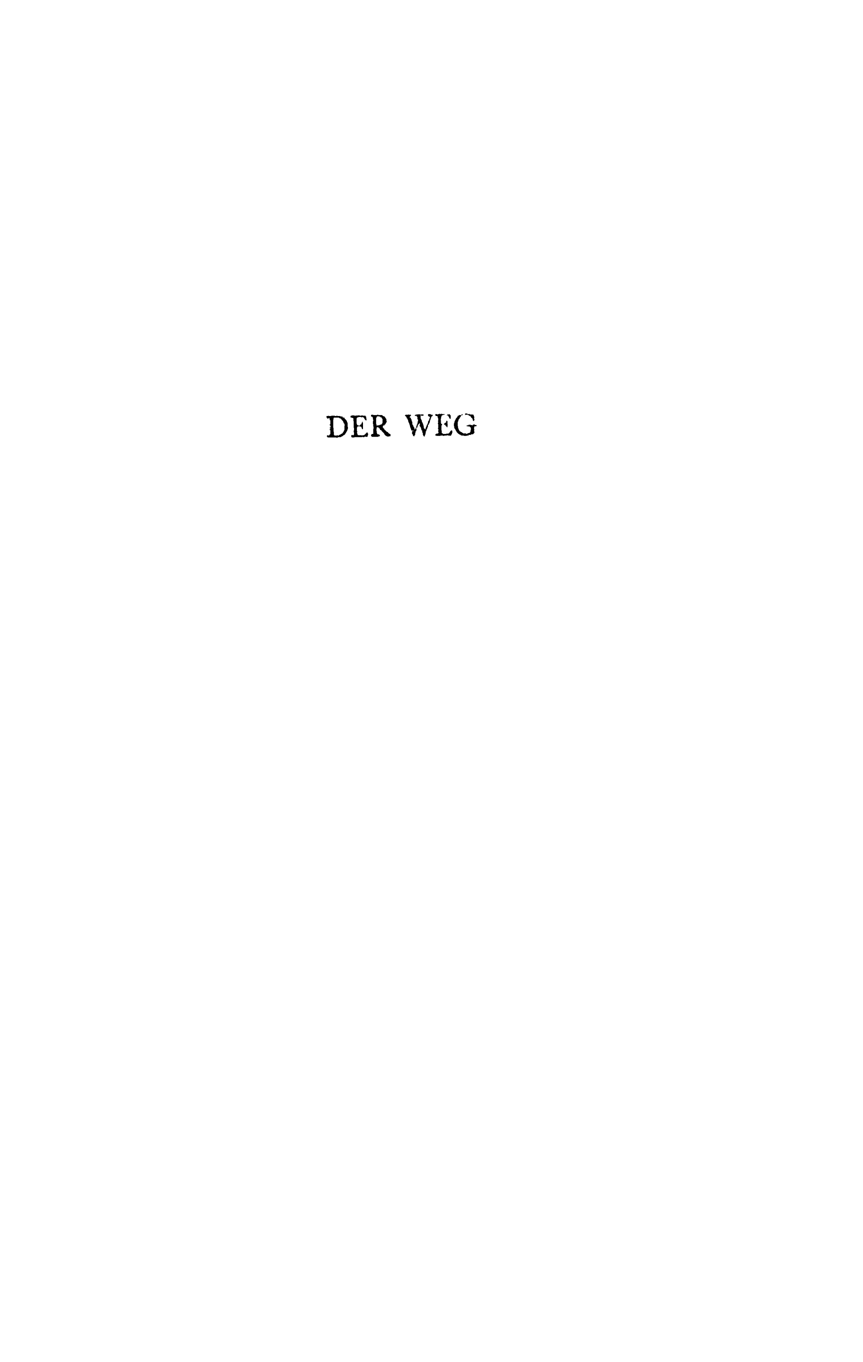
Aus der Trägheit des Gewissens, die der Widerstand gegen traurige Nützlichkeitsparadiese, gegen Schalter- und Markenideale, gegen nüchterne Schausprüche und invektive Drohungen im Herzen Europas hinterlassen hat, aus dieser Trägheit müssen wir uns losreißen. Empfinden wir den Stachel der Würdelosigkeit, den die Knechtschaft verwandten, geliebten und göttlichen Blutes uns einprägt, so werden wir ohne Scheu eine Wegstrecke neben der Bahn des Sozialismus wandern und dennoch seine

Ziele ablehnen. Wollen wir in der innern Welt das Wachstum der Seele, so wollen wir in der sichtbaren Welt die Erlösung aus erblicher Knechtschaft. Wollen wir die Befreiung der Unfreien, so bedeutet dies nicht, daß wir irgendeine Güterverteilung an sich für wesentlich, irgendeine Abstufung der Genußrechte für wünschenswert, irgendeine Nützlichkeitsformel für entscheidend halten. Es handelt sich weder darum, die Ungleichheiten des menschlichen Schicksals und Anspruchs auszugleichen, noch alle Menschen unabhängig oder wohlhabend oder gleichberechtigt oder glücklich zu machen; es handelt sich darum, an die Stelle einer blinden und unüberwindlichen Institution die Selbstbestimmung und die Selbstverantwortung zu setzen, dem Menschen die Freiheit nicht aufzuzwingen, sondern ihm den Weg zur Freiheit zu öffnen. Welche menschlichen und sittlichen Opfer dies fordert, ist gleichgültig, denn es wird nicht Nützlichkeit und Vorteil erstrebt, sondern göttliches Gesetz. Würde durch dieses Gesetz die Summe des äußern Glücks auf Erden vermindert, so verschlüge es nichts. Würde der Weg der äußern Zivilisation und Kultur verlangsamt, so wäre das nebensächlich. Wir werden ohne Leidenschaft erwägen, ob diese Nachteile eintreten; wenn es nicht geschieht, so ist das keine Anpreisung oder Ermunterung für unsern Gang. Denn der bedarf keiner Überredung und keiner Versprechung; im Sichtbaren will ihn die Würde und Gerechtigkeit unsres Daseins und die Liebe zum Menschen, im Jenseitigen will ihn das Gesetz der Seele.

Wenn von nun an diese Schrift sich eine Zeitlang mit den Dingen des Tages befaßt und dennoch nicht

den tastenden, beweisenden und überredenden Schritt beibehält, den der Praktiker gewohnt ist und sachlich nennt, so sei diese Unterscheidung bemerkt: Wir haben tausendfach Schriften, die das letzte Zehntel einer verbreiteten Überzeugung sicherstellen und unwiderleglich machen, bis die nächste Überzeugung kommt und die alte vernichtet, und wir haben solche, die aus gegebenen Voraussetzungen die brauchbarsten Folgen ziehen. Leider fehlt beiden bei aller mathematischen Sicherheit der Methode die Sicherheit des Zieles, die niemals mathematisch sein kann, sondern stets intuitiv ist. Hier wird keine Sicherheit beansprucht, sondern Empfindung und Wertung denkend erörtert; denn diese Schrift ist nicht praktisch erwägend, sondern zielsetzend. Entspricht dies Ziel im kleinsten dem Empfindungswege des objektiven Geistes, so wird das Maßwerk der Wirklichkeiten ohne unser Zutun zu den Bögen des Gedankens emporwachsen.

Das Ziel aber, zu dem wir streben, heißt menschliche Freiheit.



DER WEG

I.
DER WEG DER WIRTSCHAFT

Die geschichtliche Betrachtungsweise hat ein Jahrhundert lang unserm Denken gedient; jetzt artet sie aus und wird schädlich, zumal wenn sie auf Einrichtungen angewandt wird.

Schöpfungen der Natur wandeln sich, indem sie ihren Sinn und Zweck behalten oder nur sehr langsam ändern; Einrichtungen bleiben im Namen und wesentlichen Attributen sich selbst gleich und vertauschen ihren Inhalt, ja selbst ihren Daseinsgrund; in der veralteten Schale schlägt ein neues Geschöpf seine Wohnung auf. Diese Erscheinung möge der Kürze halber die Substitution des Grundes genannt werden.

Sie rührt daher, daß die Zahl der Einrichtungsformen begrenzt ist, daß die Trägheit und Ökonomik des Geistes sich gern vorhandener Formeln bedient und daß die Stetigkeit des zeitlichen Fortschreitens den Augenblick schwer erkennen läßt, in welchem die Wahl eines neuen Begriffs und Namens, das Abstreifen abgestorbener Organismen und das Einsetzen neuer Betrachtungsweisen am Platze wäre.

Anziehend und anregend bleibt die geschichtliche Betrachtung in jedem Falle, sie kann manche Benennung, manche Zutat erklären, Spielarten dar-

tun, funktionelle Bewegungen und Wandelbarkeiten ins Licht setzen; doch führt sie zum gefährlichen Irrtum, wenn sie sich unterfängt, den gegenwärtigen, lebenden und wirkenden Organismus auszudeuten oder fortzubilden. Es mag interessant sein, daß das Pontifikat in irgendeiner Weise vom Brückenbau ausgeht; aber es wäre bedenklich, grundsätzliche Schlüsse vom Ingenieurwesen auf kirchliche Einrichtungen zu ziehen; es ist lehrreich, eine Entwicklungsreihe von den attischen Dionysien bis zur französischen Unterhaltungskomödie zu leiten, doch wäre es keinem Vergnügungsindustriellen zu raten, bei der Beurteilung seiner Zugstücke archäologischen Erwägungen nachzugehen. Man verspottet die Meinung der französischen Aufklärung vom Staat als einem Gegenseitigkeitsvertrage und hält ihr prähistorische Ableitungen entgegen; und doch liegt im Wesen eines auf Kräftegleichgewicht beruhenden Organismus mehr von vertragsähnlicher Wechselbeziehung als von totemistischen oder patriarchalischen Funktionen; vor allem gehen die Umwandlungsbewegungen in sehr ähnlichen Formen vor sich wie Umgestaltungen vertraglicher Verhältnisse. Nirgends ist so fühlbar die Substitution des Grundes am Werke gewesen wie beim Wesen des Staates; daher die Unfruchtbarkeit der Bemühung, eine geschichtlich umfassende Definition dieses Organismus zu finden, der bei scheinbarer Stetigkeit sich in jedem Menschenalter unter bleibendem Namen neu erzeugt und nur unter der metaphysischen Form, als Willensseite des kollektiven Geistes, kontinuierlich angeschaut werden kann; eine Anschauung, die zeitlos und ohne fortgestaltende Anwendung bleibt.

Aus falscher Anwendung geschichtlicher Betrachtung folgt falsche Einschätzung des „geschichtlich Gewordenen“ als eines absoluten Wertes: der Tradition als einer positiven Kraft. Der Wert des geschichtlich Gewordenen liegt darin, daß es ein geschichtlich Vergängliches und Vergehendes ist; es entstand als revolutionäre Neuerung, es vergeht als überholte Veraltung, und es hält sich, solange es einigermaßen brauchbar und erträglich ist. Der Wert der Tradition liegt in der Verlangsamung der Bewegung, die hierdurch an Stetigkeit gewinnt; der weniger emphatische Name des Trägheitsmomentes verdeutlicht diese Kraft, die durchaus eine negative ist, und die bei hoher praktischer Bedeutung niemals den Wert einer erkenntnismäßigen Widerlegung haben darf. Sie besaß diesen Wert vormals gegenüber religiöser und philosophischer Überzeugung, sie beansprucht ihn noch heute gegenüber sozialer und politischer Erkenntnis. Muß dieser theoretische Wert verneint werden, so dürfen wir neben dem praktischen Wert der Verzögerung den ästhetischen Wert anerkennen, der sich in Formeln, Trachten, Zeremonien und Feiern ausdrückt, Stolz, Farbe und Haltung dem Alltag spendend, der mit gerechtem Selbstbewußtsein sich gern an eine ehrenvolle Herkunft erinnert. Doch muß die ästhetische Seite der Tradition bleiben, was sie lebenskräftigen Nationen ist: Schaustück, nicht Wesen. Es ist festlich anmutend, wenn der König von Preußen zuzeiten als Kurfürst von Brandenburg auftritt; es wäre nicht ersprießlich, wenn hieraus ein politisches Vorrecht der heutigen Provinz Brandenburg gegenüber Schlesien oder dem Rheinlande gefolgert würde.

Diese Vorbemerkung war im Dienst der Arbeitsmethode und zur Erläuterung der Substitution des Grundes vorauszuschicken.

Die alte Schichtung des Feudalismus rechtfertigte sich praktisch durch die Bereitschaft der Waffen, durch menschliche Überlegenheit, durch Organisation und Okkupationsbesitz der Landeseroberer; sie rechtfertigte sich teleologisch durch Verwaltung und Verteidigungsschutz, beruhend auf erblichen Eigenschaften. Diese Erblichkeit lag in der Erziehung zum Waffenhandwerk und zur kriegerischen Gesinnung, in der Züchtung geeigneter Körperlichkeit und Geistigkeit, in der Heranziehung religiöser Weihe, im Ausschluß der Blutmischung und in der zwangsweisen Herabdrückung und Verfriedlichung der Unterworfenen.

Die siedlerische Ausfüllung der Länder, die zunehmende Intensität der Wirtschaft hinderte die Oberschicht, sich fortschreitend mit der Unterschicht auszudehnen. Jüngere Söhne konnten nicht genügend ausgestattet werden und verfielen der Kirche oder der Auswanderung, Besitztümer zerbröckelten und verschmolzen, kirchliche und Territorialherrschaften wuchsen empor, städtisches Bürgertum drängte sich ein, und die beharrende Oberschicht blieb nicht länger imstande, die quellende Unterschicht zu decken. Im höchsten Augenblick, als auch der Waffendienst auf die Unterschicht erstreckt werden mußte, brach das letzte Recht der feudalen Organisation zusammen.

Schon hatte die neue erbliche Schichtung den Volkskörper durchspalten, die Schichtung des Besitzes.

Von landesherrlichem und kirchlichem Besitz, von Kolonien, Monopolen, Bergrechten und Wuchergeschäften hergeleitet, waren Kapitalmengen herangewachsen; die Mechanisierung der Gewerbe, der Technik, des Verkehrs, des Denkens und Forschens hatte das Leben ergriffen, die Weltbewegung orientierte sich in der Richtung des Kapitalgefälles. Die Erblichkeit der Kapitalmacht war überkommen aus der Erblichkeit des Standes, des Bodens und der beweglichen Güter; ihre Berechtigung wurde nicht angezweifelt und somit nicht begründet.

Eine gewisse innere Rechtfertigung hätte sich zur Not anfänglich geboten: das Kapital trat überwiegend auf in der Form des Unternehmens. Das Unternehmen aber überlebt Geschlechter und verlangt daher eine ununterbrochene Reihe vorbereiteter Leiter und Herren, wie die Erbfolge sie bot und wie sie aus der Landwirtschaft geläufig war. Insbesondere war die allgemeine Schulung und Erziehung unzulänglich; das Haus des Besitzers konnte an geistiger und erfahrungsmäßiger Erziehung mehr leisten als die Allgemeinheit; und somit verblieb ein gemehrter Schutz für die Zusammenhaltung der Mittel, die nur in ihrer Ansammlung wirken konnten.

Drei Umstände hätten die erbliche kapitalistische Schichtung erschüttern müssen: Die Volksschule, wenn sie den Erziehungsvorsprung vernichtete, die Einrichtung der Kapitalassoziation, indem sie das Unternehmen unpersönlich stellte und von der Notwendigkeit erblicher Leitung befreite, die politisch-militärische Emanzipation, indem sie Verwaltungserfahrungen verbreitete und den Sehkreis erweiterte.

Daß diese Umstände nicht zur Wirkung kamen, liegt am rasch gewaltsamen Aufstieg der Kapitalmacht, die durch Anknüpfung an die noch vorhandenen Territorial- und Feudalmächte, durch Verzweigung der Beziehungen und Interessen, durch Erziehung und Lebensweise, durch publizistischen Einfluß und politische Unentbehrlichkeit zur Klasse zusammenschmolz und geschlossen ihr Recht verteidigte, das sie nicht durch Vernunft, sondern durch Gegeninteressen angetastet glaubte.

Durch die neue Schichtung wurden die Reste der alten nicht zerstört, sondern verstärkt, und zwar so: Die Schicht des Besitzes konnte, da sie nicht von außen kam, sondern von unten aufstieg, keine eigenen Lebensformen schaffen; sie mußte sie von ihren Vorgängern entlehnen, ward Schuldnerin und somit unterlegen. Zum zweiten blieben die Dynastien der Feudalschicht zugetan, die ihnen länger vertraut war, Regierungs- und Kriegserfahrung besaß, bodenständig und unveränderlich blieb, bereitwillig die Bedingungen ihres materiellen Daseins der Krone anheimstellte und somit im Sinne der unmittelbaren monarchischen Ansprüche zuverlässiger erschien. Zum dritten schlossen die beiderseitigen herrschenden Schichten Zugehörigkeit nicht aus; reicher Adel besaß doppelten Vorteil und machte ihn mit Vorbedacht mehr zugunsten der Kaste als der Klasse geltend.

So schillert die europäische Gesellschaft in der seltsamen Doppelbrechung zweier Achsen; die noch immer wesentliche feudale Schichtung durchsetzt sich mit der auffälligeren kapitalistischen, beide bleiben erblich und stimmen darin überein, daß sie

einen leidenden Gegenzustand schaffen, der auf der kapitalistischen Seite zum unentrinnbaren Massenschicksal geworden ist.

Haben wir dieses Schicksal in seiner starren Vorbestimmung als unvereinbar mit der Forderung seelischen Lebens erkannt, so wird nun deutlich, daß eine künftige Ordnung, mag sie immerhin in sich abgestuft, geschichtet, differenziert sein, die Eigenschaft der erblichen Beständigkeit nicht mehr haben kann.

Wie auch immer ihr richtendes Grundgesetz gestaltet sein mag, auf Zwang und Gewalt wird es nicht beruhen können; es wird den Ausgleich des Gesamtwillens und des Einzelwillens in sich tragen, jedoch auf sittlicher Grundlage, es wird der Selbstbestimmung, der Verantwortung und der seelischen Entfaltung Raum lassen.

So erscheint uns die Forderung der Wiedergeburt nicht mehr allein unter dem Anblick der Befreiung eines Standes, sondern schlechthin in der Fassung der Versittlichung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Ordnung unter dem Gesetz persönlicher Verantwortung.

Den Weg der Entwicklung finden wir, indem wir von der Verneinung des Unrechts uns leiten lassen: Die Entfremdung der Stände, beruhend auf Überspannung wirtschaftlicher Gegensätze, die Macht des zufälligen oder unsittlichen Erfolges, der Alleinbesitz der Bildung schaffen die unterdrückenden Mächte, die Erblichkeit verewigt sie. Unser Weg ist der rechte, wenn er zur Vernichtung der feindlichen Kräfte und dennoch zur Erhaltung menschlicher Ordnung, kultureller Gestaltung und seelischer Freiheit führt.

Die naivste Form des Heilungsdranges ist die Forderung der unmittelbaren Stillung. Der Baum verlangt unmittelbar Licht, Raum, Luft, Wasser, Erde; er nimmt, was er braucht, der Nachbar verkümmert, das Erdreich versauert, der Wald kämpft gegen Moor und Heide, solange es geht, dann stirbt er, und mit ihm der glücklichste Baum.

Forstmann und Erzieher, Arzt und Staatsmann haben längst den Weg der unmittelbaren Stillung verlassen. Der Arzt wird erkaltende Glieder nicht durch warme Umhüllung, der Staatsmann wird trunksüchtigen Durst nicht durch vermehrte Brauereien zu heilen suchen; ein jeder überblickt das Lebensgebiet des zu schützenden Organismus, beginnt nicht beim Symptom, sondern beim Krankheitskern, ermißt die Gesamtheit der Lebenskräfte und verteilt sie nach bedachtem Plan auf alle Organe, fördernd und hemmend, stärkend und schwächend.

Der Sozialismus, die Lehre, die ihre Wissenschaftlichkeit über alles stellt und sie dennoch beständig verleugnen muß, um populär zu bleiben, ist über den Weg der unmittelbaren Stillung nie hinausgekommen.

Ihr ergibt sich die volkstümliche Schlußkette:

Was ist das Ziel? — Erhöhter Arbeitslohn. — Was schmälert den Lohn? — Die Kapitalrente. — Wie erhöht man den Lohn? — Indem man die Rente unterdrückt. — Wie unterdrückt man sie?

Nun wäre es folgerichtig, zu antworten: Indem man das Kapital aufteilt. Es ist jedoch wissenschaftlicher zu sagen: Indem man das Kapital verstaatlicht.

Die eine Antwort ist so falsch wie die andre.

Beide verkennen das Gesetz des Kapitals in seiner gegenwärtig entscheidenden Hauptfunktion: nämlich als desjenigen Organismus, der den Weltstrom der Arbeit nach den Stellen des dringendsten Bedarfs lenkt.

Erinnern wir uns hier des Satzes von der Substitution des Grundes: Es ist nicht entscheidend, aus welchen Ursachen und Bedürfnissen ein Organismus geschaffen wurde; entscheidend ist, welchen Notwendigkeiten er in Wirklichkeit und Gegenwart dient.

Angenommen die soziale Revolution sei vollzogen. In Chicago sitzt der diesjährige Weltpräsident, der über allen Einzelrepubliken thront und mit seinen Organen alle internationalen Angelegenheiten ordnet. Er verfügt in letzter Instanz über das Kapital der Erde.

Heute liegen seinem Unternehmungsdepartement neben 700 000 törichten Anträgen drei ernste vor: Eine Bahn durch Tibet, ein Petroleumwerk in Feuerland, eine Bewässerung in Ostafrika. Politisch und technisch sind alle drei Pläne einwandfrei, wirtschaftlich anscheinend gleich wünschenswert; im Hinblick auf die verfügbaren Mittel kann indessen nur einer ausgeführt werden. Aber welcher?

Nun liegen nach alter Sitte aus kapitalistischer Zeit drei geprüfte Rentabilitätsrechnungen vor: Tibet würde sich mit 5 Prozent, Feuerland mit 7 Prozent, Ostafrika mit 14 Prozent verzinsen. Es hat sich so viel von den Gewohnheiten der alten kapitalistischen Epoche erhalten, daß das Departement unter Zustimmung des Präsidenten sich für die Ausführung der ostafrikanischen Bewässerung entschließt.

Nunmehr könnte man freilich die Rentabilitätsrechnungen einstampfen, Arbeitsmittel im Werte einer Milliarde nach Ostafrika beordern und von jeder weiteren Verrechnung absehen. Das Errechnen von Erträgen bliebe ein altes Schulexempel, lediglich zur Ermittlung des Bedürfnisgrades, ohne materielle Folgen. Leider erheben sechs Staaten Einspruch.

Sie erklären: Die Bevorzugung kommt den Einwohnern von Ostafrika zugute, die durch vermehrte Einwanderung, Verbesserung der Lebensverhältnisse, des Klimas und was sonst noch, allein profitieren; Portugal wartet längst auf dieses, Japan auf jenes, nun wird der Weltsäckel, zu dessen Füllung alle beigetragen haben, zugunsten des einen ausgeschüttet. Die Entscheidung: „künftig hat jeder Landstrich für sich selbst zu sorgen" kann der Präsident nicht geben, denn fünfzig Jahre lang sind aus Mangel an Universalmitteln wichtige Arbeiten unterblieben. So bleibt ihm nichts weiter übrig als zu erklären: Der Plan wird ausgeführt; doch die ostafrikanische Gesamtwirtschaft hat einen jährlichen Mehrertrag von soundso viel an den Weltsäckel abzuführen. Die Rente ist auferstanden.

In einer deutschen Industriestadt soll eine alte Staatsfabrik abgerissen werden; sie ist veraltet und unbrauchbar. Ein geschickter Werkmeister erbietet sich, sie mit geringen Kosten für einen neuen Zweck herzurichten; einen Beweis der Rentabilität kann er nicht bringen, will aber gern das Risiko tragen. Die Provinzialpräfektur lehnt das Experiment ab. Die Ortsbehörde will nicht verzichten; überdies hat der Antragsteller hundert silberne Uhren seiner Freunde und fünf Pianinos als Sicher-

heit angeboten. Man erfährt, daß ungezählte Ortsbehörden Ähnliches getan haben, man überträgt dem Unternehmer die Arbeit; die Fabrik ist verpachtet; abermals ist die Rente hergestellt.

Niemals wird, abgesehen von Fällen ideeller Begründung, die geeignete Verwendung des Kapitals anders gesichert sein als durch die Ermittlung der auskömmlichsten Rente; niemals wird das Risiko der Beurteilung und die einseitige Kapitalsentziehung anders zu decken sein als dadurch, daß diese Rente wirklich erhoben wird und nicht bloß auf dem Papier steht.

Würde heute alles Kapital der Welt verstaatlicht, so wäre es morgen an ungezählte Pächter und übermorgen an ungezählte Eigentümer aufgeteilt. Die Notwendigkeit der Rente ist gegeben durch die Notwendigkeit der Selektion der Anlage. Sie ist der Ausdruck des schreiendsten und meistbietenden Anlagebedürfnisses.

Ihre Unentbehrlichkeit ergibt sich jedoch noch aus einer unabhängigeren und umfassenderen Betrachtung.

Überblickt man das ganze Gebiet eines nationalen Industriewesens, etwa des deutschen, hinsichtlich seiner Kapitalbewegung, so ergibt sich die überraschende Tatsache: Trotz hoher Blüte und Rentabilität zahlt dieser gewaltige Komplex in seiner Gesamtheit nichts heraus, sondern zieht Mittel ein; die Kapitalerhöhung und Schuldenvermehrung übersteigt die Rentenzahlung. Die Industrie arbeitet nur am Wachstum ihres eigenen Körpers; sie gibt nichts her; selbst die andern Wirtschaftsgebiete müssen ihre Ersparnisse beisteuern, um sie zu erhalten.

Auf den ersten Blick überraschend, und doch ganz einleuchtend: Denn was geschieht mit den Ersparnissen der Welt? Soweit sie nicht Kultureinrichtungen schaffen, dienen sie den Produktionseinrichtungen; eiserne Bestände und goldne Schätze sammeln in mäßigem Umfang die Staaten; der Rest geht auf in wirtschaftlicher Anlage, und mit ihm wachsen die Bestände der papiernen Abbilder, der gedruckten Umlaufsformulare. Diese Vermehrung der werbenden Anlagen aber muß andauern, solange die Bevölkerungen sich vermehren und solange der einzelne an käuflichen Erzeugnissen weniger besitzt als er sich wünscht.

Entsprechend wächst die Weltinvestition. Sie wächst um genau soviel jährlich, als nach Deckung des Verbrauchs, des Kultur- und Verteidigungsaufwandes an Arbeitseinkommen und Renteneinkommen erspart wird. Die Ersparnis am Arbeitseinkommen ist verhältnismäßig gering; es ist zweifelhaft, ob sie im Verhältnis zum Arbeitseinkommen wächst, solange der durchschnittliche Verbrauchswille ungesättigt ist. Die jährliche Weltinvestition besteht somit im wesentlichen aus Kapitalrente nach Abzug des verzehrenden Verbrauches der Kapitalsbesitzer. Dieser Verzehr hängt ab von einer Reihe von Faktoren, die mit der Höhe der Gesamtrente durchaus nichts zu tun haben: von der Verteilung der Rentenabschnitte, von den durchschnittlichen Ansprüchen der Lebensführung, von sittlichen Werten. Wäre alles Weltkapital im Besitze eines einzelnen und verschwände somit der Verzehr zu minimem Verhältnis, so könnte ohne Lebensgefahr der Wirtschaft, und somit tatsächlich, die Rente und mit ihr der Durchschnittszinssatz

der Welt niemals geringer sein, als dem Aufwand entspricht, dessen die Weltwirtschaft für Ergänzung und Erweiterung ihrer Anlagen bedarf.

Die Rente ist somit dem Grunde und dem Umfang nach bestimmt durch den Bedarf der Weltinvestition; sie ist die Zwangsrücklage der Welt zum Zwecke der Aufrechterhaltung ihrer Wirtschaft; sie ist eine Produktionssteuer, die erhoben wird an jedem Punkte der Gütererzeugung, und zwar an erster Stelle; sie ist unvermeidlich, auch wenn alle Produktionsmittel in einer Hand liegen, gleichviel ob eines einzelnen, eines Staates oder einer Staatengemeinschaft; sie läßt sich lediglich vermindern um den Verzehr der Kapitalbesitzer.

Somit hat die Verstaatlichung der Produktionsmittel keinen wirtschaftlichen Sinn; umgekehrt bringt die Vereinigung des Kapitals in wenigen Händen an sich keine andere wirtschaftliche Gefahr, als die der Willkür in Verbrauch und Investitionsform; da aber die letztere unter dem Bilde der Konkurrenz der Renten sich einwandfrei bewährt hat, so hätte die rein wirtschaftliche Sorge gerechter Aufteilung sich auf den Verbrauch zu beschränken. Die Rente an sich ist unabweislich zur Deckung der jährlichen Weltinvestition; entscheidend ist auch nicht die Frage, wer sie bezieht — sofern sie nur schließlich ihrem Investitionszweck zugeführt wird — sondern die Frage, ob und wieweit der Beziehende das Recht hat, ihren Ertrag zu Lasten der Gemeinschaft für unersprießlichen Aufwand zu verwenden oder für Genuß zu vergeuden. Wirtschaftspolitik wird Verbrauchspolitik.

Die gerechte Sorge hat sich indessen weiter zu erstrecken; zunächst auf die Machtfrage. Wäre

alles Kapital in den Händen eines vernünftigen Menschen, so wäre sein relativer Selbstverbrauch sehr gering; alle ersparte Rente flösse in verständiger Auswahl den Unternehmungen zu, um ihre Leistung zu steigern, und insofern wäre dieser Mensch ein nützlicher Verwalter der Weltwirtschaft. In einem andern Sinne wäre er es nicht. Denn von seiner Gunst hinge alles Menschlich-Wirtschaftliche, alles Politische, zuletzt sogar alles Kulturelle ab. Auf seinen Wink würde dieser erhöht, jener erniedrigt, diese Landschaft bevorzugt, jene verwüstet; an seine Abmachungen könnte er jede Gegenleistung binden, die Freiheit der Welt wäre zerstört: denn Besitz in seiner heutigen Form ist Macht.

Eine weitere Frage schließt sich an: die des ungerechten Anspruchs. Gelänge es auch, durch Beschränkung des übermäßigen Verbrauchs die Rente zu verkleinern, so wäre noch immer keine Gewähr gegeben, daß der Anteil der untern Stände am Weltbesitz sich erhöhte. Monopole, Risikogewinne, Schwindel können sich einschieben, Rentner und Erben können sich von der Gemeinschaft leistungslos ernähren lassen; ein Drohnenstaat entsteht im Staate.

Scheidet das sozialistische Mittel der Kapitalsverstaatlichung aus, weil es undurchführbar und wirkungslos ist, so erhebt sich mithin die unlösbar scheinende Antinomie: Vermögensansammlung verringert den relativen Verbrauch und somit die Rente, gefährdet jedoch das Machtgleichgewicht; Vermögensaufteilung vermindert die Machtansammlung, steigert aber den Verbrauch und verringert die Leistungsfähigkeit der Rente. Zu beiden

Alternativen tritt die Gefahr des ungerechten Anspruchs.

Das Bild eines ähnlichen Zwiespalts bietet uns die Natur der Erde in ihrem großen Werke der Bewässerung. Ein ausschließliches System gewaltiger Ströme würde die Wassermassen verlustlos zusammenhalten, jedoch, unbändig in der Handhabung, die Flächen verdorren lassen; ein enges Netz von Quellen und Bächen läßt zwar viel versickern und verdunsten, tränkt jedoch Wiesen und Gründe und widerstrebt nicht der Lenkung; die Natur fügt indessen diesen Systemen ein drittes hinzu: Sie hält durch Verdampfung die Wassermengen in schwebender Bewegung; beständig müssen die Festen und die Behälter der Meere die Atmosphäre mit Strömen beladen, die gewaltiger sind als die sichtbaren Ströme der Erde, und die in unermüdlicher Verteilung den tragenden Boden benetzen.

Hier, wo befruchtende Teilung des Weltbesitzes zur Aufgabe gestellt ist, gilt es, die dritte Kraft zu finden, die eine neue Beweglichkeit schafft, die senkrecht zu der Ebene starrer Zwangsläufigkeit das Auf- und Niedersteigen der Massen bewirkt, vom Überfluß schöpft und dem Mangel zuteilt und in den Kreislauf den Behälter des Staates einschaltet, der nicht wie jetzt ein ausgedörrter Boden der Überschuldung, sondern ein lebenspendender Grund der Fülle und des Überflusses sein soll.

Genug der Gleichnisse! Wir wissen, daß nicht eine einmalige mechanische Handhabung des Weltvermögens die sittliche und gerechte Regelung des Besitzwesens herbeiführt; wir werden unsre Vorstellungen vom Eigentum, vom Verbrauch und vom

Anspruch zu prüfen haben, um zu erkennen, welch bleibendes Recht, welch überaltetes Erbe von Schuld und Irrtum in diesen Begriffen ruht, und um zu ermessen, welchen Weg die vernünftige und unbeirrbare Realität einschlagen wird, um uns auch auf der Bahn des Materiellen dem Ziele zu nähern, das diesseits Sittlichkeit, jenseits Seele genannt wird.

Eigentum, Verbrauch und Anspruch sind nicht Privatsache.

Solange die Welt weit war und die Besiedlung spärlich, die Wirtschaftsgebiete getrennt und jedes in sich geschlossen, konnte jeder der Natur abgewinnen, was er wollte, an pflanzlicher, tierischer, menschlicher Beute; nach Belieben sie verwenden, tauschen, dienstbar machen, vernichten. Heute ist die Erde ein dicht besiedelter, kunstvoll gegliederter Bau, von zahllosen sichtbaren und unsichtbaren Adern, Nerven, Scheidewänden und Behältnissen durchsetzt, von zahllosen lebenden und leblosen Kräften gepflegt, geschützt, bewacht, geordnet; jeder Schritt bedingt Rechte, fordert Pflichten, macht Kosten, bringt Gefahren, berührt fremde Rechte, fremdes Eigentum, fremde Lebenssphäre. Jeder bedarf des gemeinsamen Schutzes, der gemeinsamen Einrichtungen, die er nicht geschaffen, des Korns, das er nicht gesät, des Leinens, das er nicht gesponnen hat. Das Dach, unter dem er schläft, die Straße, die er betritt, das Werkzeug, das er hebt, dies alles ist von der Gesamtheit geschaffen, und er hat nur den Teil daran, den Übereinkunft und Herkommen ihm zuweist. Selbst die Luft, die er atmet, ist nicht frei; sie ist geschützt und rein gehalten von Ausdünstungen und Dämpfen, von Krankheitskeimen und Giften.

Überblickt man diese Unendlichkeit der Bindung, der Verschuldung und Verpflichtung, so bleibt kaum begreiflich das Maß der wirtschaftlichen Freiheit, das dem einzelnen belassen wird. Er kann für die Gemeinschaft, der er alles schuldet, arbeiten soviel oder sowenig er will, er kann diese Arbeit frei wählen, so nützlich oder überflüssig sie sein mag, er kann das, was als Eigentum ihm zugestanden ist, mißbrauchen, verderben, vernichten; er kann von der Gemeinschaft die Garantie seines Besitzes, ja selbst die Fürsorge für die Maßnahmen seines erstorbenen Willens verlangen.

Eine kommende Zeit wird schwer begreifen, daß der Wille eines Toten die Lebenden band; daß ein Mensch befugt war, Meilen irdischen Landes abzusperren; daß er ohne staatliche Genehmigung Äcker brachlegen, Bauten vernichten oder aufführen, Landschaften verstümmeln, Kunstwerke beseitigen oder schänden konnte, daß er sich berechtigt hielt, jeden beliebigen Teil des Gesamtvermögens durch geeignete Geschäfte an sich zu bringen und, sofern er einige Abgaben zahlte, nach Gutdünken zu verwenden, jegliche Zahl von Menschen zu beliebiger Arbeitsleistung in seine Dienste zu nehmen, sofern seine Kontrakte nicht widergesetzliche Bestimmungen enthielten, jegliche Geschäftsform zu praktizieren, sofern sie nicht staatliches Monopol oder im Gesetzbuch als Schwindel erklärt war, jeden noch so unsinnigen Aufwand zum Schaden des Gesamtvermögens zu treiben, solange er im zahlenmäßigen Verhältnis zu seinen Mitteln blieb.

In den letzten Jahrzehnten haben wir erlebt, wie das Bürgertum alle Fragen jenseits einer emsigen

Individualwirtschaft als brotlose Kunst und politische Spielerei auffaßte, solange nicht ein gewinn- oder verlustbringendes Wirtschaftsgesetz zur Erörterung stand. Jetzt, beim Beginn des zweiten Kriegsjahres, dämmert die Erkenntnis, daß alles Wirtschaftsleben auf dem Urgrund des Staates ruht, daß Staatspolitik der Geschäftlichkeit vorangeht, daß jeder, was er besitzt und kann, allen schuldet.

Zu lange hat im Wirtschaftlichen der Zustand gedauert, daß individuelle Betriebsamkeit, von dem rationalistischen Gedanken des eigenen Rechts und der Unbeschränkbarkeit geleitet, schrittweise und mürrisch im Gefühl erlittenen Unrechts den Forderungen der Gemeinschaft wich, so wie man einem aufdringlichen, eigentlich unbefugten Petenten nachgibt. Die Gemeinschaft hat sich zu fragen, welche Ansprüche sie im Namen höhern Rechts zu stellen hat, und der Wirtschaft gebührt, was übrigbleibt und was zur Erhaltung des Mechanismus und zur würdigen Lebensgestaltung seiner Aufseher unentbehrlich ist.

Nach dieser Befugnisprüfung wollen wir im Auge behalten, daß die Regelung des Verbrauchs den einzigen Speicher erschließt, aus dem die Fülle des verfügbaren Wirtschaftsmaterials absichtsvoll gemehrt werden kann; denn die natürliche Steigerung der erzeugten und erzeugbaren Gütermengen unterliegt nicht, wie manche glauben, dem Willen; sie ist jederzeit begrenzt durch den jeweiligen Bestand der geschaffenen Arbeitsmittel und Arbeitskräfte.

Zu Beginn unsrer Wirtschaftsepoche galt der Satz: Luxus nützt, denn er bringt Geld unter die Leute.

Das stimmt zur Not für eine beginnende Gewerbetätigkeit, die mit äußern Mitteln angefacht werden muß. Durchgebildetes Wirtschaftsleben beruht auf planvollem Zusammenhalten aller Kräfte, und mit Recht tragen die Bezeichnungen der Ökonomie und des Haushalts den Beigeschmack sparsamer Abwägung.

Wenn ein Römer fünfhundert Sklaven aussandte, um einen seltenen Fisch zu fangen, wenn die Ägypterin ihre Perlen in Wein löste, so mochten sie eine Vorstellung von berechtigtem Aufwand hegen, denn die Sklaven waren während ihres Arbeitstages ernährt, die Perlenfischer für Jahre der Gefahr entschädigt. Unsre Vorstellung muß eine andre sein. Arbeitstage und -jahre, vergeudet für den Endzweck eines kurzen Glanzes oder Genusses, sind unersetzlich. Sie sind der begrenzten Arbeitsmenge der Welt entnommen, ihr Ergebnis ist dem kargen Ertrage des Planeten entzogen. An der Arbeit, die in unsichtbarer Verkettung alle leisten, sind alle berechtigt.

Die Arbeitsjahre, die der Herstellung einer kostbaren Nadelarbeit, eines gewobenen Schaustücks dienen, sind unwiderruflich der Bekleidung der Ärmsten entzogen, die sechsfach geschorenen Rasenflächen eines Parks hätten mit geringerem Aufwand Korn getragen, die Dampfjacht mit Kapitän und Mannschaft, Kohlen und Proviant ist dem nutzbringenden Weltverkehr auf Lebenszeit entzogen.

Wirtschaftlich betrachtet ist die Welt, in höherem Maße die Nation, eine Vereinigung Schaffender; wer Arbeit, Arbeitszeit oder Arbeitsmittel vergeudet, beraubt die Gemeinschaft. Verbrauch ist nicht Privatsache, sondern Sache der Gemein-

schaft, Sache des Staates, der Sittlichkeit und Menschheit.

Hier entsteht eine Antinomie. Alles, was erzeugt wird, vergeht, vergeht durch Verbrauch. Bestenfalls hat es zur Erzeugung neuer Dinge gedient, die wiederum durch Verbrauch vergehen. Wird nun jedes Gut für den Verbrauch erzeugt und dient jeder Verbrauch der Lebenserhaltung und Lebenssteigerung, warum dann den einen Verbrauch als berechtigt, den andern als schädlich hinstellen; wenn alles den gleichen Weg nimmt, so bleibt schließlich nur die Frage der Reihenfolge.

Die Reihenfolge ist es tatsächlich, und zwar die Reihenfolge des Bedarfs, die den Fluß der Begriffe vom notwendigen Verbrauch bis zum frivolen Luxus ordnet. Luxuriös ist jeder Verbrauch, solange ein ursprüngliches Bedürfnis unbefriedigt bleiben muß, das an seiner Statt hätte gestillt werden können.

Ein Lehrbuch des Luxus soll hier nicht gegeben werden, noch eine Kasuistik; daß auch der Begriff des elementaren und notwendigen Bedürfnisses ein fließender ist, wird nicht bestritten und bleibt ohne Belang. Niemand wird eine mechanisch rechnerische Abfertigung des Begriffs verlangen; wenn eine Provinz hungert, so muß nicht unbedingt der Extrazug als Verschwendung gelten, der den verantwortlichen Staatsmann in die Mitte der Notleidenden führt; verschwenderisch ist nicht die notwendige Ausschaltung des Geistarbeiters aus täglichen Reibungen und Störungen, selbst wenn diese Absonderung mit Gemeinschaftsopfern an Raum und Arbeit erkauft wird. Wohl aber ist luxuriös, was etwa eine gedankenlose Menge als Feste der Wohltätigkeit bezeichnet; genußsüchtige

Aufwendung, die den Namen der Nächstenliebe mißbraucht und mit kalter Barmherzigkeit ihren Opfern den Wert geleerter Sektflaschen gutschreibt.

Unsrer Betrachtung genügt es, daß eine Reihenfolge der Bedürfnisse gesundem Ermessen faßbar ist; und somit löst sich die Antinomie des Verbrauchs.

Betrachtet man vom Stande dieser Reihenfolge die Produktion der Welt, so zeigt ein furchtbares Erschrecken uns den Irrsinn der Wirtschaft. Überflüssiges, Nichtiges, Schädliches, Verächtliches wird in unsern Magazinen gehäuft, unnützer Modetand, der wenige Tage lang falschen Glanz spenden soll, Mittel für Rausch, Reiz und Betäubung, widerliche Duftstoffe, haltlose und mißverstandene Nachahmungen künstlerischer und kunstgewerblicher Vorbilder, Gerätschaften, die nicht dem Gebrauch, sondern der Blendung dienen, Albernheiten, die als Scheidemünze eines erzwungenen Geschenkverkehrs umlaufen; alle diese Nichtsnutzigkeiten füllen Läden und Speicher in vierteljährlicher Erneuerung. Ihre Herstellung, ihr Transport und Verschleiß erfordert die Arbeit von Millionen Händen, fordert Rohstoffe, Kohlen, Maschinen, Fabrikanlagen und hält annähernd den dritten Teil der Weltindustrie und des Welthandels in Atem. Wer im Wirtshaus die unvergleichliche Höhe unsrer Kulturepoche gepriesen hat, der möge auf dem Heimwege in die Straßenläden blicken und sich davon überzeugen, daß unsre Kultur seltsame Begehrlichkeiten pflegt; wer eine Rasenfläche von dem läppischen Humor tönerner Gnomen, Hasen und Pilze geschändet sieht, der möge sich bei diesem Sinnbilde der mißleiteten Wirtschaft unsrer Zeit

erinnern. Würde die Hälfte der verschwendeten Weltarbeit in fügliche Bahnen gewiesen, so wäre jeder Arme der zivilisierten Länder ernährt, bekleidet und behaust.

Von der unsäglichen Schuld am wirtschaftlichen Mißbrauch und von dem Anteil, der leider unsre Frauen trifft, ist später zu reden. Hier sei bedacht, daß aus der ersparten Vergeudung unsres Zeitalters die Zukunft Mittel schöpfen kann und wird, um gerechten Wohlstand über alle zu breiten. Uns steht die Aufgabe zu, den Mißstand zu erkennen und Abhilfe zu suchen, in dem Bewußtsein, daß Güterverbrauch nicht Privatsache ist, daß dieser Verbrauch aus Vorräten an Kräften und Stoffen geschöpft wird, die in begrenztem Maße zuströmen und für die wir Verantwortung tragen.

Deshalb sind auch die Methoden der Gewinnung und Verarbeitung nicht Einzelsache, sondern von öffentlichem Interesse. Der Wohlstand unsrer Zeit im großen betrachtet, gleichviel ob er aus Produktion oder Verkehr zu stammen scheint, wurzelt letzten Endes in dem edelsten Stoff unsres Planeten, der Kohle. Was Jahrhunderttausende an köstlicher Vegetation getragen, zu Balsam und Essenzen vielfältiger Zusammensetzung verdichtet und im Schoß der Erde aufgespart haben, reißt unser Geschlecht aus ihren Flanken zum unedlen Dienst wahlloser Verbrennung. Es wäre verdient, wenn dies Wirtschaftsalter dereinst nach dem Kohlenraubbau benannt würde, aus dem es seine Schätze gezogen hat. Zu spät haben wir den Wert dieses wahren Steins der Weisen erkannt und beginnen ihn zu schonen. Sache der Gesetzgebung ist es, sorgfältige Sonderung der fossilen Substanz durch Destillation und

Abspaltung zu verlangen und nur die wertlosen Abgänge zur kalorischen Kraftgewinnung zuzulassen; Sache der Gesetzgebung ist es ferner, der Kraftvergeudung aus mangelhafter Einrichtung und übler Sparsamkeit und der Arbeitsverschwendung zu begegnen. Würde Kohle geehrt wie Korn und Brot, so wäre schon heute die Sorge der Gestehungskosten und mit ihr der Kampf um die Bergwerkslöhne behoben. So wie man Wirtschaftsaufsichten eingesetzt hat, um den Geboten der Sicherheit und Wohlfahrt Nachdruck zu geben, so bedarf es des gesetzlichen Schutzes der Wirtschaftsgüter gegen unwissende und raubbauende Vergeudung.

Daß die rechnende Betrachtung des Verbrauchs den eigentlichen Kulturaufwand der Nationen nicht umfaßt, bedarf keiner Erklärung; doch ziemt es, diesen Aufwand aus dem Verbrauchsbegriffe so klar herauszuheben, daß entgegengesetzte Schlüsse sich an die Erörterung knüpfen lassen.

Wir haben die Reihenfolge der Bedürfnisse aufgestellt, um die Relativität des Luxus als Richtungsgröße hervortreten zu lassen: doch haben wir die Frage vermieden, wohin am Ende aller Verbrauch führt und wozu er dient. Glaubten wir, daß die Erhaltung und Wiedererzeugung des Lebens den Sinn der Weltarbeit und ihres Güterstromes erschöpfte, so wären Mitleid und Genußsucht die dürftigen Kräfte, die unüberzeugt und leidenschaftslos unserm Willen die Richtung ins Künftige wiesen. Unser gläubiger und heißer Wille zur Vollendung setzt voraus und beweist das Emporsteigen absoluter Werte; indem wir das Wachstum der Seelen erschauen und verkünden, bereiten wir seinen Weg durch den Aufbau der Mittelwelt, die auf

Materie ruht und im Erhabenen gipfelt. Diese Welt ist bleibend; was die Menschheit an Werken der Liebe, der Kunst, des Glaubens und Denkens erahnt und erlebt hat, bleibt unverloren; der Jakobstraum verwirklicht sich als ewiges Werk der Menschheitssendung.

Der Sinn aller Erdenwirtschaft ist die Erzeugung idealer Werte. Deshalb ist das Opfer materieller Güter, das sie erfordern, nicht Verbrauchsaufwand, sondern endgültige Erfüllung der Bestimmung. Deshalb scheiden alle echten Werte der Kultur aus der ökonomischen Erwägung; sie sind inkommensurabel mit Gut und Leben; sie sind wertfrei, niemals zu teuer erkauft, es sei denn im Tausche gegen höhere Idealitäten, sie sind nicht Mittel und Rechnungsgrößen, sondern Wesenheiten aus eigenem Recht.

Die Umkehrung der Frage aber lautet und wird mit der Besitzverteilung zu erörtern sein: Wie kann der Zustrom irdischen Gutes zu den Opferstellen, wo Materielles sich zum Geistigen verflüchtigt, gesteigert werden.

Wir berühren hier ein Gebiet, das eigenem Zusammenhange aufgespart werden soll: Die Umstellung des ethischen Empfindens, die der neuen Anschauung der Wirtschaft voran und zur Seite schreitet. Schon hier wird der Dreiklang vernehmbar: Wirtschaft ist nicht Privatsache, sondern Gemeinschaftssache, nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Absoluten, nicht Anspruch, sondern Verantwortung.

Die mechanischen Mittel, die Maßnahmen und Gesetze zu erörtern, die zur Verwirklichung der Grundgedanken in einem bestimmten Lande, also

weitaus in erster Linie in Deutschland führen, wird nur da die Aufgabe dieser Schrift sein dürfen, wo es sich um neuartige Begriffe handelt, die in der Luft zu schweben scheinen, wenn nicht ihr Zusammenhang mit dem Bestehenden und Menschlichen, also ihre Realität konstruktiv bewiesen wird. Wir behalten die Aufgabe im Sinn, Ziele zu setzen; und wie etwa der Architekt die Lehre vom Gewölbebau und ihren Wert darzulegen vermag und dennoch sich versagt, Bauzeichnung zu fertigen, bevor Größe und Lage, Umgebung und Baumittel gegeben vorliegen, so haben wir uns auf den Hinweis zu beschränken, daß erkannte und vereinbarte Ziele auf unendlich vielen, der Praxis hinlänglich bekannten Wegen erreichbar sind, deren Auswahl den Zeitumständen und den mechanischen Gegebenheiten überlassen werden kann. Hier jedoch handelt es sich darum, einen verkannten Baustoff dem Schutt des Vorurteils zu entreißen und grundsätzlich für die Errichtung künftiger Wirtschaftsstrukturen zu sichern: Auf den Begriff der Luxusgesetzgebung haben wir den Blick zu richten.

Der Aufwandsbesteuerung und den Luxuszöllen haftet die gemeinplätzliche Marke an, daß ihre Erträge enttäuschen, weil sie den Verbrauch einschränken. So scheinen sie wirkungslos, wenn man sie von der finanziellen Seite betrachtet und somit die Nebenwirkung als Hauptsache, die Hauptwirkung als schädliche Nebensache faßt. Kehrt man die Frage um, so daß die Aufgabe der Einschränkung unnützen Verbrauchs gestellt wird, so ist die Antwort der Wirksamkeit bereits gegeben. Bedenkt man, daß jede eingeführte Perlenschnur dem Meliorationsaufwand eines Gutsbesitzes ent-

spricht oder uns für den Ertrag eines reichen Bauernhofes dem Ausland zinsbar macht, daß jedes Tausend aus Frankreich bezogener Champagnerflaschen die Kosten der Ausbildung eines Gelehrten oder Technikers verschlingt, daß der Aufwand unsrer Einfuhr an Seide, Putzfedern, Duftstoffen und allerhand Kram ausreichen würde, um alle Not und Entbehrung im Lande zu stillen, daß unser spezifischer Mehrverbrauch an Spirituosen im Vergleiche mit Amerika den Lasten unsrer Kriegsanleihen gleichkommt: Bedenkt man dies und hundert Beispiele ähnlicher Art, so wird es schwer zu begreifen, daß die Gesellschaft jede Vergeudung nationalen Gutes sich gefallen läßt, ohne durch das gerechte Mittel der Steuern und Zölle entscheidend einzugreifen. Noch immer spukt die Vorstellung, Luxus bringe Geld unter die Leute, Verbrauch sei Privatsache, Menschen würden arbeitslos, wenn man sie aus zerstörenden Berufen in schaffende Berufe hinüberführt.

Man hält die Besteuerung der Einkommen bei uns für etwas Selbstverständliches, man ist geneigt, sie mit einer leichten sittlichen Empfindung zu verbinden, etwa dahingehend, daß, wer viel bekomme, auch leicht etwas abgeben könne. In diesem Sinne folgert man naturgemäß weiter, daß, was einer erspare, ihm als behäbige Vermögensvermehrung zuwachse und daß auch von diesem Zuwachs eine Kleinigkeit abzutragen sei. Was aber einer verbraucht, das bleibt unangetastet.

Diese Rentenbürgerauffassung betrachtet den Anspruch der Gemeinschaft als eine unliebe Kostgängerei, die man mit geringem Aufwande abfindet. Freilich ist das Einkommen steuerpflichtig, freilich

ist es die Ersparnis; am schuldigsten aber ist der Verbrauch, und zwar sollte er so besteuert werden, daß oberhalb eines auskömmlichen Mindestsatzes auf jeden Kopf berechnet, für jede Mark weiteren Verzehrs zum mindesten eine Mark dem Staate gebührt.

Der leichte Einwand, daß hierdurch die Ersparnis entlastet, die Neigung der Vermögen zu Wachstum und Ungleichheit gefördert werde, wird sich aus dem beantworten, was über das Schicksal der Privatvermögen zu künden sein wird. Es gibt andre Möglichkeiten genug, und wirksamere, um der wachsenden Ungleichheit vorzubeugen; die Besteuerung der Ersparnis ist überdies niemals erfolgt, um die Ersparnis zu mindern, sondern um die Besteuerung weniger fühlbar zu machen; während wir davon ausgehen, daß die Besteuerung so fühlbar sein kann, wie sie will, wenn sie nur mit Entschiedenheit auf Minderung hinwirkt, auf Minrung dessen, was den Gemeinschaftsbesitz am schwersten schädigt, des ungeziemenden Verbrauchs.

Aus diesen Vorklängen wird mancher schließen, daß ein sinnenfremder Puritanismus angepriesen werden soll, der ausschließlich auf emsige Arbeit, kräftige Nahrung, handfestes Kleid und Gerät und bestenfalls auf tüchtige Mittelerziehung und ausgebreitete Kirchlichkeit hinaus will. Das Bekenntnis, daß alles innere Leben dem Wachstum der Seele, alles äußere Leben der Steigerung idealer Güter geweiht ist, steht dieser Sorge entgegen; es mag immerhin schon jetzt angedeutet sein, daß die bunte Hülle des materiellen Übermuts, des Luxus, der Pracht und Repräsentation, die Hülle, die heute

unserm geschwächten Auge zuviel von der wahrhaftigen Herrlichkeit der Welt verbirgt, der künftigen Ordnung nicht vorenthalten sein muß. Überall da, wo die Gemeinschaft selbst als Wirtin auftritt, mag sie zum Zeichen ihrer Freiheit und Liberalität sich mit Dingen des Glanzes umgeben, nicht karger als im Banne der Herzen von Rom und Athen, Venedig und Augsburg, Versailles und Potsdam. Anders wird man denken über die Raffiniertheit der Absperrung, über die Unersättlichkeit, die hinter Gittern und Vorhängen, Scheiben und Flügeltüren in Polstern und Schätzen wühlt. Bis zum Mißbrauch ist unsre Zeit mit dem Begriff der Pracht vertraut, den Begriff der Vornehmheit scheint sie zu verlieren. Pracht und Repräsentation wirkt auf eine ferne, zur starren Bewunderung verdammte Menge und entfremdet; Vornehmheit drückt innern Adel in stiller Zurückhaltung aus, sie besteht im Verzicht; indem sie sanft zurückzuweichen scheint, zieht sie nach und empor. Sparta und das alte Preußen waren vornehm, Paris und das späte Rom zeigen die untrennbare Einheit von Prunk und Pöbeltum. Die unterschätzte Kunstepoche der preußischen Wiedergeburt vor hundert Jahren sei uns ein Vorbild, wie nicht aus Nachbildung des Prunkhaften, sondern aus stiller Vertiefung in die bescheidenste Aufgabe Schönheit entsteht.

Wir haben die gewaltige Bedeutung des Verbrauchs und seiner Regelung für das künftige Wirtschaftsleben umrissen und zugleich eine veränderte ethische und ökonomische Auffassung und deren Ausstrahlung in den gesetzlichen Aufbau des Staates als Forderung hingestellt.

Indem wir zur Frage der Besitzverteilung schreiten, haben wir von neuem auszuholen und die Richtung der Gestirne zu suchen; denn die Orientierung des Verbrauchsproblems verläßt uns. Wir haben gesehen, daß äußerste Ungleichheit der Vermögen der Berichtigung des Verbrauchs eher förderlich als schädlich ist; wäre alles Vermögen der Welt in einer Hand und einigermaßen verständig verwaltet, so wäre die Verbilligung der Verbrauchsgüter so bedeutend, daß bei gleichbleibendem Verhältnis der Löhne und Gehälter zum Umsatz der Verbrauchsanteil des einzelnen einer bürgerlichen Lebenshaltung genügte. Höher läßt er sich in unserm Zeitalter durchaus nicht steigern, und diejenigen Theoretiker irren, die von irgendwelchen sozialpolitischen Maßnahmen eine plötzliche Vermehrung und Verbilligung der Produktion in bedeutendem Umfang erwarten; denn die Menge der jeweils erzeugten Güter ist durch den jeweiligen Vorrat an Produktionsmitteln eindeutig bestimmt, ein rascherer Zuwachs der Produktionsmittel wäre nur durch zeitweilige gewaltsame Einschränkung des Verbrauchs erzwingbar. Das, was die Welt in jedem Jahre zu verzehren und zu verbrauchen hat, steht also fest; die Wirkung läßt sich, wie wir gesehen haben, nur dadurch verbessern, daß durch Umstellung der Produktion törichter Verzehr in nützlichen Verbrauch verwandelt wird. Mag hierdurch die Summe der nützlichen Gütererzeugung sich um ein Drittel erhöhen, so ergibt die aufteilende Berechnung für zivilisierte Länder den Durchschnitt einer bürgerlichen Lebensführung, die sich in unserm Gelde mit einem Jahresaufwande von etwa 3000 Mark für eine Familie bezeichnen läßt.

Versagt die Verbrauchstheorie als Richtlinie für die Besitzverteilung, indem hier gleichsam der Punkt 0:0 durchschritten wird, so scheint auch die Forderung der Proletariatsbefreiung gegenüber der Frage der Besitzverteilung sich indifferent zu verhalten, so paradox dies klingen mag. Denn das Verhältnis des Proletariats ist, soweit es sich in Wirtschaftsbeziehungen ausdrückt, nicht sowohl eine Sache des Besitzes wie des Verbrauchsanspruchs. Auch hier den äußersten Fall der Ungleichheit gesetzt: daß ein einzelner das ganze Weltvermögen besäße — und dieser Fall ist nur sittlich, nicht wirtschaftlich verschieden von dem Grenzfall der Utopie, wo dieser Einzelne „Staat" heißt, in diesem angenommenen Falle brauchte dem Weltbesitzer durchaus kein Proletariat gegenüberzustehen. Seine Angestellten freilich wären wir alle, doch von unserm Gemeingefühl und Vorgehen hinge es ab, welche Aufteilung der jährlich erzeugten Gütermenge wir durchsetzten. Immer vorausgesetzt, daß der Besitzer die Weltproduktion verständig lenkt, so stehen ihm nicht mehr als fünf Verwendungsarten frei: Einen Teil muß er uns, seinen Arbeitern und Beauftragten, überlassen und aufteilen; einen zweiten Teil muß er zur Erneuerung und Verstärkung seines Produktionsapparates und andern der Gesamtheit dienenden Einrichtungen vorbehalten; einen dritten Teil kann er aufsparen, so etwa Lebensmittel, um künftigen Knappheiten vorzubeugen; einen vierten Teil kann er selbst verbrauchen und einen fünften Teil willkürlich vernichten, sofern er ein böser Narr ist; eine sechste Verwendung ist nicht gegeben. Da der vierte und fünfte Fall vernachlässigt werden kann,

der dritte nicht wesentlich ist, so werden wir mit unserm Brotherrn nur über die Teilung zwischen eins und zwei zu verhandeln haben. Er wird anführen, daß die Sorge für die Zukunft eine größere Aufwendung für werbende Zwecke fordere, wir werden einwenden, daß auch wir leben wollen und die Nachkommen für sich selber sorgen mögen. Und wohlgemerkt: Diese Verhandlung wird in gleichem Sinne verlaufen, gleichviel ob der Besitzer Rockefeller heißt oder sozialer Universalstaat.

Die Einigung erfolgt; der Investitionsanteil ist festgesetzt — er wird mindestens soviel, vermutlich mehr ausmachen als bei der heutigen Wirtschaft — und es kann dem Arbeitgeber ziemlich gleichgültig sein, wie wir den Verbrauchsanteil unter uns aufteilen, sofern keine Unzufriedenheit und Arbeitsunlust entsteht. Wiederum wird, wenn wir das heutige Produktionsmaß zugrunde legen, ein durchschnittlicher Jahresaufwand im heutigen Gegenwert von 3000 Mark ermöglicht.

Sind wir nun Proletarier? Durchaus nicht. Für Bildung und Unterhalt unsrer Nachkommen ist gesorgt; niemand auf der Welt, mit Ausnahme des Einen — der ja auch die Staatsgewalt sein kann — hat größeres Recht als wir; der gesamte verbrauchsgerechte Teil der Welterzeugnisse steht zu unsrer Verfügung; die Aufteilung haben wir selbst vorgenommen.

Seltsamer Widersinn: Die Höhe des Einzelbesitzes zum Gipfel getrieben, hebt das proletarische Verhältnis auf! Nun liegt es sicherlich nahe, den Schluß von einem Universalbesitzer auf zwei, von zweien auf zehn, hundert, tausend zu machen und nachzuweisen, daß die Besitzverteilung ohne jeden Einfluß

auf die Proletariatsgestaltung ist, weil eben diese, im wirtschaftlichen Sinne gefaßt, auf dem Verbrauchsrecht mehr als auf dem Vermögen steht.

Die Folgerung wäre übereilt, denn sie läßt zwei Dinge außer acht: den ständischen Charakter des proletarischen Zustandes und den Machtcharakter des Vermögens. Die Macht eines Weltbesitzers wäre gewaltig, doch träte sie außer in seiner unmittelbaren Nähe niemals voll ans Licht, am wenigsten dann, wenn eine organisierte Einheit ihm gegenüberstände. Seine Privatinteressen wären dieser Einheit gegenüber kaum schädlicher als die gewöhnlichen Hausinteressen eines verständigen Dynasten, der sich von Klassenbegünstigung fernhält; im wesentlichen wäre er bedacht auf Erhaltung seines Machtverhältnisses und Festigung des Erbganges. Ist beides gesichert, so hat er kein weiteres Interesse, seinen Arbeitern Bildung, Rechte und Verantwortungen vorzuenthalten.

Eine Mehrzahl von Besitzern dagegen vereinigt sich, zumal wenn Erblichkeit ihres Rechts gegeben ist, zur Klasse. Außer auf Sicherung sind sie auf Zuwachs bedacht; mögen sie untereinander kämpfen: der Hauptgegner bleibt der Unterworfene, und um so mehr, wenn dieser nicht grundsätzlich vom Besitz ausgeschlossen ist, sondern erwerben kann oder gar bereits besitzt. Das dringende Interesse entsteht, den Enterbten machtlos zu halten, die Machtmittel der Bildung, der Organisation und des Besitzes ihm zu verschließen, ihm Rechte und Verantwortung nur soweit zu gewähren, als die Erhaltung des notdürftigen Gleichgewichts jeweils erfordert.

Die Frage der Besitzverteilung gewinnt an Be-

deutung. Obgleich die Ungleichförmigkeit der Verteilung die gerechtere Formung des Verbrauchs begünstigt, steigen zwei Begleiterinnen empor, die zum Schaden entscheiden; die eine, untrennbar mit dem Besitz verbunden und im künftigen Verlaufe je mehr in den Vordergrund tretend: die Macht; die andre, durch lange Überlieferung, jedoch vielleicht nicht für immer ihr anhaftend: die Erblichkeit. Vereinigt bilden sie die Macht der Klasse.

Haben wir diesen Zusammenhang erkannt, so werden wir niemals mehr für das freie Spiel der Kräfte, weder hinsichtlich der Ansammlung noch der Verteilung der privaten Vermögen, eintreten können.

Wir haben den Begriff der bildenden Erziehung gestreift und bemerkt, wie eine herrschende Klasse diese schicksalbestimmende Wohltat ihren Unterworfenen mißgönnen muß. Unsre Zeit, die im Umfassenden nicht nachzudenken wagt, weil sie das Wissen überschätzt und deshalb das Gestalten verlernt hat, verfügt über den Blick des Praktikers für naheliegende Unebenheiten. Sie kann nicht verkennen und ist müde zu bemänteln, daß an jedem Staatsbürger, dem von seiner Kindheit an die Bildungsmittel der Epoche vorenthalten werden, ein Raub geschieht; ein Raub am Menschen und ein Betrug am Staat. Unsre Zeit, um leichte Antworten nicht verlegen, hat sich entschlossen, einige Stimmen aufzurufen, die für die Gleichmäßigkeit der Erziehung, allgemeinen und gleichen Unterricht eintreten.

So wohlgemeint diese Absicht, so bedingt ist ihre Erfüllung. Auch wenn die Erfahrung schwiege, die in benachbarten Ländern seit Jahren sich darbietet,

so müßten wir mutmaßen, daß diese unvermittelte jugendliche Annäherung der Stände den bürgerlichen Aristokratismus der Bildungsüberlegenheit nicht mildert, sondern schärft. Aus Mietspalästen und Vorstadthäusern werden die kleinen Klassenfeinde herbeigeholt und als Klassennachbarn untergebracht. Die einen gepflegt und standesbewußt, an wohlgesetzte Gespräche Erwachsener gewöhnt, von leidlichen Manieren, leichtem Ausdruck, im Besitz der zarten Bildungsansätze, die aus einer Umgebung von guten Büchern, Kunstwerken, aus Reisen und gelegentlichem Vorunterricht erwachsen, frisch, ausgeschlafen, gut genährt, körperlich geübt. Die andern so ziemlich das Gegenteil. Nun wird von ihnen eine neue Haltung, Sprache und Anschauung verlangt, sie sollen aus einem gewohnten Kreise heraustreten und mühsam, neben dieser Verwandlung, die einen Teil der Kräfte und des Willens verzehrt, die neuen Kenntnisse erwerben, die den Gutgekleideten so leicht werden, ja die sie zum Teil schon besitzen. Verlegenheit und Hilflosigkeit treten hinzu, wandeln sich auch wohl in Starrköpfigkeit, wenn den kleinen Bürgern dunkel und schmerzlich der Abstand fühlbar wird, der sie und die ihren von den Glücklichen trennt. Nur ungewöhnliche Willenskraft und Begabung wird ihn unter dieser Belastung überbrücken und vielleicht ohne Ergebnis für das Lebensziel; die übrigen sinken nach kurzer Berührung zurück in tiefere Hoffnungslosigkeit, die nicht mehr dem äußeren Geschick allein, sondern der vermeinten eigenen Unzulänglichkeit die Schuld zumißt.

Ist hingegen Erziehung und Unterricht von der Einsicht getragen, die sich des Schwächeren und

Mühseligeren annimmt, so muß die Neigung zum Fassungsmaß des Zurückgebliebenen verzögernd, verbreiternd, verflachend auf alle wirken. Die tötende Feindschaft der Schule gegen die Begabung, der klägliche Wirkungsgrad, die Weltfremdheit, die lederne Schrulligkeit des Unterrichts, die unsre Jugend vergällt haben, und die aus der Unbefriedigung eines geizig behandelten und überbürdeten Standes fließen, diese Philistrositäten finden den berufenen Anlaß, den Bildungsstand weiterhin zu senken und geistiges Mittelstandswesen auszubreiten.

Nur auf der Grundlage ähnlicher Lebensumstände, Häuslichkeit und bürgerlicher Herkunft kann gleichartige Erziehung fruchten; auf dieser Grundlage ist sie sittliche Notwendigkeit; Klassengegensätze gleicht sie niemals aus, so sehr sie auch die Messungsebene herabdrückt.

Abermals finden wir uns zu einer Politik des wirtschaftlichen Ausgleichs aus sittlicher Notwendigkeit hingewiesen, und diese Bestimmung bekräftigt sich, sobald wir eine neue Spiegelfläche, das ökonomische Verhältnis des Staates zu seinen menschlich höchsten Aufgaben betrachten.

Die Staaten unsrer Tage sind tiefverschuldete Bettler. Die höchsten, allmächtigen Gebilde, die bestimmt sind, die Menschheitszweige unter dem Bilde der Willensorganisation darzustellen, die das Recht haben, jedes Hindernis, das einer reinen Willensentfaltung entgegensteht, niederzubrechen und in dauernder Wandlung sich und ihren Elementen die gültige Form, den zeitlichen Ausdruck zu schaffen, diese Gebilde, die auf der Erde uns das hohe Vorbild und die experimentelle Gewißheit

kollektiver Geistesverschmelzung und übergeordneter Geisteseinheit geben: sie sind heute an die trivialsten aller Fragen, „was kostet es“ und „langt es“, gebunden. Sie sind befangen in dem traurigen Wirtschaftskampf der Väter gegen die Söhne, der im Hintergrunde jeder Gesetzesvorlage gekämpft wird; der entweder endet mit neuen Steuern — die Väter opfern, damit die Söhne genießen — oder mit neuen Schulden — die Väter verbrauchen, und die Söhne mögen zahlen. Beides ist mißlich, und es befestigt sich die unsinnige Anschauung, Staatsausgaben seien an sich ein Übel, der glücklichste Staat sei der billigste, Sparsamkeit am Nötigen sei kein Verbrechen, sondern eine Tugend, sittliche Aufgaben seien vom Klassenstandpunkt zu beurteilen. Arbeitslosigkeit, Not, endemische Krankheiten könnten ausgerottet werden —, es kostet zuviel. Ein Teil des Volkes wohnt in menschenunwürdigen Räumen und könnte mit einem Aufwande von einigen hundert Millionen in Gartenstädten angesiedelt werden — woher das Geld nehmen. Die edelste Volksaufgabe der Erziehung liegt in den Händen schlecht bezahlter, zum Teil verdrossener Mittelbeamten; die ländliche Schulung ist mangelhaft — es fehlen die Mittel. Aufgaben der Wissenschaft, der Kunstpflege, der Menschenliebe treten heran — sie müssen privater Fürsorge, dem Kollektenwesen oder der planmäßigen Anzapfung bürgerlicher Eitelkeit überlassen werden.

Ein Dritteil der Kosten des europäischen Krieges hätte ausgereicht, um die Staaten auf ein halbes Jahrhundert wirtschaftlich souverän zu machen. Die Geschichte, die ihre Lehren streng und anschaulich austeilt, wird ihren Mund öffnen, wenn

das Schlachtenwetter schweigt; sie wird in der Bildersprache der Folgen zu uns reden und die Folgerungen uns überlassen; dabei wird manch eins der Worte, die wir heute ausgiebig reden, mit verändertem Tonfall zu uns zurückkehren. Eine der Lehren aber wird unsern kleinbürgerlichen Parlamenten wohltun, die teils aus Mißtrauen gegen ihre beauftragten Regierungen, teils aus beruflicher Enge, teils aus Furcht vor dem Wähler den Staat als ein Geschäft mit beschränkter Haftung und beschränkten Mitteln verwalten möchten: die Lehre vom großen Einmaleins. Mögen die Mittel des einzelnen sich schmälern und den Taler zur Mark umschmelzen; um so mehr muß als Rechnungseinheit des Staates an die Stelle der Million die Milliarde treten. Nur dann wird unser Gemeinschaftsleben nach innen und außen neue Kraft gewinnen, wenn wir uns entschließen, dem Gemeinwohl weitherziger zu dienen in den Zeiten der Beschränkung als ehedem im Überflusse.

Das Ziel aber ist der materiell unbeschränkte Staat. Er muß mit seinen Mitteln dem Bedürfnis vorauseilen, nicht nachhinken, nicht die Frage stellen „wie bringe ich auf", sondern „wie bringe ich unter". Er soll eingreifen können in jeder Not, zu jeder Sicherung des Landes, zu jedem großen Werk der Kultur, zu jeder Tat der Schönheit und der Güte. Auf des Staates Macht, Reichtum und Überschwang mag der Bürger mit stolzer Freude blicken, nicht auf seinen eigenen, beiseitegetragenen, gespeicherten Mammon. Wer diese Umlagerung der Kräfte für grundsätzlich unmöglich hält, weil er Mißbrauch durch die Regierenden, Reptilienwesen, Umtriebe fürchtet, der mißtraut seinem Volk und

sich selbst; seinem Volk, wenn er nicht an die gewaltige Schar derer glaubt, die dem Goldrausch widerstehen; sich selbst, wenn er für sich und seinesgleichen daran verzweifelt, eine Regierungsform durchzusetzen, welche die Echten und Starken zur Verantwortung führt. Nicht einen Tag lang wird eine Nation anders regiert, als sie regiert zu werden wünscht und somit verdient.

Soll nun der Staat wahrhaft im Lande der Reichste, der Spendende und Mächtige sein, so kann er es nicht auf Kosten der Armen werden. Wir wissen, daß die Summe der Güter, der Verbrauchsrechte jederzeit bemessen und begrenzt ist, und daß es die tollste der Utopien bedeutet, wenn jemand glaubt, daß aus einer Umstellung der Ansprüche und Rechte an sich eine Steigerung der hochgespannten Weltproduktion hervorgehen kann. Was der Reiche an Rechten und Mitteln zuviel hat, ist das, was dem Staate fehlt, zwischen der Gemeinschaft und ihm besteht ein unüberbrückbarer Antagonismus des Besitzes.

Diesen Gedanken ernsthaft zu erwägen hat man sich immer wieder gescheut, obwohl er gefühlsmäßig aller Sozialreform zugrunde liegt, ja ihren gesundesten Kern bildet. Die Werbekraft des Sozialismus liegt nicht in der farblosen These von der Verstaatlichung des Kapitals, sondern in dem anschaulichen Endziel, daß, gleichviel auf welchem Wege, der übersatte Reichtum verschwindet und hiermit das Los eines jeden sich bessert. Diesen Kern in eine überflüssige Theorie zu verwickeln sah man sich gedrungen, weil man der scheinbaren sittlichen und wirtschaftlichen Widersprüche nicht Herr wurde. Wenn es jedem freistand, wenn es von den

meisten erstrebt wurde und den Gesetzen nicht zuwiderlief, sich zu bereichern, so mußte es unehrlich scheinen, den Erfolgreichen seiner Arbeitsfrucht zu berauben. Auch schien es mißlich, sich bloßzustellen und für einen Grundsatz einzutreten, der dem eingewurzelt bourgeoisen Empfinden gerade der Umstürzler nach Unrecht, ja nach Wegelagerei, wo nicht nach unwissenschaftlicher Mißgunst schmeckte. Daneben glaubte man im stillen an die Unentbehrlichkeit des Reichtums für die Aufgaben der Kapitalbildung, der wirtschaftlichen und technischen Risiken, der großen Unternehmungen, des finanziellen Weitblicks. Diesen Bedenken konnte nichts Besseres geschehen, als untergetaucht zu werden in einer umfassenden Theorie, in der sie zwar nicht aufgelöst, doch jedenfalls unsichtbar gemacht wurden. Der Reichtum sollte getroffen werden, und somit wurde das Kapital verstaatlicht, mit dem er dann freilich dahinsank; aus dieser Verstaatlichung an sich sollte die Erhöhung des Arbeitswertes entstehen, die nichts, wie wir sahen, mit ihr zu tun hat; ungelöst und unlösbar aber blieb die Frage, wie die Gemeinschaft ohne Wettkampf, ohne innere Triebkraft, ohne Vergleichsnorm auf bureaukratischem Wege das Grundprinzip ersetzen mag, ohne das selbst die große Natur die Aufgaben ihrer Entwicklung nicht lösen kann, das Prinzip des Daseinskampfes, der Auswahl, der Lust am Überwinden.

Die Lehre von der sozialen Freiheit wird, wenn endgültig erkannt ist, daß dem Ausgleich des Besitzes, somit der Beschränkung des Einzelreichtums, zugestrebt werden muß, das Problem bewältigen, und zwar durch entschiedene Trennung der drei

Wirkungsformen des Vermögens: Des Anrechts auf Genuß, des Anrechts auf Macht und des Anrechts auf Verantwortung. Wird diese Scheidung durchgeführt, so lassen sich Wirtschaftsformen finden, die innerhalb der herkömmlichen Eigentumsordnung den Forderungen der Freiheit, der Menschenwürde und Gerechtigkeit genügen und der Entwicklung Raum lassen.

Noch immer bewegen wir uns im Bereich der Frage vom Besitzausgleich und empfinden nun, daß unmittelbare Gebote der Sittlichkeit die wirtschaftlichen Erwägungen überschatten.

Die Seele freilich erhebt für sich selbst keinen Anspruch auf zeitliches Glück, Macht und Ehren, sie verlangt für sich selbst keine irdische Gerechtigkeit. Sie erwacht im Glück des Leidens, sie lebt in der Einsamkeit der Entsagung und erstarkt in der Seligkeit des Opfers. Dennoch ist Gerechtigkeit als Menschheitsbegriff ihr nicht fremd. Was wäre Barmherzigkeit, wenn man die Folge zöge, daß auch dem Nächsten die Entbehrung glückbringender ist als die Fülle? Was wäre Gerechtigkeit, wenn man sich anmaßte, seine Mitmenschen durch zugefügtes Unrecht zu stärken? Die objektive Bedeutung dieser Tugenden ist, daß sie das Übel und die Schicksalslast der Welt aufsaugen, die feindlichen Lanzenspitzen auf das eigene Herz raffen und sättigen; doch weit sind sie entfernt, das Übel zu wollen oder zu schonen.

Wir werden da, wo wir binnen kurzem den persönlichen Anspruch des einzelnen auf seinen Anteil an den Gütern der Welt zu prüfen haben, erkennen, daß es bestenfalls mittelmäßige, weitaus elende menschliche Eigenschaften sind, die zum eigent-

lichen, nämlich zum genießenden Besitz ermächtigen. Hier aber waltet die Frage, was denn überhaupt einen Menschen zum Ausspruch berechtigt, ein Leben zu führen, das durch Anmaßung und Verwüstung, durch Absonderung und Ablehnung das Dasein und die Daseinskraft Ungezählter in Staub tritt. Alte Herrschaftsgewohnheit, die Schutz erteilte und im Austausch Vorrechte forderte, solche alsdann auf Weiber und Nachkommen erstreckte bildet die alleinige Herkommensgrundlage repräsentativer und anspruchsvoller Lebensführung. Symbolischer Ausdruck dieses Zusammenhanges ist die Parodie altherrschaftlichen Zeremoniells, die vom neuen Reichtum affektiert wird; gekaufte Kanonen auf den Terrassen, Fahnen in den Vorräumen, gepuderte Diener auf den Treppenabsätzen, falsche Ahnenbilder an den Wänden, altertümliche Gebräuche der Tafel, der Empfänge, der Jagd; Wappen, Livreen, Pokale.

Heute hat niemand Schutz zu gewähren außer dem Staate, niemand Schutz zu empfangen außer von den Beauftragten des Staates und in seinem Namen. Mögen Gerichtshöfe, Magistraturen, Kirchenfürsten, Dynasten sich mit Prunk und Pomp umgeben, um das Vergangene zu ehren, dem Bürger ein gelegentliches Schauspiel zu geben und der Menge zu imponieren, mögen sie mit Takt versuchen, die Grenze des Mummenschanzes und der Komödie zu vermeiden; in unsrer Zeit wie in jeder früheren liegt die Würde des Menschen und der Stellung in der Verantwortung; wo diese sinnbildlich wird, entsteht das Repräsentative; Gebräuche und Zeremonien sind Symbole, die nur von der Fortdauer der Kräfte, die sie abbilden, ihr Licht

empfangen; sind diese erstorben, so bleibt die dürre Hülle der Formel und Etikette.

Die bürgerliche Wirtschaftsüberlegenheit des Wohlstandes jedoch beruht auf keiner Institution; wie manche andre starke Realität ist sie von Ursprung eine Nebenerscheinung, die solange harmlos und unbeachtet blieb, als sie sich in mittleren Grenzen hielt und nicht in die Reihe der öffentlichen Wirkungen trat. Wenn ein östlicher Patriarch durch glückliche Zucht seine Herde verhundertfachte, so war das eine schöne Sicherung des Stammes und, solange andern nicht die Wasserplätze streitig gemacht wurden, Privatsache. Wenn ein mittelalterlicher Kaufmann im Spezereihandel erfolgreich war, so konnte er sich ein behäbiges Haus bauen, es mit Linnen und Gerät reichlich ausstatten und einen Silberschatz in seinen Truhen bewahren. In öffentliche Wechselwirkung trat sein Wohlstand nur dann, wenn er zur Begründung ständischer Vorrechte führte. Reichtum als sozial umgestaltende Macht tritt erst dann auf, wenn unter gesteigerter Bevölkerungsdichte die kollektive Organisation der Wirtschaft sich zum Kreise lückenloser Wechselwirkung schließt. Dies geschah vereinzelt im späten Rom, in vollem Umfang und ungestört seit Beginn der mechanisierten Epoche, die man einseitig als die kapitalistische bezeichnet. Heute leben wir, wirtschaftlich betrachtet, in der gesamten zivilisierten Welt unter der Herrschaft einer gewaltigen Plutokratie, die in einzelnen Staaten sich der gesamten politischen Gewalt, der Bestimmung über Recht und Verfassung, über Krieg und Frieden bemächtigt hat, in andern den unmittelbaren politischen Einfluß mit herkömmlichen

Mächten teilt, während sie den Arbeitsaufbau der Länder schrankenlos besitzt.

Es wäre ungerecht, die Leistungen der plutokratischen Weltmacht zu verkennen. Sie hat die Bewegung der Mechanisierung vollendet, sie hat die zivilisierte Erde im Laufe weniger Geschlechter maßlos bereichert, sie hat der Verteidigung der Staaten gewaltige Mittel geliefert und dadurch, entgegen ihrem innersten Wesen, den Nationalismus gestärkt. Sie hat, zumal in den Zeiten ihres Aufstiegs, in weitherziger Auswahl starke Geister der Nationen in sich aufgenommen, sie hat ihnen und dem Gesamtgeist der Völker das mechanistische, rationalistische und unternehmermäßige Denken aufgezwungen, das patriarchalische, feudalistische und zünftlerische Denken abgewöhnt und hiermit eine neue, wirkungsvolle, freilich nicht minder einseitige Geistessphäre geschaffen. Sie hat mitgewirkt, die Weltpolitik wirtschaftlich auszurichten, und unwissentlich die Gegensätze so gewaltsam gesteigert, daß ihr selbst nachgerade durch Reihen nationaler Katastrophen Gefahren drohen. Im Zusammenhange der politischen Forderungen wird diese Wirkungsreihe erörtert werden; hier bleibt die höhere, die sittliche Frage gestellt und mit abschließenden Sätzen zu beantworten.

Plutokratie ist Gruppenherrschaft, Oligarchie, und von allen oligarchischen Formen die verwerflichste, denn sie ist an keine ideale Anschauung, an kein Sakrament gebunden. Die alten Theokratien des Ostens nahmen ihr Recht von der Gottheit; sie verloren dieses Recht, indem sie sich in Priesterpfründen verwandelten. Die griechischen Aristokratien beriefen sich auf den Herrenanspruch der

Göttersöhne. Durch erbliche Pflege königlicher Gesinnung und leiblicher Schönheit behauptete der Adel der Eroberer seine Obmacht über die Niederung der Urstämme, bis er durch Vermischung in ihr aufging. Der Bauernadel der Römer herrschte durch den Alleinbesitz des Staatsgedankens und Kriegertums; er wurde abgelöst durch einen neutralen, ideallosen Beamtenadel, dann folgte Vermischung der Rassen und Untergang. Die mittelalterliche Kirche wurde zur organisatorischen Oligarchie, als sie die Macht des Glaubens in eine heidnische Welt zu tragen berufen war. Nach der Bekehrung Europas wandelte sich diese Sendung in Staatspolitik, und ihre Trägerin betrat den Weg, der sie von einer Weltmacht zur staatlich anerkannten internationalen Organisation herabführte. Der europäische Feudalismus ruhte auf dem Idealbegriff der Gefolgschaftstreue, zu dem die Verantwortung für die beherrschte Urschicht des Landes und späterhin die Glaubenspflicht sich gesellte. Das Christentum wurde zum Gemeingut, die Bevölkerung verschmolz, der Feudalismus wich der Territorialherrschaft und zum Teil der Demokratie, und Adelsherrschaft konnte sich nur da behaupten, wo sie den Idealbegriff der Königstreue, des Kriegertums und des ländlichen Patriarchats sich rettete, vornehmlich im slawogermanischen Norden und Osten.

Plutokratie hingegen wirkt nicht durch gemeinschaftliche Ideale, sondern durch gemeinschaftliche Interessen. Nicht als Eroberstamm, nicht als Glaubensgemeinschaft hat sie sich vereint erhoben, sondern einzeln, Mann für Mann ist sie aus den Schichten der Nationen durch wirtschaftliche Auslosung der Sonderbegabung, des Zufalls, des ge-

glückten Risikos hervorgetreten. Sie will nichts als ihre Erhaltung und Bereicherung, sie ist zu keiner andern Gemeinschaft der Anschauung gedrungen oder verpflichtet; ihre Kraft liegt im Opportunismus. Sie ergänzt sich durch Erblichkeit und, im klaren Erfassen ihres Interesses, soweit als irgend nötig, durch Kooptation; die Vorliebe des Vaters wird durch die Klugheit des Sozius gebändigt. Von geistigen Potenzen vererbt sie zunächst Bildung, sodann eine gewisse wirtschaftliche Einsicht und Unternehmerschulung, die sich durch frühzeitige Einwirkung der Umgebung und häusliche Überlieferung fortpflanzt. Ohne dauernden Zutritt frischen Blutes hätte diese Fortwirkung freilich keinen Bestand, denn die Gewohnheit üppigen Lebens und intellektueller Einseitigkeit auf der einen, die äußere Nachahmung aristokratischer Gebräuche auf der andern Seite scheidet in jeder Generation Existenzen aus, die teils erschlaffen, teils, wie der Ausdruck lautet, sich ruinieren.

Die zeitweilige Aufnahme neuer, das gelegentliche Ausscheiden angestammter Elemente nimmt der plutokratischen Kaste nicht die Eigenschaft einer geschlossenen Einheit. Geringem Wechsel und Austausch ist jede Oligarchie unterworfen, und die hier beobachtete Bewegung bleibt wirkungslos, weil der Zuwachs unter streng beobachteter Auswahl sich stets auf die eng benachbarten Stände, nicht auf das ganze Volk erstreckt, weil die Gleichartigkeit der Lebensauffassung eine Vorbedingung bildet und weil die erblich gefestigten Elemente das Übergewicht der Tendenzen aufrechterhalten, ja sogar durch feudalistische Nachahmung sie zum Mißbegriff eines Geldadels umgestalten und versteinern.

Solange menschliche Unvollkommenheit die Abstufung der Fähigkeiten, Gesinnungen und Seelenkräfte zu den äußersten Gegensätzen steigert, wird jede Gesellschaftsordnung die gleichen Gegensätze in der Schichtung ihrer Verantwortungen, Bedürfnisse und Ansprüche zeigen. Wie auch immer die Form und Lagerung dieser Schichten auftreten mag, stets wird eine Ähnlichkeit mit oligarchischen Gebilden aufweisbar sein. Der Verschiedenheit sittlicher Auffassung bleibt es vorbehalten, ob man diese Ordnung will oder ob man sie erträgt, ob man die Gegensätze steigert und verewigt, indem das Vorrecht der Zugehörigkeit geschlossen, das Maß der Rechte erweitert und durch das Band der Erblichkeit gefestigt wird, oder ob man der Ausgleichsbewegung Raum gibt, die Ungleichheit der Rechte beschränkt und jedem Menschengeiste den Aufstieg offenhält. Dann strebt die Entwicklung dem Indifferenzpunkte zu, der den Begriff des Aristokratismus gleichzeitig erfüllt und auslöst: wenn nämlich die stärksten und edelsten Naturen, gleichviel welcher Herkunft und Gestalt, die Verantwortung für ihre Brüder tragen; dann bleibt die Oberschicht geschlossen in ihrer Natur und dennoch im beständigen Wechsel ihrer Substanz; der Name der „Herrschaft der Besten" ist gerechtfertigt und unsre Vorstellung einer Kastenwirtschaft vernichtet.

Schwerlich haben diesen Idealzustand die im Auge, welche in ästhetisierender Neigung mit dem Blick auf Athen und Venedig uns eine gebildete und gesinnungsvolle Erbschicht als Endziel hinstellen. Oligarchie, sofern nicht im Sinne des Wortspiels der Begriff im Indifferenzpunkte aufgehoben werden soll, erbliche Oligarchie verträgt sich nicht mit

der Würde und Freiheit menschlichen Anrechts und kann niemals einen sittlichen Idealbegriff dem Denkenden bilden, der sich zur Lehre vom Aufschwung aller Seelen bekennt.

Die plutokratische Oligarchie jedoch nähert sich dem indifferenten Grenzbegriff in keinem Sinne; ihre Einrichtung müssen wir als sittlich unzulänglich bezeichnen. Auch wenn wir die Ungleichheit der Ansprüche hinnehmen und im Gegensatz zum Sozialismus in der Vielfältigkeit der Bedürfnisse, in der Verfeinerung, deren eine geistige Existenz bedarf, in der Farbigkeit, die ein künstlerischer Hang zu seiner und andrer Freude anstrebt, eine Grundlage der Weltkultur erblicken, so können wir das freie Spiel der Kräfte, das auf dem Boden unsrer Wirtschaftsordnung gleichsam als unbeabsichtigte und unbesprochene Nebenwirkung die erbliche Plutokratie erbaut, nicht hinnehmen. Das Menschendasein ist nicht geschaffen, um nach vorausbestimmtem Schicksal unter die Zufallsmächte gebeugt zu werden, die aus dem willkürlichen Spiel des fessellosen Wirtschaftskampfes emporsteigen. Besitzverteilung ist ebensowenig Privatsache wie Verbrauchsanrecht. Wir haben keinen Grund, nach dem Eisenbartrezept des Sozialismus das tausendjährige Gebäude organischer Arbeit zu zerbrechen, um polizeilichen Bureaukratismus an die Stelle des Wettkampfes, verbreitertes Speisemarkenwesen und gehobenes Armenrecht an die Stelle bürgerlicher Freiheit zu setzen; doch von neuem und endgültig sehen wir uns zu einer Reformation gewiesen, die ein neues Reich sozialer Freiheit auf der Grundlage gerechteren Verbrauchsanspruchs, gleichmäßigerer Besitzverteilung und kräftigeren Staatswohlstandes erbaut.

Eine Zwischenschaltung, die den Kreis des Vorausgegangenen schließt, indem sie den letzten Widerspruch zwischen Schluß und Anfang beseitigt, möge zu den folgenden empirischen Erwägungen überleiten.

Der überflüssige Verbrauch erreicht, wie wir gesehen haben, einen Mindestbetrag in dem theoretischen Grenzfalle, wo alles Vermögen sich in einer Hand befindet. Besteht nun die Gefahr, daß bei erhöhtem Gleichmaß des Besitzes sich dieser Verbrauch dermaßen steigert, daß die nötigen Rücklagen für Erweiterung und Erneuerung des Weltbetriebes gefährdet werden?

Diese Gefahr besteht nur bedingt. Zweifellos wird der Durchschnittsverbrauch an solchen Gütern, die zur Lebenserhaltung und Lebenserhöhung beitragen, sich steigern; doch dieser Aufwand wird erfahrungsgemäß zurückerstattet durch Arbeitsmaß und Arbeitsgüte. Vermindert wird der Aufwand des großen Luxus selbst dann, wenn der Gemeinschaft das Recht zu hohem und glanzvollem Schaffen und Walten gewonnen wird. Der einzelne wird, wenn Neigung ihn unwiderstehlich zu prächtigen Entfaltungen zieht, durch Beschränkung des alltäglichen Bedarfs das Gleichgewicht einstellen. Als störende Möglichkeit verbliebe eine allgemeine Zersplitterung der Mittel in überflüssigem Kleinkram und banalem Putz. Die Macht des wirtschaftlichen Gewissens, dessen Erweckung Ursache und Folge der neuen Epoche zugleich sein wird und von dem wir im Zusammenhange der Wirtschaftsethik zu handeln haben, wird eine grenzenlose Verachtung unsres Männer- und Weiberspielzeuges der sittlichen Menschheit einpflanzen und

Kram, Tand, Imitation, Novitäten, Galanterie-, Scherz-, Mode- und Spezialartikel und was sonst mit greulichen Namen unwürdige Dinge bezeichnet, wilden und halbzivilisierten Völkerschaften überlassen. Der gewaltige Teil der Weltarbeit, den Ungezogenheit und Mißgeschmack heute vernichtet, wird gerettet. So wird ein zweites und neues Minimum des überflüssigen Verbrauchs auf natürlicher und sittlicher Grundlage in der Wirtschaftsform des ausgeglichenen Besitzes geschaffen, und es tritt hervor, daß unsre bestehende gegensatzreiche und plutokratische Wirtschaftsverfassung auch deshalb ihr Urteil verdient, weil sie den Verbrauch mißleitet.

Wir betreten das Gebiet der Praxis. Doch bevor wir dem Aufbau der neuen Ordnung uns zuwenden, liegt es ob, den herrschenden Anspruch auf Bevorzugung zu prüfen, den heute der einzelne gegenüber dem Gesamtbesitz und Gesamtverbrauch persönlich zur Geltung bringt. Wenn wir erwogen haben, wer diesen Anspruch auf Reichtum und Vermögen erhebt; mit welchem sittlichen Recht er die Gewährleistung der Gesellschaft und des Staates verlangt, welchen Schutz die Gemeinschaft bisher gegen Überforderung und Unrecht sich geschaffen hat, so werden wir deutlicher die wirtschaftlichen und sittlichen Grundlagen einer freieren und gerechteren Ordnung überblicken.

Wer ist reich und mit welchem Recht? Wer darf sagen: Aus dem Gesamtvermögen und Ertrag der Welt gebührt mir das Zehnfache, Hundertfache, Zehntausendfache dessen, was der Durchschnitt der Menschheit besitzen und verbrauchen darf? Woher stammt persönlicher Reichtum und wie wird er erworben?

Die Entstehung der Vermögen in der Vergangenheit soll uns hier nicht beschäftigen; genug, daß sie durch Erbgang auf ihre heutigen Träger herabgekommen sind, bei diesem Begriff der Übertragung werden wir später verweilen. Zuvor behandeln wir die Ansammlungen der Gegenwart.

Ist Reichtum Ersparnis? Bei der Kürze des menschlichen Lebens kann aus regelmäßigem Arbeitseinkommen zur Not ein mittlerer Wohlstand erspart werden; die Einkünfte, die sich zum Reichtum aufhäufen lassen, sind nicht Arbeitsvergütungen, sondern Gewinne andrer Kategorien. Die Volksmeinung, daß man durch Sparsamkeit an sich reich werden könne, ist irrig.

Möglich, jedoch nicht häufig ist die Bereicherung durch Fund. Schatzgräberei frommt unsrer Zeit nicht mehr, es sei denn um der Wissenschaft willen, und die Entdeckung Rembrandtscher Werke in Trödelläden bereichert vornehmlich den Zeitungsschreiber; doch der Fund mineralischer Schätze hat die afrikanischen, die kanadischen und manche deutsche Vermögen geschaffen.

Damit gemeinhin Reichtum entstehe, müssen Tausende bewogen werden, einen Teil ihres Besitzes herzugeben; dazu sind sie nur dann bereit, wenn ein dringender Wunsch ihnen nur gegen dieses Opfer erfüllt werden kann. Diesen dringenden Wunsch, mag er verständig oder töricht sein, nennt man einen wirtschaftlichen Bedarf; wer reich werden will, muß einen allgemeinen Bedarf befriedigen. Doch dieser Vorsatz genügt nicht: denn der Wettbewerb ist zur Stelle; er reißt einen Teil der Bedarfsdeckung an sich und verkleinert den Nutzen, und schließlich erntet der Unternehmer statt der

erhofften Schätze nur eine mäßige Rente oder ein mittleres Arbeitseinkommen.

Die Aufgabe der Bereicherung wird also nur dann gelöst, wenn der Unternehmer den Wettbewerb beschränken, den Nutzen nach Gutdünken bemessen oder den Kreis der Opferwilligen beliebig ausdehnen kann. In diese Lage bringt ihn nur das anerkannte oder erzwungene Monopol.

Der glückliche Erfinder nutzt das Monopol des Patentes oder des Fabrikgeheimnisses. Wer seine Erfindung nachahmt oder seinen Werkmeister besticht, wird bestraft.

Der Bergbau einzelner Mineralien bereitet ein natürliches Monopol; wenn nämlich die Fundstellen selten oder beschränkt sind.

Die Großbank, das Warenhaus, die industriell verzweigte Riesenunternehmung übt das Monopol des Vorsprungs. Wer es ihnen gleichtun wollte, müßte viele Jahre mit gewaltigen Mitteln und langdauernden Gewinnausfällen konkurrierende Organisationen auszubauen suchen, und es gibt wenige, die solchem Versuch ihre Kapitalien anvertrauen.

Chemische Industrien stützen sich auf das Monopol der Lage: oftmals gibt es nur einen geographischen Schwerpunkt in günstiger Entfernung der Rohstofflager, der Kraftquellen, der Arbeitskräfte und der Absatzgebiete.

Der große Tenor trägt das Monopol der Seltenheit in seiner Kehle; die Opernhäuser sind zahlreicher als die gutgebildeten hohen Männerstimmen.

Verbände und Syndikate erzwingen das Monopol der Kartellierung, indem sie die Gesamtheit einer Industrie einheitlicher Geschäftsführung unterstellen und den Wettbewerb ausschließen.

Der Besitzer eines Zinshauses zehrt von dem Monopol großstädtischen Bodens: gewisse Geschäfte und Personen sind auf Räume in bestimmten Stadtteilen angewiesen; die Nachfrage wächst, der Platz bleibt beschränkt.

Der Modelieferant lebt vom Monopol seines Namens, denn es gibt Leute, die betrübt sind, wenn ihr Hut oder Regenschirm eine andre als die bevorzugte Firma aufweist.

Der Besitzer einer Bahn, eines Wasserwerks, eines Hafens erhält sein Monopol unmittelbar vom Staat oder von der Gemeinde; das Recht, das er ausübt, nähert sich dem Hoheitsrecht.

Diese und zahlreiche andre Monopole machen reich; andre Wege zum Reichtum gibt es nicht. Denn Spiel, Risiko und Spekulation gleichen, wie es im Wesen der Wahrscheinlichkeitsrechnung liegt, bei längerer Dauer ihre Ergebnisse aus, und die seltenen Fälle, in denen der Gewinner durch rechtzeitigen Abschluß oder Tod seinen Raub sichert, können außer Ansatz bleiben.

Befragen wir über das Recht oder Unrecht der Monopolbereicherung unser unbefangenes inneres Gefühl, so empfinden wir: In der erzwungenen Beitreibung, in ihrer willkürlichen Bemessung, in der rücksichtslosen Machtstellung des einzelnen gegenüber den vielen liegt ein Unsittliches.

Gemildert erscheint es im Monopole des Vorsprungs und der Technik, zumal wenn es nicht von einer Person, sondern von einer Genossenschaft ausgeübt wird, denn hier ist der Nutzen des Geleisteten erkennbar, und trotz der Ausnahmestellung des bevorrechteten Organs kann ein bedeutender Vorteil für die Gemeinschaft gegenüber der Zersplitterung gegeben sein.

Um so unerträglicher tritt das Monopol hervor, je unverdienter es erworben, je müheloser es gehandhabt, je zügelloser es genutzt wird; und so ist das Monopol des grundbesitzenden Großstadtrentners eines der wenigst erfreulichen.

Zugleich wird ersichtlich, daß es nur weniger Handgriffe der gesetzlichen Ordnung bedarf, um alle Quellen des persönlichen Reichtums zu regeln und, wenn es nötig scheint, zu schließen. Diese Frage der Pragmatik behalten wir dem Abschluß der wirtschaftlichen Erörterung vor; zunächst muß nun die zweite und entscheidende Seite des Anspruchs auf Reichtum uns beschäftigen.

Nur ein geringer Teil des heutigen Wohlstandes ist vom Besitzer erworben; die weitaus überwiegende Menge der Vermögen ist ererbt.

Wenn die Betrachtung des erworbenen Reichtums, zurückgeführt auf die wahren Quellen des Ursprungs, ein inneres Gefühl des Unrechts uns erweckt, so versagt dieses Gefühl gemeinhin bei der Kritik des Erbes; die Geschlechterfolge des Besitzes erscheint dem heutigen Empfinden als ein Unantastbares. Diese Erkenntnis nötigt zur Einschaltung einer methodischen Vorbemerkung.

Alles gesellschaftliche und politische Fortschreiten geht hervor aus dem Kampf zwischen Überlieferung und Neuerung. Keine Zeit hat so sehr wie die unsre sich der Neigung hingegeben, diesen Gegensatz zu vertiefen, mit der deutlichen, doch unterbewußten Tendenz, für das Überlieferte Partei zu nehmen, wie es allen unschöpferischen Epochen eigen ist.

Und dennoch besteht der Gegensatz nur in der Betrachtungsrichtung, nicht im Absoluten: das

Revolutionäre von heute ist das durch Überlieferung Geheiligte von morgen, und das Reaktionäre von heute ist das Revolutionäre von gestern. Stellt man somit dem Überlieferten, als einem gleichsam durch Naturkraft organisch Erwachsenen, das Neuerliche als ein Willkürliches, dogmatisch Erklügeltes, auf keinerlei Erfahrung und berechtigte Eigenart Gestütztes entgegen, so findet eine Verwechslung statt: Die Verwechslung zwischen den Eigenschaften der Entwicklungskontraste und den Eigenschaften der Menschen, in denen sie sich verkörpern. Es wird verwechselt die Art der erhaltungliebenden Menschen mit der Art des Überlieferten, und die Art des Neuerers mit der Art der Neuerung.

Die Neuerung, wenn sie Tatsache wird, ist genau so organisch, genau so aus der Natur der Menschen und Umstände erwachsen wie die Alterung; sie selbst wird in kurzem Gewohnheit, Überlieferung, ehrwürdiges Altertum und überholte Veraltung sein. Dagegen ist freilich der Mensch, der mit seiner Neigung am Überlieferten hängt, ein andrer, als der das Neue verkündet und schafft. Der eine stützt sich auf Erfahrung und liebevolles Beobachten des Bestehenden, zuweilen wohl auch auf liebgewordene Vorrechte und Vorurteile, der andre auf die Kraft des Bedürfnisses, auf die Gabe des Schauens und auf Ideale, gelegentlich auf eigene Unzufriedenheit und persönliche Wünsche. Die Tugenden des einen sind Treue und Verständnis, die Tugenden des andern sind Schöpferkraft und Intuition; die Gefahren des einen sind Borniertheit und Trägheit, die Gefahren des andern Dogmatismus und Leichtfertigkeit.

Von diesen Gefahren trägt fast jede Neuerung

etwas an sich, sie erscheint zuerst dogmatisch, rationalistisch rücksichtslos, ohne zureichendes Verständnis für berechtigte Eigenart. Doch bald sind durch den Gebrauch diese Kanten abgeschliffen, die scharfen Farben tönen sich, das Werkzeug schmiegt sich in die Hand. Ein Wunder, so sagen die Orientalen, währt nicht länger als drei Tage.

Berechtigte Abneigung gegen Volkslaster und Greuel, verbunden mit dem tiefgewurzelten Hang der Slawogermanen zu bequemer Beibehaltung, verführt unsre Geschichtsbetrachtung, in jeder plötzlichen Neuerung verbrecherischen Umsturz zu sehen. Mit Recht ist unserm Empfinden die Bewegung der großen französischen Revolution fremd; und dennoch sind in ihren erregten Nächten bedeutende Grundbegriffe der kommunalen Verwaltung, der Volkserziehung, der Volkswehr aus reinen Erwägungen der Vorstellungskraft entstanden. Unser deutsches politisches Fühlen ist monarchisch, und hierin liegt eine seiner wenigen Stärken; wir sind leidenschaftlich geneigt, jede republikanische Bestrebung als Hochverrat auszurotten; immerhin ist es gut, daß uns genügende Objektivität bleibt, um nicht in jedem Schweizer einen Nachkommen von Königsmördern und pietätlosen Nihilisten zu sehen und den Deutschen, der etwa in Basel sich ansiedelt, als Jakobiner zu verfolgen.

Unter dem allgemeinen Blick der geschichtlichen Bewegung erscheint somit der subjektive Gegensatz der Überlieferung und Neuerung als verzögernde Kraft, als physisches Trägheitsmoment. In der Ökonomik der Weltgeschichte fällt dem Traditionalismus die Aufgabe zu, Stetigkeit der Bewegung zu wahren, das Schleudern des Wagens zu verhindern,

willkürliche Experimente einzuschränken. Aber es darf niemals vergessen werden, daß diese Kraft eine negative ist. Konservativismus ist scheinbar Bejahung des Bestehenden, in Wahrheit aber Verneinung des Lebens und seines Wachstums.

In einer Betrachtung, die künftigen Dingen gewidmet ist, muß diese Einstellung stets von neuem vorgenommen werden. Auch aus ihrer negativen Richtung haben wir zu lernen; sie gibt uns die Frage auf: Welches Kriterium unterscheidet zwischen den Begriffen der utopischen Phantasterei und der organischen, wenn auch grundsätzlichen Neuerung?

Nicht die Praxis kann hier entscheiden, denn auch das Unvollkommene, selbst das Widersinnige ist eine Zeitlang in der Praxis möglich. Es entscheidet ausschließlich die Stärke und Einheit der Gesamtanschauung. Tritt ein Widerspruch auf zwischen der Weltanschauung und einem erworben Gefühlsmäßigen der Einzelanschauung, so hat diese zu weichen. Über die Gesamtanschauung jedoch entscheidet nicht der Richterstuhl der Generation, sondern der Areopag der Zeiten.

Von dieser Seite kehren wir zurück zur herrschenden Gefühlsauffassung des Erbes und nehmen uns das Recht, ihr zu Leibe zu rücken.

Im Gegensatz zu der Bereicherung durch Monopole und Spekulation, die einen Gefühlston des Widerstrebens in uns auslöst, erscheint dem gemeinen Empfinden die Bereicherung durch Erbschaft an sich nicht verwerflich.

Wir sehen die Rennplätze und Vergnügungsorte einer Großstadt angefüllt von gutgewachsenen, selbstbewußten jungen Männern, die in einer

Stunde für ein Pferd oder eine Tänzerin mehr Geld ausgeben, als ein armer Student, ein Dichter oder Musiker für den Lebensunterhalt eines Jahres ersehnt; ihre Ansprüche an die Leistung des Landes übersteigen den Aufwand eines Ministerpräsidenten und Kanzlers. Die Gegenleistung besteht in Genuß und Repräsentation. Nach Maßgabe seiner Gesinnung und Interessen behandelt sie ein jeder mit Höflichkeit, Achtung, Unterwürfigkeit, und sie antworten korrekt, leutselig, herablassend. Sie halten es für selbstverständlich, daß der junge Gelehrte oder Kaufmann bescheiden ihnen Platz macht, wo sie als Spendende oder Bestellende auftreten; das Volksbewußtsein findet ihr Auftreten gelegentlich anmaßend, ihre Untätigkeit bedauerlich, sieht aber in der bevorzugten Lage etwas Unabänderliches, den Ausdruck eines geheiligten Herkommens von erblichem Glanz und erblicher Macht.

Hart beurteilt wird die Dirne, die, von einem reichen und alternden Manne als Witwe hinterlassen, sich in fürstlichem Aufwand gefällt. Man wirft ihr die Herkunft vor, bestreitet ihr aber nicht das Recht, die Einkünfte einer Herrschaft zu verprassen, denn sie verfügt über ihr Erbe.

Ein industrieller Machtbesitz geht auf einen mündigen, aber unbefähigten Sohn über. Generaldirektoren machen ihm submisseste Berichte, suchen sich seinen Liebhabereien anzupassen, erbitten Gehaltserhöhungen und Vollmachten; eine Schar ergrauter Werkleiter schart sich um den Wagenschlag des jungen Herrn.

Ein wohlhabender Mann stirbt, hinterläßt eine Frau und vier Kinder. Alle fünf beschließen von ihren Renten zu leben; die Kinder heiraten Männer

und Frauen, die in gleicher Lage sind, und der Staat ist um vier Familienstämme bereichert, die ein Jahrhundert lang nichts schaffen, außer daß gelegentlich ein Nachkomme Kunstgeschichte oder Diplomatie studiert.

Wieviel gesunde Männer unter sechzig Jahren leben in einem zivilisierten Lande von ihren Renten? Wieviel junge Männer begründen ihre Existenz auf die Ehe mit einer Erbin?

Wieviel unproduktive Familien hat ein Land von Geschlecht zu Geschlecht zu ernähren?

Alle diese Erscheinungen sind weit entfernt, im Gewissen der Gemeinschaft einen Gefühlston von Unrecht auszulösen; sie können gelegentlich als ungefällig, doch seltsamerweise nicht als unsittlich gelten.

Man lasse jeden Kultureinwand aus dem Spiel. Die Lebensansprüche der Unproduktiven, an die Schaffenden aufgeteilt, würden höhere kulturelle Aufgaben erfüllen; die Arbeitskräfte der Unproduktiven, in den Dienst der Gesellschaft gestellt, würden neue geistige und wirtschaftliche Werte schaffen.

Tief eingewurzelt durch die Gewohnheit der Jahrhunderte ist der Sittenbegriff des Erbes, und so hat die Welt nicht gefühlt, daß längst die Substitution des Grundes eingetreten ist und die Voraussetzungen verschoben hat.

Geräte mögen in Urzeiten ebenso häufig dem Verstorbenen ins Grab gegeben wie vererbt worden sein. Sie waren Ausstattungsteile des Menschen und seiner Hütte, überlebten das Geschlecht und bildeten Attribute des kollektiven Individuums, der Familie. Das gleiche mag von Herden gegolten

haben, deren animalische Geschlechter in Parallelismus zu den menschlichen erwachsen; ähnliches vom Acker und Ackergerät, sobald die Einzelwirtschaft sich abgesondert hatte und der Familie die Aufgabe der fortgesetzten ländlichen Pflege zufiel.

Macht, Ansehen, Kriegstum und Vorrechte vererbten sich auf der Grundlage der Volksschichtung. Der unterworfene, somit entadelte Stamm durfte niemals mehr herrschen oder sich selbst bestimmen; der Schutz nach außen, die Adelsgewalt nach innen konnte nur durch Vererbung sich erhalten. Priesterweihen, Königtum, Standesrechte wurden in diesen Erbwandel einbezogen.

Aus der Epoche der feudalen Erblichkeit löste sich unmerklich die Epoche des Kapitalismus, und ohne Prüfung der Sache und des Gewissens fiel ihr kraft Überlieferung und mangels andrer Analogie von selbst der unzerstörbare Charakter der Erblichkeit in den Schoß. Die Wesensgründe waren verblaßt; während erblicher Adel Rechte und Pflichten umfaßte, Schutz und Dienste von Geschlecht zu Geschlecht verlangte und gewährte, bot erblicher Reichtum nur Rechte, nur Macht und Genuß und erwiderte nichts.

Die staatliche Gemeinschaft der Römer empfand zuerst und unbewußt die gewaltige Paradoxie, daß ein Toter als Wollender, als willkürlich Spendender von Macht, Land, Geschäft und Genußrecht auftritt, und begegnete ihr mit der genialen Kasuistik ihrer Rechtsstrukturen, bis endlich ein wo nicht organischer, so doch organistischer Aufbau das fragwürdige Fundament bedeckte. Und bis auf den heutigen Tag setzt der Staat jedes zivilisierten Landes seine Macht und sein Ansehen dafür ein,

daß ein Verstorbener gegen Lebende Recht behält, daß jede seiner gesetzlich zulässigen Schrullen Geltung findet, daß ein unbekannter, ferner Verwandter am Nachlaß beteiligt wird, daß von aufgespeicherten Schätzen und Rechten, deren Anhäufung bedenklich genug war, den beliebigen, durch Herkommen und Bestimmung geschützten Erben nicht ein Titel verlorengeht. Wenn es heute einem Manne gelänge, den letzten Fußbreit Bodens, alle Kunstwerke, alle Schriften eines Landes in seine Gewalt zu bekommen, und er dem Staat nichts ließe als ein paar Landstraßen und Verwaltungsgebäude, so würde dieser Staat, sofern einige Formeln ausgefüllt und einige Abgaben bezahlt werden, alle verfügbaren Kräfte aufbieten, um diesen Machtkomplex ungeschmälert in die Hände eines noch so übel beleumundeten Universalerben zu überführen, und ihm das Recht gewährleisten, Ländereien abzusperren und brachzulegen, Landschaften zu schänden, Werke stillzulegen, Arbeiter brotlos zu machen, Denkmäler zu vernichten — sofern dieser Staat sich nicht entschlösse, durch Sondergesetze die Paradoxie der Erblichkeit anzutasten.

Diese Erwägung genügt, um uns zu versichern, daß unter den unantastbaren, jeder Kritik enthobenen Gütern der Menschheit der Sittenbegriff der Güter- und Machtvererbung keinen Platz findet. Er mag uns gewohnt und vertraut sein; sakrosankt ist er nicht, sondern lediglich eine vorherrschende, ungeprüft hingenommene ethnologische Eigenart. Seine Grundlagen haben sich verschoben, seine Folgerungen führen zum Widerspruch.

An diesem Sittenbegriff aber hängt das ganze

Wesen unsrer gesellschaftlichen Schichtung, die ganze unveränderliche, leblose Starrheit der nationalen Kräfteverteilung. Das lebendige Auf- und Niedersteigen des Lebens, das die Natur beherrscht, der organische Wechsel dienender und bestimmender Glieder, das spendende Spiel der goldnen Eimer erstarrt vor dieser Schicksalsmacht der Geschlechter, die Menschenwerk ist. Sie verurteilt den Proletarier zu ewigem Dienst, den Reichen zu ewigem Genuß. Sie bürdet die Verantwortung auf den Müden, der sie verleugnet, und erstickt die Schaffenskraft des Unverbrauchten, der die Verantwortung ersehnt. Die zähe Ölschicht des Herkommens lagert sich trennend zwischen die wahlverwandten Lösungen, die sich zu durchtränken streben, und steigert die Spannung eines unbetätigten Willens.

Die Anfänge eines neu sich bildenden Sittenbewußtseins haben wir wahrgenommen. Es findet sich ein Winkel unsres Empfindens, der nicht mehr bereit ist, die Ansprüche auf materiellen Weltanteil, wie sie aus dem freien Spiel der Kräfte in den respektierten Neutralgebieten des Sachrechts und Handelsrechts sich entwickeln, ungeprüft hinzunehmen. Zu den unsittlich sich färbenden Ansprüchen des Spekulanten und des Monopolisten gesellt sich der Anspruch des verdienstlos auf sein Herkommensrecht pochenden Massenerben.

Wir haben den Wirtschaftskreis des Verbrauchs, des Besitzes und des Anspruchs umschritten und dürfen die gewonnenen Wertungen in grundsätzlicher Form dem Gedächtnis einprägen.

1. Der Gesamtertrag menschlicher Arbeit ist zu jeder Zeit begrenzt. Verbrauch, wie Wirtschaft überhaupt, ist nicht Sache des einzelnen, sondern

der Gemeinschaft. Aller Verbrauch belastet die Weltarbeit und den Weltertrag. Luxus und Absperrung unterliegen dem Gemeinwillen und sind nur soweit zu dulden, als die Stillung jedes unmittelbaren und echten Bedarfs es zuläßt.

2. Ausgleich des Besitzes und Einkommens ist ein Gebot der Sittlichkeit und der Wirtschaft. Im Staate darf und soll nur einer ungemessen reich sein: der Staat selbst. Aus seinen Mitteln hat er für Beseitigung aller Not zu sorgen. Verschiedenheit der Einkünfte und Vermögen ist zulässig, doch darf sie nicht zu einseitiger Verteilung der Macht und der Genußrechte führen.

3. Die heutigen Quellen des Reichtums sind Monopole im weitesten Sinne, Spekulation und Erbschaft. Der Monopolist, Spekulant und Großerbe hat in der künftigen Wirtschaftsordnung keinen Raum.

4. Beschränkung des Erbrechts, Ausgleich und Hebung der Volkserziehung sprengen den Abschluß der Wirtschaftsklassen und vernichten die erbliche Knechtung des untersten Standes. Im gleichen Sinne wirkt die Beschränkung luxuriösen Verbrauchs, indem sie die Weltarbeit auf die Erzeugung notwendiger Güter verweist und den Wert dieser Güter, gemessen am Arbeitsertrage, ermäßigt.

Auf diesen Grundsätzen ruht das System des wirtschaftlichen Ausgleichs und der sozialen Freiheit.

Seine gesetzgeberische Durchführung ist eine Frage minderer Bedeutung. Denn die Betrachtung der gesetzlichen Einrichtungen in den verschiedenen Staaten zeigt die Vieldeutigkeit aller praktischen Lösungen. Die Lebensformen sind durchweg viel

ähnlicher als die gesetzgeberischen Systeme, durch die sie geregelt werden sollen; die Ziele sind ähnlich, die Ergebnisse sind ähnlich, nur die Anordnungen sind verschieden. Entscheidend ist, daß die Ziele, die Idealanschauungen geändert werden; die Einrichtungen werden ihnen folgen und abermals in Mannigfaltigkeit der praktischen Gestaltung.

Von unermeßlich größerer Bedeutung ist es, daß der künftigen Umgestaltung Änderungen der Gesinnungen und ethischen Wertungen vorausgehen, so wie es stets im geschichtlichen Laufe geschehen ist, wenn neue Wege gewiesen wurden. Die Gesinnungen warten auf diesen Anstoß. Aus sich selbst haben sie zwar die Kraft, doch nicht die Neigung, ihre Gleise zu verlassen; die Veraltung der Ziele drückt sich nicht darin aus, daß die Gesinnungen sich mit einem Schlage wandeln, sondern daß sie unsicher und verzagt werden.

Dieses Verzagen ging allen großen Umwälzungen zuvor, wir empfinden es heute in unsern Tiefen so stark, weil es mit unbewußten Regungen des bösen Gewissens verbunden ist. Deshalb wurde mit echter Leidenschaft, die tiefer wurzelte als in Politik, ja tiefer als im Volkstum, der Krieg ergriffen; man erhoffte von ihm neue Richtung der Gesinnung und neuen Sinn des Lebens. Doch soviel er hinwegläutern, ausbrennen mag: dies letzte kann er nicht geben. Denn nicht aus sozialen und innermenschlichen Nöten ist er emporgebrochen, sondern aus nationalen Konflikten. Nationalismus aber bildet nur die Außenfläche des kollektiven Empfindens und Bewußtseins, dessen innerster Kern transzendent bleibt und sich im Sittlich-Sozialen kundgibt. Manchen überalteten Wert wird der Krieg erschüttern, jedoch

nur soweit, als der nach außen wirkende Wille des Volkes betroffen wird; sein innerstes Gewissen wird nicht tiefer getroffen als in seinen Zusammenhängen mit diesem Willen. Rückt man diesen äußeren Willen in den Mittelpunkt des Lebens, so ist der Weg nicht mehr weit, und der Krieg wird zum Selbstzweck, der Frieden zum müden und müßigen Traum. Krieg ohne Leidenschaft und Haß ist sachliche, unmenschliche Schlächterei; Haß und Leidenschaft aber können niemals letzte Ziele sein, denn die Erfüllung der Seele ist Liebe.

Der Wandlung der Gesinnung wollen wir den nächsten Hauptabschnitt unsrer Betrachtung widmen; die Kasuistik der Einrichtungen soll in aller Kürze in einer einzelnen, einfachen Lösungsform alsbald versinnlicht werden.

1. Das nächstliegende Mittel zur Regelung des Verbrauchs ist ein ausgedehntes, teilweise bis an die Grenze der Prohibition getriebenes System von Zöllen, Steuern und Abgaben auf Luxus und übermäßigen Verbrauchsgenuß.

Dieses System soll kein finanzielles sein; der Ertrag ist eine gleichgültige Nebenwirkung; sein Sinn liegt ausschließlich in der Beschränkung.

Die Abgaben sind um so höher zu bemessen, je überflüssiger und je kostbarer das eingeführte oder erzeugte Produkt sich darstellt. Man vergesse nicht, daß jede Einfuhr nicht anders bezahlt werden kann als durch Ausfuhr. Um eine einzige Perlenkette zu bezahlen, muß der zehnjährige Arbeitsertrag von fünf deutschen Arbeiterfamilien dem Auslande preisgegeben werden.

Auf Tabak und Spirituosen, auf kostbare Textilstoffe, Rauchwaren, Putzfedern, Hölzer, Gesteine,

vor allem auf gefertigte Luxuswaren sind Zölle und Abgaben zu erheben, die bis zum Mehrfachen des Wertes ansteigen; Juwelen, deren Einfuhr schwer zu überwachen ist, sollten außer dem Zoll eine hohe Jahressteuer tragen.

Es gibt Gegenden in Deutschland, wo der Bierverbrauch, auf den Kopf des erwachsenen Mannes berechnet, im Durchschnitt mehr als drei Liter am Tage ausmacht. Für geistige Getränke und Tabak berechnet sich unser Jahresaufwand nach Milliarden. Unbekümmert um die Interessen der Brauer, Zapfer, Fabrikanten und Detaillisten, die reichlich entschädigt werden können, müssen diese Genußmittel zu Trägern gewaltiger Verbrauchsabgaben werden. Umsatzabgaben sind zu erheben von allen im Lande gefertigten Luxus-, Galanterie-, Putz- und Modewaren, soweit sie nicht der Ausfuhr dienen.

Zu besteuern ist der Raumaufwand. Abgesperrte Parkanlagen, luxuriöse Gebäude und Wohnräume, Remisen und Garagen müssen zu den Lasten des Landes beitragen. Persönliche Bedienung in starker Progression der Kopfzahl und der Gehälter; Luxuspferde, Equipagen und Automobile, Beleuchtungsaufwand, kostbares Mobiliar, Rang und Titel sind Steuerobjekte nicht im Sinne des Finanzertrages, sondern der Beschränkung.

2. Dem Ausgleich der Vermögen dienen die bekannten Einrichtungen der Vermögens- und Einkommenbesteuerung; jedoch nicht wie bisher in dem Sinne einer Notquelle für den Staat, mit Bangen auferlegt und mit Unmut entrichtet: sondern vielmehr als Anerkenntnis dafür, daß oberhalb eines bürgerlichen Auskommens der Erwerbende nur bedingter Mitbesitzer des Erworbenen ist und daß

es dem Staate freisteht, von diesem Überschuß ihm soviel oder sowenig zu belassen, wie er will. Wer die Entwicklung der sogenannten gemischtwirtschaftlichen Unternehmungen beobachtet, die für einzelne Erwerbszweige monopolistischer Art schon heute dem Gedanken Ausdruck geben, daß oberhalb eines auskömmlichen Ertrages der Fiskus den weitaus überwiegenden Teil des Nutzens zu beanspruchen hat, dem wird die Aussicht nicht widersinnig erscheinen, daß der Staat auf übermäßige Erträge und Vermögen bis zu einem beliebigen Anteil die Hand legen könne.

Der Einwand des Antriebs zur Auswanderung der Wohlhabenden hat nichts zu bedeuten. Denn diese Einrichtungen werden nur in dem Zeitmaße entstehen, wie ihre Berechtigung und Notwendigkeit erkannt wird, und langsam sich ihrem Endzustand nähern. Solche Erkenntnis aber bleibt nicht national begrenzt; umgekehrt wird vielmehr die Einsicht, welche Stärke das vorschreitende Land gewinnt, nicht nur den Schritt der übrigen beflügeln, sondern auch die Vermögen fester an ihre Heimat fesseln, die den Segen ihres Opfers vor Augen sehen. Bei der Betrachtung der Umstellung sittlicher Begriffe wird diese Erkenntnis uns in neuem Licht erscheinen.

Noch kurzsichtiger ist der Einwand des Antriebes zur Verschwendung. Hat ein Mensch jenen seltsamen und unerforschten Hang zum Sammeln, der unsre Zeit beherrscht und eine der stärksten Triebkräfte des wirtschaftlichen Handels darstellt, so wird er von dieser Leidenschaft nicht frei, weil ihre Befriedigung erschwert ist; durch Verarmung ist bisher noch kein Habsüchtiger zum Verschwender

geworden. Fehlt ihm die Neigung, ist er an sich dem Aufwand zugetan, so wird das größere Einkommen ihn nicht sparsamer finden als das kleinere.

Ein dritter Einwand verdient die Prüfung, die wir ihm vorbehalten: Welchen Ersatz findet der Unternehmergeist, der zurzeit ausschließlich von privater Kapitalansammlung befruchtet wird und dem auch der reichste Staat die Mittel und Anregungen nicht zu bieten vermag, die freier Wettlauf um neue Ziele erfinderisch und hoffnungsfreudig hervorlockt.

3. Der Kampf gegen private und persönliche Monopole ist eine Tendenz, die nur gemeingültig und nachdrücklich anerkannt zu werden braucht, um in jedem Einzelfalle ihre gesetzliche oder geschäftliche Handhabe zu finden. Unausgesprochen, zum Teil bestritten, hat diese Tendenz bereits den Anlauf genommen, der nur des auslösenden Zeichens bedarf. Schon jetzt werden Erfindungspatente, fiskalische Konzessionen, Naturkraftverwertungen zeitlich begrenzt, die Ausbeutung seltener Bodenschätze, die Nutzung monopolistisch wachsender Grundwerte tritt in den Kreis fiskalischer Erwägung. Für die Wirtschaft öffentlicher Betriebe sind Formen gefunden, welche den Unternehmungsgeist beteiligen, ohne sich seinen Ansprüchen zu unterwerfen. Fast unbeachtet blieben bisher die bedeutenden Monopole des Vorsprungs, der Organisation und des Kapitals; schwer ist es, sie grundsätzlich zu beseitigen, da sie durch Zentralisierung die Wirtschaft anspornen und stärken; doch lassen sich Formen finden, von denen demnächst die Rede sein soll, die den Vorteil der Allgemeinheit sichern, ohne den einzelnen über Gebühr zu bereichern.

Im Zusammenhang mit den Monopolen und ihren Gegenmitteln muß einer wilden Berufsart Erwähnung geschehen, die zwar nicht regelmäßig zu großem Reichtum führt, die aber in ihrer Gesamtheit der Nation unverhältnismäßig große Beträge entzieht und sie vielfach solchen Persönlichkeiten zuweist, deren Anspruch auf Besitz mit ihrer menschlichen Artung und Leistung streitet. Nicht die alten und verdienstvollen Formen des Handels und des Kommissionswesens sind gemeint, sondern die Gelegenheitsgeschäfte großen Umfangs, Spekulationen, Gründungs- und Geldvermittlungen, Patent- und Grundstücksschiebereien, verborgene Beleihungs- und Wertpapiergeschäfte. Hier helfen nur nachhaltige Stempelgebühren und entschiedene Sonderbesteuerungen akzidenteller Gewinne, Gewerbescheine, Firmeneintragung und Bilanzrevisionen.

Im weiteren Zusammenhange sei eine Tätigkeit gestreift, die, an sich ehrenhaft und gutwillig, durch die Rückständigkeit ihrer Voraussetzungen der Wirtschaft größeren Schaden zufügt als irgendeine falsche Maßnahme seit Beginn der kapitalistischen Ordnung, indem sie Hunderttausende schaffensfähiger Existenzen zu einer Leistung aufsaugt, die von wenigen Tausend erfüllt werden könnte.

Jede verwitwete Inhaberin eines Strickwarengeschäfts beansprucht, daß fünfzigmal im Jahr junge Abgesandte ihrer bevorzugten Großhändler bei ihr vorsprechen, einige Stündchen mit ihr verplaudern, ihr Neuigkeiten erzählen und vorzeigen, während sie sich vorbehält, dem einen oder andern gelegentlich einen Auftrag zu erteilen. Jeder dieser Verkäufer mußte für drei oder vier solcher Besuche,

die er vor seinen Mitbewerbern streng zu verbergen sucht, eine Reise machen, welche die Ware verteuert und seine Arbeitskraft für einen Tag aufzehrt. Millionen von Arbeitstagen werden in jedem Jahre durch sogenannte Geschäftsreisen verloren, die erspart werden könnten, wenn in jeder größeren Provinzialstadt ein gemeinsames Musterlager der Grossisten unterhalten und von den Geschäftsleuten der Umgegend zwei- oder dreimal im Jahre besucht würde. Eine scharfe Besteuerung der Handelsgeschäfte, die aus Mangel organisatorischer Entschlüsse die Volkskraft durch unwirtschaftliche Rundreisen verbrauchen, würde diese Reform des Kleinhandels erzwingen und um Hunderte von Millionen die Produktionskraft erhöhen.

Solange es in einer Wirtschaftsgemeinschaft Erzeugnisse gibt, die auf dem Wege vom Hersteller bis zum Verbraucher um mehr als ein Viertel, bisweilen um die Hälfte, gelegentlich auf das Doppelte des Preises sich verteuern, ist das Handelssystem tief reformbedürftig. Nicht die Schonung des Verbrauchers ist hier das Höchstzuerstrebende, noch die Bereicherung des Händlers das Meistzufürchtende: sondern das überflüssige Hin und Her der Ware, das übermäßige und zinsraubende Ansammeln der Läger, das überflüssige Anbieten, Feilschen und Mäkeln zwischen den einzelnen Stufen des Handelsweges, vor allem das übertriebene Hegen der Bequemlichkeit des Käufers, dem der Weg bis zur nächsten Straßenecke zu lang erscheint, der sieben Detaillisten verlangt, wenn in einem Häuserviertel ein einziger genügt, der spät, mehrfach gemahnt, oder gar nicht zahlt. Diese leicht zu beseitigenden Reibungen des Handels erfordern einen ungemes-

senen Aufwand an nationaler Arbeit und Kapitalaufwendung, der erspart und der Landeserzeugung zugeführt werden muß. Es ist nicht gleichgültig, sondern Sache der Nationalwirtschaft und Gesetzgebung, ob die Arbeitsleistung eines Armeekorps aufgewendet werden darf, um die Verteilung des Tabaks, des Schreibpapiers und der Seife in einer Großstadt zu sichern.

4. Oberhalb einer mäßigen Vermögenseinheit gehört jeder Nachlaß dem Staat. Die obere Grenze des vererbbaren Besitzes ist gegeben durch die Wirtschaftsform des Landbaus, der nach dem Stande unsrer Kenntnis nicht anders als privatwirtschaftlich und im Erbgange nachhaltig und erfolgreich vor sich geht. Hingegen ist alles, war für die Notwendigkeit der Erhaltung latifundialer Besitze angeführt wird, teils zeitlich eng begrenztes, teils irriges Urteil; denn jeder wirtschaftliche, technische und kapitalistische Vorsprung des Großbetriebes läßt sich auf dem Wege der Assoziation gewinnen. Die allmähliche Überleitung zum staatlichen Heimfall des Erbes bildet die wachsende, nach Umfang und Verwandtschaftsgrad hoch gestaffelte Besteuerung; der Unfug des Erbanfalls außerhalb des engsten Familienkreises sollte sobald als möglich beseitigt werden.

Vom staatlichen Heimfall auszunehmen sind in beschränktem Maße wohltätige Legate, in weiterem Umfange gewisse Stiftungen, auf deren Bedeutung wir zurückzukommen haben. Selbst Familienstiftungen können innerhalb bestimmter Grenzen zugelassen werden, soweit sie der Erziehung und Ausbildung, ethischen und kulturellen Zwecken dienen. Höchste Werke und Denkmäler der Natur, der

Kunst und der Geschichte können nicht vererbt werden.

Bedeutender sind die Wirkungen dieser Maßnahmen auf das Gesamtgebiet sittlich-gesellschaftlicher Beziehungen als diejenigen irgendeines andern Umschwungs, den die neuere Geschichte kennt. Das äußere Leben erscheint unter neuer Auffassung. Neben seiner Beziehung zur Klasse entsteht dem einzelnen eine vertiefte Beziehung zur Gemeinschaft, der er entstammt und zu der er durch sein Haus zurückkehrt. Die losgelöste, von der Masse getragene Existenz verliert ihren Sinn; das bürgerliche Dasein besteht nur solange, als es dient und leistet, und schattenhaft, soweit es seine Untauglichkeit bekennt. Die schnöde Luxusexistenz hört auf, und zugleich mit ihr die erbliche Gebundenheit; die Anschauungen gleichen sich aus zum Volksgefühl. Die Herrschaft eitler, diebischer, frevelhafter Naturen wird zur seltensten Ausnahme, Wirkung und Achtung treten sich näher. Die Erziehung gewinnt neue Formen und neue Wirksamkeit; war sie leichte Rüstung, so wird sie zur Lebenswaffe. Die Notwendigkeit, jede Anlage zu erforschen und zu fördern, wird unabweisbar; sie lohnt der Gemeinschaft mit einer ewigen Ernte geistiger Kräfte, wie nur die Perioden der großen Umwälzungen bisher sie erkannt haben. Der Frau wird ihre mütterliche Würde und häusliche Verantwortung zurückgewonnen, die in damenhaftem Selbstzweck, in Leerheit und in Tagesfron ersticken sollte. Jedem gutwilligen Menschen erschließt sich ein Aufblick und Aufstieg; niemand ist ausgestoßen noch verachtet; ausgeschlossen nur der Verächter.

Aufzuklären bleibt ein letzter Widerspruch.

Betrachtet man die heutige Wirkungsweise der größeren Privatvermögen im rein mechanistischen Sinne und ohne den Blick auf die sittlich-soziale Seite des Problems zu richten, so ergibt sich, daß sie eine ihrem eigentlichen Wesen fremde, doch wirtschaftlich bedeutende Aufgabe erfüllen: sie tragen das Risiko der Weltwirtschaft.

Alle Unternehmungen des kapitalistischen Arbeitssystems stimmen darin überein: sie fordern große Mittel und sind gefährlich. Jede fiskalische Verwaltungsgemeinschaft ist imstande, Mittel zu beschaffen; Risiken zu tragen vermag sie nicht, denn es fehlt ihr der leidenschaftliche Anreiz, der die Sorgen der Verantwortung überwindet, und es fehlt ihr das autokratisch waltende, instinktive Urteil, das die Aussichten jenseits der Gefahr vorwegnimmt. Fernstehende neigen zu dem Irrtum, daß dieses Urteil durch fachmännisches Studium und Gutachten ersetzt werden könne, diese Hilfsmittel versagen bei allen großen Zukunftsfragen; die Meinungen der Autoritäten widersprechen sich, und wenn sie sich einigermaßen geeinigt haben, ist der Augenblick verpaßt.

Das Privatkapital begegnet der Größe der Aufgabe durch Assoziation; es begegnet den Risiken seiner Unternehmungen durch unermüdliches Streben nach Erfolg und Gewinn; es überwindet die Dunkelheit des Zukunftsurteils durch die sorgfältigste Auswahl seiner Beauftragten und durch die große Zahl der Versuche.

Bisher konnte dieser Forderung nur das überschüssige Kapital genügen, das über den Notbedarf hinaus geschichtet im Besitze der Wohlhabenden nach Anlage und Vermehrung strebte; die kleinsten

Ersparnisse begnügten sich gern mit erhöhter Sicherheit und geringerer Abenteuerlust.

Es entsteht nun die Frage: Welche neuen kapitalistischen Formen können an die Stelle der privaten Unternehmungsmittel treten, wenn der überschüssige Einzelreichtum dem gleichmäßigen Volkswohlstand gewichen ist?

Um zu antworten, müssen wir der späteren Darlegung über die sittlichen Probleme der Wirtschaft einen Begriff vorwegnehmen: Den Hinweis auf die vorschreitende Verdrängung der Habsucht durch Verantwortungsgefühl.

Überblicken wir die große Zahl wahrhaft vorbildlicher Unternehmungen, und zwar unter völliger Abstraktion vom historisch Gewordenen, lediglich auf das Seiende und Werdende den Blick gerichtet — denn überall hat die Substitution des Grundes stattgefunden —, so haben wir folgendes festzustellen:

Fast ausnahmslos tragen diese Unternehmungen die unpersönliche Form der Gesellschaft. Niemand ist ständiger Eigentümer; ununterbrochen wechselt die Zusammensetzung des tausendfältigen Komplexes, der als Herr des Unternehmens gilt. Die ursprüngliche Veranstaltung, daß mehrere wohlhabende Kaufleute sich zusammentaten, um gemeinsam ein Geschäft zu errichten, dessen Anforderungen die Kräfte eines einzelnen überstiegen, ist zur historischen Fiktion geworden. Fast im Vorübergehen erwirbt dieser und jener einen oder mehrere Anteile, die er bezeichnenderweise Papiere nennt; er erwartet einen Ertrag oder eine Wertvermehrung; in vielen Fällen denkt er an möglichst raschen Verkauf. Die Tatsache, daß er Mitglied

einer geschlossenen Gesellschaft geworden ist, kommt kaum zu seinem Bewußtsein; häufig hat er nur gleichsam auf die Prosperität des einen oder andern Geschäftszweiges gewettet, und das Symbol dieser Wette ist ein Papier.

Zugleich aber besitzt dieser Erwerber noch andre, vielleicht zahlreiche andre Papiere; er wird zum Kreuzungspunkt verschiedenartiger Besitzrechte und auch die Zusammensetzung dieser Anrechte wechselt. Manchmal kennt er sie nur dem Namen nach; man hat ihm zum Erwerbe geraten; er hat eine Zeitungsnotiz gelesen; er ist einer allgemeinen Neigung gefolgt.

Dieses Verhältnis aber bedeutet die Entpersönlichung des Eigentums. Das ursprünglich persönlichste Verhältnis eines Menschen zu einer greifbaren, genau bekannten Sache ist zu einem unpersönlichen Anspruch auf einen theoretischen Ertrag geworden.

Die Entpersönlichung des Besitzes bedeutet jedoch gleichzeitig die Objektivierung der Sache. Die Besitzansprüche sind derart unterteilt und beweglich, daß das Unternehmen ein eigenes Leben gewinnt, gleich als gehöre es niemand ein objektives Dasein, wie es vormals nur in Staat und Kirche, in städtischer, zünftischer oder Ordensverwaltung verkörpert war.

Dieses Verhältnis drückt sich im Lebensprozeß des Unternehmens aus als eine Schwerpunktsverschiebung; zum Mittelpunkt werden die leitenden Organe einer Beamtenhierarchie; der Gemeinschaft der Eigentümer verbleibt das souveräne Recht der Bestimmung, doch dieses Recht wird mehr und mehr theoretisch, indem eine Mehrzahl andre Kollektivorganismen, etwa Banken, mit der Wahrung ihrer

Rechte betraut und indem diese Treuhänder wiederum unmittelbar an der Verwaltung des Unternehmens mitwirken.

Schon heute ist der paradoxe Fall denkbar, daß das Unternehmen sein eigener Eigentümer wird, indem es aus seinen Erträgen die Anteile der Besitzer zurückkauft. Das deutsche Gesetz schränkt diesen Vorgang ein und verlangt, daß dem Vorbesitzer sein Stimmrecht gewahrt werde; ein organischer Widersinn der vollkommenen Loslösung des Besitztums vom Besitzer besteht jedoch nicht.

Die Entpersönlichung des Besitzes, die Objektivierung des Unternehmens, die Lösung des Eigentums führt einem Punkte entgegen, wo das Unternehmen sich in ein Gebilde nach Art einer Stiftung, oder besser gesagt, nach Art eines Staatswesens verwandelt. Dieser Zustand, den ich als den der Autonomie bezeichnen will, läßt sich auf vielfachen Wegen erreichen. Der eine Weg der Rückzahlung des Kapitals wurde erwähnt. Ein zweiter Weg, den Besitz an die Angestellten und Beamten des Unternehmens aufzuteilen, wurde in einiger Annäherung von einem deutschen Industriellen beschritten. Der Besitz kann an behördliche Stellen, Universitäten, Stadtverwaltungen, Staatsregierungen gebunden werden; dies ist bei einem der ältesten deutschen Bergwerke geschehen. Erforderlich sind lediglich zulängliche und brauchbare Bestimmungen, welche dafür sorgen, daß das Unternehmen dauernd von den jeweils besten auffindbaren Organen geleitet werde.

Ist die Verfassung wohl durchdacht, so kann das Unternehmen allen künftigen, wenn auch noch so stark wachsenden Kapitalansprüchen genügen. Zu-

nächst verbleibt ihm die Rente, die es bisher jährlich an seine Gesellschafter auszuzahlen hatte. Sodann kann es vorübergehend oder dauernd mit Schuldverschreibungen belastet werden. Es kann im Notfall einen Rückschritt tun und von neuem tilgbare Anteilsrechte begeben; es kann und wird vor allem unter dem Schutze eines unerschöpflich reichen Staates, und an sich der Kontrolle dieses Staates unterworfen, erwarten, daß nach Bedarf ihm Staatsmittel gegen gebührende Verpflichtungen überwiesen werden. Noch mehr: der Staat selbst wird wünschen und verlangen, daß die autonomen Unternehmungen jederzeit die überschüssigen Mittel seiner Kassen unter entsprechender Aufsicht aufzunehmen und anzulegen bereit sind.

Dem objektiven Streben zur Autonomie entspricht die subjektive psychologische Entwicklung des Unternehmens und seiner Organe.

Soweit größere Privatunternehmer noch bestehen, haben sie sich längst gewöhnt, ihr Geschäft unter der objektiven Gestalt der Firma als ein selbständiges Wesen zu betrachten. Dieses Wesen führt eigene Rechnung, arbeitet, wächst, schließt Verträge und Bündnisse, nährt sich von eigenem Ertrage, lebt als Selbstzweck. Daß es den Inhaber ernährt, ist, wo nicht Nebenwirkung, doch in den meisten Fällen nicht Hauptsache; ein tüchtiger Geschäftsmann wird dazu neigen, seinen und seiner Familie Verbrauch mehr als nötig zu beschränken, um der Firma reichlichere Mittel zur Erstarkung und Ausdehnung zuzuführen. Das Wachstum und die Macht dieses Geschöpfes ist des Besitzers Freude; weitaus mehr als der Ertrag. Die Habsucht weicht dem Ehrgeiz und der Schaffenslust.

Gesteigert findet sich diese Denkweise in den Häuptern großer Gesellschaftsunternehmungen. Hier herrscht schon heute der gleiche Beamtenidealismus wie im Staatsbetriebe. Die leitenden Organe sorgen für Zeiten, in denen sie nach menschlichem Ermessen längst nicht mehr dem Unternehmen angehören werden. Fast ausnahmslos kämpfen sie dafür, dem Unternehmen den größten Teil seiner Erträge zu wahren, den kleinsten Teil auszuschütten, obwohl ihre persönlichen Einkünfte darunter leiden und das Ergebnis der Verwaltungsperiode ihren Nachfolgern zugute kommt. Ein hervorragender Oberbeamter, vor die Wahl gestellt, seine Einnahmen zu verdoppeln oder in die Leitung einzutreten, wird die Verantwortung an Stelle des Reichtums wählen. Die Macht und Vorbildlichkeit des Instituts ist zum absoluten Zweck des äußeren Lebens geworden; der vollkommene Ersatz der Habsucht als treibenden Motors durch Verantwortungsgefühl hat sich vollzogen.

So arbeitet die Psyche des Unternehmens in gleicher Richtung wie die Entwicklung des Besitzverhältnisses: beide wirken im Sinne der Autonomisierung.

Der wirtschaftliche Sinn der gesamten Bewegung aber ist im letzten Sinne der: Nicht mehr die Erwerbslust des reichen Kapitalisten ist es, die das Unternehmen schafft, sondern das Unternehmen selbst, zur objektiven Person geworden, erhält sich selbst, schafft sich seine Mittel, wie es sich seine Aufgaben schafft, und ist bereit, diese Mittel aus eigenen Erträgen, aus vorübergehendem Anlagebedürfnis, aus Staatsdarlehen, aus Stiftungen, aus Spargeldern seiner Angestellten und Arbeiter oder wie immer sonst zu entnehmen.

Es lagert sich somit zwischen das Gebiet der Staatsverwaltung und das Gebiet der Privatgeschäfte eine Schicht mittlerer Gebilde; autonomer Unternehmungen, die der privaten Anregung entstammen, von privater Initiative geleitet werden, der Aufsicht des Staates unterliegen und ein selbständiges Leben führen, das in seiner Wesensart von der Privatwirtschaft zur Staatswirtschaft überleitet. Dieser objektiv und unpersönlich gewordene Besitz wird vermutlich in künftigen Jahrhunderten die hauptsächliche Daseinsform aller dauernden Güter bilden; ihnen gegenüber werden die Verbrauchsgüter als Privateigentum, die gemeinnützigen Güter als Staatseigentum ihre Stellung wahren; den Betriebsmonopolen dienen die Formen gemischtwirtschaftlicher Unternehmung.

Der Lage der autonomen Unternehmungen muß die Eigentumsgesetzgebung in gleicher Weise Rechnung tragen wie den Stiftungen, deren wachsende Bedeutung gleichfalls der kommenden Zeit gehört. Beiden Institutionen ist die Annahme von Legaten zu gestatten, sofern es sich um billigerweise anzuerkennende Zwecke handelt. So findet der Schöpfer eines wirtschaftlichen Organismus die Möglichkeit, seinem ideellen, auf Dauer seines Werkes gerichteten Willen Ausdruck zu leihen, ohne daß müßigen Generationen Eigentumsrechte und Renten übertragen werden; der wirtschaftliche Wille, soweit er produktiv wirkt, erhält Bestand, soweit er materielle Güter anhäuft, stirbt er ab. Die objektive, vom Einzelleben losgelöste Stiftung wird zum wahrhaften Denkmal eines nach außen wirkenden Lebens; sie gewinnt eine, wenn auch nicht im geistigen Inhalt, so doch im absoluten Dasein begründete Analogie zur idealen Schöpfung des Kunstwerks.

Daß unser deutsches, dem Wesentlichen und Ideellen zugewandtes Land an Stiftungswerken, die nicht engen Familienzwecken dienen, soviel ärmer ist als etwa Amerika oder selbst Griechenland, beweist, daß der Unternehmergedanke nicht eigentlich deutschen Ursprungs ist und deswegen bei uns noch nicht zu seinen letzten Folgerungen kommen konnte. Diese Folgerungen aber, die weder im Sinne des einzelnen noch im Sinne des Familienstammes eigennützige sein dürfen, weil der aus Eigennutz gebaute Organismus nicht bestehen kann, würden zu voller Wirkung hervortreten, sobald die Erblichkeit, die aus falscher Analogie der Gewohnheit diesen Schöpfungen zugestanden wurde, ihren Charakter verliert. Was heute seltene Ausnahme ist, wird zur Regel; was eine Generation erschafft, wird in die Sphäre allgemeiner Gültigkeit erhoben, um der nächsten Generation zu dienen; Wirtschaftseinheit ist nicht mehr ausschließlich der Stamm der Familie, sondern die Gemeinschaft; jedoch nicht ausschließlich die schematisch gebundene Gemeinschaft des Staates, sondern daneben ein ideelles Zwischenvolk wirtschaftlicher Individualitäten, die nicht Menschen sind, sondern Verkörperungen menschlicher Willenseinheiten.

Es hindert nichts zu gestatten, daß Stiftungen insofern auch dem Familiengedanken dienen, als sie in gemessenem Umfange zur Ausbildung und Lebensausrüstung individueller Nachkommenschaften beitragen, sofern die Leistung ein gegebenes Verhältnis zur gemeinnützigen Wirkung nicht übersteigt; doch wird niemals die Ausartung zum Rentnertum und zur Züchtung vorversorgter Stände zugelassen werden dürfen.

Überblicken wir nun das Wirtschaftsleben eines Landes, das die Grundsätze unsrer Ordnung verwirklicht, so finden wir folgende Wirkungsreihe.

Die Produktion hat ein verändertes Aussehen gewonnen. Alle Kräfte des Landes sind tätig geworden; müßig bleiben nur Kranke und Greise. Die Einfuhr und Erzeugung überflüssiger, häßlicher und schädlicher Produkte ist auf ein Geringstes beschränkt; hierdurch ist ein Dritteil der nationalen Arbeit erspart, die Produktion der notwendigen Mittel erheblich verbilligt und gesteigert.

Die Konzentrierung der Landeserzeugung auf die notwendige und nützliche Produktion verbessert den Wirkungsgrad menschlicher Arbeit in ihrem Verhältnis zu diesen Erzeugnissen; der Faktor der Erschwinglichkeit wächst. Der Konsumanteil der Bevölkerung steigt, bei gleicher Arbeitsleistung erhöht sich die Lebensführung.

Während der Gesamtwohlstand des Landes sich dauernd, durch die Heranziehung müßiger Hände und die Rationalisierung der Produktion, doppelt und dreifach steigert, ist die Ansammlung privaten Reichtums gehemmt. Somit muß das Wachstum des Besitzes der Gemeinschaft zugute kommen. Dies geschieht in doppeltem Sinne.

Zunächst wird der Staat über alle Begriffe reich. Er kann allen bisherigen Aufgaben in erhöhtem Umfang genügen; er kann alle Not und Arbeitslosigkeit im Lande beseitigen; er kann gemeinnützige Pflichten in ungeahntem Maße erfüllen, ohne der Steuerkraft seiner Bürger zu bedürfen. Staatsaufgaben, die heute zum höchsten Schaden der Wirtschaft mit fiskalischen Ausbeutungen verknüpft werden, können ohne Gewinnabsicht behandelt

werden. Dieser Grundsatz, auf ein einziges Problem, das des Verkehrs und Transportes angewendet, bedeutet eine Vervielfältigung der Produktionsfähigkeit und eine unabsehbare Verbilligung der Erzeugung: denn praktisch wird das ganze Verkehrsgebiet frachtfrei; die Wirkung ist die gleiche, als wenn alle Fundstätten und Erzeugungsmittel des Landes in seinem Schwerpunkt vereinigt wären. Gleiches gilt von der Erzeugung und Verteilung der Kräfte.

Der Staat wird zum Bewahrer und Verwalter großer Anlagemittel, die er mit mäßigem Gewinnanspruch den werbenden Berufen zur Verfügung stellt und an deren Hergabe er die Bewilligung normalisierter Arbeitseinkommen knüpfen wird. Ein neuer Mittelstand entsteht durch staatliche Finanzierung solcher Gewerbe, deren Erhaltung neben den Großbetrieben von Nutzen bleibt. Der Andrang der staatlichen Kapitalien ermäßigt den gewerblichen Zinssatz des Landes und erleichtert die Errichtung mittlerer Unternehmungen.

Zugleich wird es dem Staate ermöglicht, geistige Arbeit aus dem Mechanismus des materiellen Erwerbslebens loszulösen und ihr den würdigen Ertrag zu sichern, der heute an den Zufall des ungeistigen Erfolges gebunden ist. Der Künstler, Gelehrte und Denker wird unabhängig vom Urteil und Entscheid eines Marktes, der grundsätzlich das Echte nur dann belohnt, wenn es das Glück hat, mit dem Schein verwechselt zu werden.

Neben dem Staat gewinnt das Volk an Wohlstand, freilich nicht in der Form großer einzelner Vermögen, sondern nach Art großbürgerlicher Behäbigkeit. Die Klassengegensätze sind geschwunden, der Weg

zur Selbständigkeit und Verantwortung steht einem jeden offen, die Mittel der Bildung sind jedem Begabten erschwinglich. Er kämpft nicht gegen die geschlossene Phalanx der Bevorrechtigten; eine beständige Vermischung, ein dauerndes Auf- und Niedersteigen von Leistenden und Leitenden findet statt. In gleichem Maße, wie einerseits die Ansammlung von Ersparnissen, die Erlangung wirtschaftlicher Kredite sich erleichtert, anderseits der Neubeginn von Existenzen durch Rücktritt in die Kolonnen der minderqualifizierten Arbeiter zur alltäglichen Erscheinung wird, verlieren die Lohnkämpfe an Erbitterung, um so mehr, als in erhöhtem Maße sittliche und intellektuelle Eigenschaften über Lebensaufgabe und Beruf entscheiden. Vor allem aber hat sich das Verhältnis des Arbeitsangebots geändert. Die freie Verfügbarkeit des Kapitals, das Wachstum der Produktion gewinnt einen Vorsprung gegenüber dem Angebot der Arbeitskraft: während heute zuweilen Hände feiern und Maschinen und Arbeitsmittel überanspruchт sind, wird Maschine und Kapital auf das Zugreifen der Hände warten und somit ein erhöhter Anteil des Arbeitswertes dem Arbeitswilligen zufallen.

Die Schicht neuer Gebilde, der autonomen Unternehmungen, die sich zwischen Privatwirtschaft und Staat schalten, trägt zu dieser Wirkung bei. Denn das autonome Wirtschaftsorgan sucht seine Bestimmung nicht überwiegend in der Gewinnung hoher Erträge; es sammelt Überschüsse nur insoweit, als Erneuerung und Ausdehnung sie erfordern; der Gegensatz zum Lohninteresse ist gemildert. Noch mehr: Einzelne dieser Gebilde werden ihre Mitarbeiter am Arbeitsergebnis grundsätzlich teilneh-

men lassen, andre werden die Vorteile einer Wirtschaftsform, die nicht mehr dem Geldinteresse von Aktionären und Kapitalisten unterliegt, darin suchen, daß ihnen durch Heranbildung eines hoch entlohnten Arbeiterstandes eine Verbesserung der Qualität und des Wirkungsgrades der Arbeit erwächst. Das Dasein und der Wettbewerb dieser autonomen Werke übt rückwirkend und anspornend seinen Einfluß auf den Markt der Arbeit aus.

Bei einem wirtschaftlichen Zustande dieser Art kann Gleichmäßigkeit der Erziehung und sorgfältige Auswahl aller Begabungen verwirklicht werden und zur Kräftigung des nationalen Aufbaues entscheidend beitragen, während gegenwärtig an der Verschiedenheit häuslicher Herkunft, körperlicher und geistiger Vorbestimmung aller gute Wille vorurteilsloser Volkserziehung scheitert. Die Reife eines Volkes, die Fülle seiner geistigen und sittlichen Mächte kann aber nur dann sich entfalten, wenn kein Samenkorn verloren und jedem Sproß die Wartung zuteil wird, die der Würde und dem göttlichen Anspruch des Menschengeistes zusteht.

Daß kein Trugschluß die scheinbar utopische Darlegung eines erreichbaren Zustandes fälscht, möge die kürzeste Gegenüberstellung nochmals vergewissern:

1. Produktion und Wohlstand des Landes müssen steigen, denn es wird

Vergeudung ausgeschaltet,

überflüssige Produktion auf nützliche Produktion umgestellt,

Müßiggang beseitigt und jede verfügbare Kraft zu geistiger und materieller Produktion herangezogen,

freier Wettbewerb und private Unternehmungslust erhalten,
die Verantwortung in die Hände der sittlich und geistig Befähigten gelegt.

2. Die Ansammlung übermäßigen und toten Reichtums wird verhindert;

3. Die starre Gliederung der Stände wird verflüssigt; an die Stelle dauernd tragender und dauernd lastender Glieder tritt lebendige Bewegung und organisches Auf- und Niedersteigen;

4. Somit wächst
die Macht des Staates, seine materielle Stärke und seine ausgleichende Kraft,
und gleichzeitig entsteht ein gleichmäßiger mittlerer Wohlstand, der alle Stände durchdringt, Klassengegensätze ausgleicht und die Nation zur höchsten denkbaren Entfaltung ihrer geistigen und wirtschaftlichen Kräfte führt.

II.

DER WEG DER SITTE

Es ist ein Irrtum unsrer Zeit, den Begriff fortschreitender Entwicklung zu leugnen, den sie ein Jahrhundert lang gepriesen hat.

Freilich ist Entwicklung ein zeiträumliches Geschehen; und wenn wir wagen, den Blick zum Absoluten zu erheben, so versinkt das in Raum und Zeit Bedingte. Es steht uns frei, dies Jenseitige als ein Ruhendes zu benennen, obwohl auch dieser Begriff der Raumzeit nicht entrinnt, die er zum Nullpunkt drängt; obwohl wir radikaler verfahren, wenn wir Kontraste unbekannter Kategorien als Urgrund unsrer Symbole fordern. So mag ein unzulängliches Bild zugelassen bleiben: Ruhe im Zentrum des Wesens; wachsende Bewegung bis zur Peripherie der Erscheinung.

Diese Erwägung verliert alle Bedeutung, sobald wir uns auf die Bühne der Erscheinung begeben. In diese Erscheinungswelt sind wir gesetzt, um zu handeln; diese Welt wird beherrscht vom intellektualen Denken; hier wird der Spuk: Raum, Zeit, Bewegung reales Requisit.

Ihr Licht erhält die Bühne aus andern Reichen; dies Licht ist Ethik. Das jenseitige Reich, aus dem sie stammt, ist nicht mehr Gebiet des Intellekts, die Geisteskraft des Menschen, die dieses Reich erschließt, ist seine Seele.

Hier liegt der naive Irrtum aller Philosophie zutage, die sich vermaß, mit der Kraft des Intellekts, der Logik, des Einmaleins alle Reiche zu durchdringen, ohne sich je zu fragen, ob denn diese intellektuelle Denkkraft wirklich eine absolute sei, ja ob sie denn die einzige Macht des Geistes bedeute; ob nicht vielmehr jede Erkenntniswelt adäquate Geistesmächte verlange, ob nicht in uns selbst Ansätze dieser Mächte im Intuitiven, in der Liebeskraft der Seele sich offenbaren. Die Jahrtausende vergingen, und immer wieder drängte sich das Einmaleins an die Geheimnisse, die nicht einmal die Sehnsucht der Seele zu bewältigen vermag.

Hier scheiden sich die Urbetrachtungen: sollen wir das Absolute in der Sprache des Intellekts, sollen wir die Erscheinungswelt in der Sprache der Seele zu umschreiben suchen? In der Betrachtung der Seele ist die Erscheinungswelt ein Gleichnis; eine Bühne, auf die wir gestellt sind, um nach dem Willen des Dramaturgen bewegliches Schicksal zu schaffen und zu erleben; in der Betrachtung des Intellekts ist das Jenseitige ein Aufstieg. Der Indifferenzpunkt beider Betrachtungen ist unser sittliches Sollen; hier steht die Notwendigkeit der Verknüpfung; hier ist es unerlaubt, die Erscheinung ganz als Selbstzweck oder ganz als Spiel zu nehmen; hier lehrt die Seele den Intellekt und erweist sich als höherer Herkunft.

Unzulässig bleibt die Vermengung: das reale Leben zu trüben durch die transzendente Betrachtung der Bewegungslosigkeit, oder das transzendente Reich anzutasten durch das Hineintragen irdischer Ordnungen.

Auf der Seite der intellektualen Betrachtung im

Reich der Erscheinung haben wir das Recht und die Pflicht, das Beginnen der Seele als Aufstieg und Entwicklung hinzunehmen, obwohl in transzendenter Betrachtung das Wesen der Seele ohne Anfang und Ende ist.

Eine Betrachtung wirtschaftlicher, geschichtlicher und sozialer Dinge muß sich stets bewußt sein, daß sie auf der Bühne der Erscheinung agiert. Sie muß das reale Leben ernst nehmen, an Wissenschaft und Entwicklung im Rahmen ihrer Aufgabe glauben, soweit es sich um Bestehendes handelt. Treten Ziele hervor, so übernimmt der Sittenbegriff die Führung. Dann ist das Bestehende nicht nebensächlich zwar, doch auch nicht entscheidend; die Forderung wirkt aus größter Ferne, und dennoch mächtig, wie die Kraft der Gestirne auf Ebbe und Flut. Das Bestehende bleibt fest und wird dennoch plastisch wie zähes Metall; wir dürfen der Entwicklung vertrauen, daß sie das Widerstrebende, das scheinbar ewig Beständige, und wenn es die Leidenschaften, die Wünsche und Verblendungen der Menschen wären, einem klareren und vollendeteren Stande, dem Reiche der Seele näher führt.

Daß die Welt seit dem Verlöschen der absoluten dogmatischen Ideale überhaupt es vermocht hat, sich neben ihren mechanischen Schutzwehren ein paar Schritte vorzutasten, erklärt sich nur daraus, daß in den Winkeln ihres Gewissens allerorten noch Glaubensreste der Zeiten, transzendenter, mythologischer, fetischistischer und animistischer Herkunft sich vorfanden, die, einzeln verfallend, in ihrer Sammelwirkung noch eine Richtung andeuten.

Unfaßbar und -ausdenkbar ist es, diese Welt, in der ein nie erhörtes Maß von geistigen Kräften kreist,

preisgegeben sich vorstellen zu müssen den zufälligen Konstellationen materieller Bedürfnisse, physischer Gleichgewichte, majorisierender Bestrebungen, ohne das Gegengewicht einer einigen, unerschütterten ethischen Triebkraft. Ohne die Überzeugung eines absoluten Gutes, das not tut. Ohne Glauben an ein gemeinsames Ziel, das Leben und Tod umschlingt. Ohne eine gültige Wertung, die sagt: dies ist gut und jenes böse.

Freilich, auch Interessen schaffen Glauben! Eine landwirtschaftliche Existenz kapitalisiert ihren Jahresnutzen zu einer religiös-politischen Anschauung. Ein Freihandelsinteressent steigert seine Geschäftsaussicht zum lukrativen Deismus. Der Forscher schafft sich eine Professorentranszendenz, die seinem Arbeitsgebiet lächelt. Ein Machthaber tauscht mit seiner Gottheit Verleihungen aus. Der arme Schlukker rächt sich und setzt sie ab. Ist es denn noch keinem aufgefallen, daß in dieser weiten Welt anscheinend niemand, aber niemand eine Überzeugung hat, die mit seinen Interessen streitet?

Soll nun die Richtung der Welt, ihr geistiges Wollen, der Kräftediagonale überlassen bleiben, die sich aus der Unzahl transzendentalisierter Interessen ergibt?

Und doch liegt das Reich der Seele vor aller Augen, und mit ihm die Ordnung der Ideale und Ziele, reiner und organischer gereiht und geklärt als die trübe Ordnung der Wirklichkeiten.

Unfaßbar ist noch ein Zweites und Geringeres, das immerhin gerade dem pragmatischen Sinn der Zeit am Herzen liegen sollte: Der Mensch, der alle Reiche des Himmels und der Erde zu durchforschen glaubt, ihm fehlt noch immer die wertende Erkennt-

nis des Menschen; er kennt und wertet nicht seinen Nächsten, nicht seinesgleichen.

Verbrauchte Wertungssysteme aller Zeiten und Zonen durchkreuzen sich im Bewußtsein der Menschheit, und keines vermag die Führung zu gewinnen, weil die leitende, gemeingültige Grund- und Weltanschauung fehlt.

Im westlichen Volksbewußtsein und seiner ästhetischen Anschauung überwiegt die germanische Polarität von Mut und Furcht. Geschätzt wird jede Eigenschaft, die Mut beweist, verachtet und gehaßt jedes Laster, das auf Furcht beruht. Jede Gewalttat ist verzeihlich, wenn sie mit Offenheit, Treue, Tapferkeit vereinbar ist; die Feigheit der Lüge, der Hinterlist, des Betrugs schändet und macht ehrlos. Jeder Vorwurf ist Vorwurf der Feigheit; Ehre ist anerkannter Mut. Der Mutbeweis des Zweikampfs heilt die angegriffene Ehre. Klugheit, Energie, Frömmigkeit, Barmherzigkeit sind indifferente Eigenschaften, die nützen oder schaden, die aus benachbarten Wertungssystemen eine gewisse Anerkennung oder Abneigung finden können, jedoch für die unterbewußte und entscheidende Wertung außer Ansatz bleiben. In der Dichtung bestimmt das Kennzeichen des Mutes und der Wahrhaftigkeit die Sympathie und Teilnahme; eine dichterische Figur darf träge, träumerisch, gewalttätig, unklug, unwissend, egoistisch sein und kann dennoch das Mitgefühl des Lesers finden; ist sie grundsätzlich feige, lügenhaft, heimtückisch, so ist ihre Verwendung im Mittelpunkt des Dichtwerkes unmöglich; daher ist die Bezeichnung der Hauptfigur als Helden zutreffend. Der tragische Konflikt treibt die dem Volksempfinden unbewußte Antinomie auf die

Spitze: der Held ist mutig und erweckt daher tiefe Teilnahme; er übertreibt oder entbehrt indifferente Eigenschaften und geht daher nach dem Lauf der Welt oder des Schicksals, dem diese Eigenschaften seltsamerweise nicht indifferent sind, unter sympathisch erregtem, intellektuell erstauntem, unbewußt begreifendem Mitempfinden des Zuschauers zugrunde. Im französischen Dichtungskreise genügt es, wenn der Held sich mutig, gelegentlich großmütig erweist; im übrigen tut es der Sympathie keinen Abbruch, wenn er, wie Julien Sorel in Stendhals berühmtem Roman, lügt, mißtraut und intrigiert; die deutsche und angelsächsische Dichtung erträgt nur den klar umschriebenen Mutmenschen als Teilnahme fordernde Hauptfigur.

Ein anerzogenes theoretisches Bewußtsein läßt neben der Mutwertung die orientalische Schätzung der Barmherzigkeit und Klugheit gelten, das Patriarchenideal, das dem deutschen Mittelalter widerstrebte und dem Eingang der Bibel in das deutsche Dichterbewußtsein wehrte.

Das berufskünstlerische Empfinden des letzten Jahrhunderts schuf Ansätze einer intellektualen Wertung; die Steigerung der geistigen Fähigkeit zum Talent, der intuitiven Fähigkeit zur Genialität schien entscheidend zu werden und sich von ethischen Bedingungen loszulösen.

Das mechanisierte Denken verehrt den Erfolg; es drang eine neue Polarität der Wertung ein, die im Volksbewußtsein nachhaltig fühlbar wurde: die amerikanische Stufenleiter der Arbeitskraft, Nachhaltigkeit, Entschlußkraft und Willensphantasie.

Der chronistische Niederschlag des Sittenempfindens auf dem Pergament der Gesetze entspricht

in seiner dürftigen Anpassung der Verworrenheit der Systeme. Die Lüge ist erlaubt, auch vor Gericht, der Meineid ist verboten. Streng bestraft werden Eigentumsvergehen, zumal wenn sie die Feigheit der Hinterlist verraten. Der Mutbeweis des Zweikampfes wiederum ist untersagt, wird aber dem Volks- und Standesempfinden zuliebe in Grenzen geduldet.

Gleiches Durcheinander bürgerlicher Nützlichkeiten spiegelt die gesellschaftliche Schätzung. Feigheit und betrügerische Tücke ächten, wenn sie nachweisbar und offenkundig geworden sind. Lüge, Habsucht, Hinterlist, Schadenfreude, Verleumdung, Bosheit, Unbarmherzigkeit, Hochmut, Eitelkeit, Undankbarkeit, Geiz, Trägheit, Lüsternheit, Roheit werden hingenommen, solange sie dem bürgerlichen Erfolg keinen Abbruch tun. Fleiß, Energie, Willenskraft, Schlagfertigkeit, Talent, Witz, Gedächtnis werden anerkannt; wenn sie zum Erfolg führen, bewundert. Güte, Edelmut, Opfersinn, Begabung finden Beifall, wenn sie öffentlich verbrieft sind.

Dies ist das ungefähre Inventarium der unterbewußten, bewußten, gesetzlichen und gesellschaftlichen Menschenwertung unsrer Zeit. Indessen leben in Europa wohl an tausend Menschen, die nichts voneinander wissen und deren Augen sehend geworden sind. Sie tragen in sich den Maßstab einer neuen Wertung, und mehr: es ist ihnen der verhängnisvolle Blick verliehen, der das Menschliche wie einen Kristall durchdringt. Ihnen reden nicht nur Mut und Augen, sondern Stirn, Gestalt und Hände; die Wahl und der Klang eines Zufallswortes, das unausgesprochene Glied einer Gedankenverbindung, die unwillkürliche Bewegung, jede Wahl,

Vorliebe, Abneigung in Gedanken, Dingen und Menschen, jedes Band der Umgebung, des Verkehrs, der Handlung und Lebensführung offenbart mit der gleichen Eindringlichkeit und Eindeutigkeit das Wesen des Angeschauten, wie es der Mehrzahl nur durch den Brennspiegel dichterischer Vision vermittelt wird.

Man spricht gemeinhin von der Gabe der Menschenkenntnis, und viele stellen sich darunter eine Art von mißtrauischer Schlauheit vor, welche hinter die geheimen Beweggründe, Schliche und Schwächen der Menschen zu kommen sucht, um sie desto leichter zu nutzen und zu beherrschen. Diese falsche Sklaventugend führt zu nichts, es sei denn zu kleinen ungerechten Vorteilen; denn sie kann von niederen Naturen nur gegen ihresgleichen geübt werden. Wahre Menschenkunde ist nur tief verantwortlichen, das heißt echten Herrschernaturen gegeben, die deshalb nicht einmal genial zu sein brauchen; das königliche Menschenvertrauen Wilhelms I. beruhte auf solcher Kraft und hat auf ein Jahrhundert den streng monarchischen Gedanken gerettet.

Einfühlende Menschenkenntnis führt nie zur Verachtung und nie zur Überhebung. Das organische Empfinden, auf dem sie beruht, begreift die Notwendigkeit der Schöpfungsfülle, die in der gleichzeitigen Harmonie aller Möglichkeiten, im lebenden Aufbau der Stufenglieder sich vollendet; Verachtung ist doppelte Blindheit: gegen sich selbst und gegen die Allseitigkeit der Natur.

Die Wertung verliert hier ihren pharisäischen Geschmack, der aller beschränkten Ethik anhaftet und sie schöpferischen Naturen verleidet; die Frage lautet nicht mehr, was ist besser und schlechter,

was ist selbstgerecht und verächtlich, erlöst und verdammt, sondern vielmehr: was weist ins Künftige und was ins Vergangene? Was verlangt nach Verantwortung und was nach Schonung? Was fordert Leben, und was neigt zum Tode?

Fragt man aber die Menschen, die in menschlichen Dingen sehend geworden sind, nach welchen Polen ihre unbewußte und unbeirrbare Wertung sich richtet, so wissen sie es nicht. Wir wissen es und wollen es abermals bekräftigen: es ist die Richtung der Seelennähe und der Seelenferne. Jene haben den Gegensatz des seelenvollen und des seelenlosen Menschen erahnt und erblicken seine Übergänge in allen menschlichen Manifestationen.

In früheren Schriften habe ich den Urkontrast dargelegt und seine Herkunft erläutert: der Geister, die ihren Schwerpunkt im Absoluten, ihr Gleichgewicht in den Erfüllungskräften der Transzendenz, Intuition und Liebe finden, und jener andern, deren Schwerpunkt in der Erscheinung, deren Gleichgewicht in Wünschen und Ängsten liegt. Der transzendente Geist fühlt sich hingegeben als dienendes Glied des Unsichtbaren; die Erscheinungswelt schafft er sich und beherrscht sie, doch nicht in Willkür und Genuß, sondern eingedenk des Auftrags und der Verantwortung. Der erdgebundene Geist wird von der Welt beherrscht, von Körperlichkeit, Freuden und Leiden, Dingen und Menschen. Indem er sich zu befreien trachtet, ringt er um Leben und Genuß, um der Sinne mächtig zu werden; nach Wissen und Besitz, um die Dinge zu bewältigen; nach Macht und Herrschaft, um die Menschen zu unterwerfen. Dreifacher Irrtum, widerlegt durch Ungenügen, Zweifel und Tod.

Die Stimmung dieses Geistes ist Begierde und Furcht, ihre Objektivation heißt Zweck. Seine Kraft ist der reine analytische Intellekt; die hoffnungslosen Versuche dieser einseitigen transzendenzlosen und zweckhaften Kraft, ein Weltbild oder eine Sittenlehre zu schaffen, bilden den Inhalt aller früheren Philosophie. Sie konnten niemals weiter als bis zur Selbstbeschränkung und Abdankung des Intellekts gelangen; glückte ein Schritt darüber hinaus, so hatten verschämt geleugnete intuitive Kräfte sich eingedrängt. Psychologisch merkwürdig sind die verschiedenartigen Schreckphänomene, die auftreten, sooft die Intellektualkraft an die Kristallmauern des Nachbarreiches stößt, und die wechselnden Bezeichnungen, die sie negierend ihm verleiht. Jede Ethik auf der Grundlage des zweckhaften Intellekts mußte notgedrungen utilitarisch enden; die Beschämung über diese Erdgebundenheit, die Verzweiflung über die dialektische Anpreisung unverbindlicher Nützlichkeiten hat zu seltsamen, zwitterhaften Verschleierungen geführt.

Utilitarisch bleibt vor allem die praktische Ethik und Religion des intellektualen Geistes. Beide kommen über das *do ut des* des Handelns nicht hinaus; schon im Begriff des beweislosen Glaubens ist der Intellekt wiederum zur Abdankung gezwungen, sofern er nicht unter heimlicher Angst vor seiner eigenen Forschung sich an geschichtliche Offenbarung hält. Auch wenn er die Erscheinungswelt durch eine theokratische Übererde, die Lebenszeit durch eine postume Verlängerung erweitert, bleibt Hoffen und Fürchten, Handeln und Zweck entscheidend, mag man diesen Zusammenhang nennen, wie man will: sein Inbegriff ist Nutzen.

Es ist zu beachten, wie die reinsten Religionen, den Bezirken echter Transzendenz entstammend, sich materialisieren, sobald sie in die Hände intellektual-zweckhafter Bevölkerungen gelangen; ob sie beim Gebetrade oder bei der Reliquie enden, stets führt sie der Weg vom wunschlosen Glauben zum klugen Handeln.

Für den transzendenten Geist gibt es kein ethisches Handeln, sondern vielmehr einen ethischen Zustand. Die reine, wunschlose, in Schauen und Glauben erfüllte Gesinnung kann nicht fehlgehen, gleichviel was sie tut; sie kennt keine Vorschrift. Sie hat kein Mittel, und wünscht keins, um seliger zu werden, als sie ist; sie wird es durch die einströmenden Kräfte, denen sie entgegenatmet. Hier ist jeder Kompromiß des Lasters mit der Tugend, des Willens mit der Gewährung beendet; der ethische Vorgang ist der intellektualen Ordnung enthoben und in den Bereich seines eigenen erfüllenden Wesens gerückt.

Wiederholt habe ich dargelegt, was unsrer Zeit zu wissen so bitter not tut, in welchen erkennbaren menschlichen Ausstrahlungen das Wesen des Intellektualen, Furcht- und Zweckhaften sich kundgibt; wie die Sorge und Erdgebundenheit sich ausdrückt in egozentrischem Denken und Fühlen; die Abhängigkeit von Menschen in Ehrgeiz und Scheinsucht, Geschwätzigkeit und Lüge; die Abhängigkeit von Dingen in Habsucht, Wißbegierde; der Gesamtkomplex der transzendenzlosen Geistesrichtung in unsachlicher, liebloser, kritischer Haltung zur Welt und ihren Geschöpfen, in unsicherem, instinktlosem Wandel, im Verschmähen des Augenblicks und Hängen an der Zukunft, in der Neigung zum Sinnfälligen,

Deklamatorischen, Pathetischen, im Hang zum Aberglauben und zur interessierten Frömmigkeit.

Niemals tritt eine dieser Eigenschaften gesondert auf, niemals bleibt ihr Ausdruck dem empfindenden Auge verborgen. Sie bilden das äußere Maß der Seelenferne des einzelnen und des Volkes; ihr mählicher Übergang zu den Äußerungen der Transzendenz, zur Schöpfungsliebe, Wahrheit, Sachlichkeit, Intuition, zur Freiheit von Dingen, Menschen und vom Ich, zur Versenkung in die Dinge um der Dinge willen, zur Liebe um der Liebe willen, zur wunschlosen Frömmigkeit, zum Dank, zur Hingabe und zur Erleuchtung: Dies ist der wahre Menschheitsweg, dies sind, ob Mensch ob Volk ihn schreitet, seine Stationen und zugleich die einzigen wahren und untrüglichen Maße menschlicher Entfaltung.

Wer diese Maße unbewußt in sich empfindet, dem können solche Darlegungen nichts Neues sagen, nur allenfalls Zusammenhänge klären, die sich dem Denken leicht ergeben. Doch ist es von höchster Wichtigkeit, daß endlich die allgemeine Wertung vorempfinde, was ihre Schulung die Menschheit lehren soll; daß nicht mehr abgestorbene Reste widersprechender ethischer Systeme bald dies bald jenes loben und empfehlen, so daß schließlich ein jeder beifällig und zuversichtlich sein Los betrachtet, das in irgendeiner Ziehung herauskommen muß, und die Welt in Selbstgerechtigkeit erstarrt. Daß heute eine Minderheit, unaufgerüttelt von Propheten und Zeloten, in stiller, unausgesprochener Übereinstimmung diese Wertungsmaße in sich trägt und ohne Haß und Proselyteneifer sie in jeder Individualität bestätigt findet, ist ein frohes Zeichen; nur wenige Jahrzehnte werden vergehen, bis zum

mindesten Deutschland den menschlichen Weg in Ziel und Maßstab vor sich sieht.

Uralt ist der Intellekt, vormenschlich. In seiner Schule ist die Menschheit greisenhaft geworden, seine Denkrezepte und Nützlichkeitslehren handhabt sie in unendlichen Erbreihen mit unbewußter Meisterschaft. Jung ist die Seele; ihren Anteil muß jeder Mensch von neuem erringen, ihre Sprache ist noch ein Stammeln, in ihrem Geist sind wir Kinder. Die Nationen, junge Gebilde von wenigen Jahrtausenden, haben in ihrem Kollektivbewußtsein sich der intellektualen Methoden bemächtigt und legen sie dem innren Ausbau, der äußren Verteidigung zugrunde; ihr beginnendes Seelenbewußtsein wurde bisher nur im Kollektivgebilde der Sprache, in Sitte, Überlieferung, Mythos, sodann im Kollektivkunstwerk, Städtebau, Dombau, Hausgerät, Volkslied wahrnehmbar; religiöse Transzendenz dagegen wurde im Kollektivbewußtsein ausnahmslos zum Ritual und Kirchenwesen intellektualisiert und erniedert; ein nach außen wirkendes politisches Gewissen ist noch nicht entstanden, die Staaten verkehren als anethische Wesen.

Von den Vermächtnissen des reinen Intellekts ist das gewaltigste die Schöpfung der europäischen Wissenschaft und ihre Materialisierung in der mechanistischen Weltepoche. Wie äußere und innere Umstände, Volksverdichtung, Wechselwirkung gegensätzlicher Bevölkerungsschichten, Kämpfe intuitiven und intellektualen Geistes wirken mußten, um diese Bewegung emporzuführen, habe ich geschildert und wiederhole ich nicht. Hier ist zu betonen, daß die mechanistische Epoche, ihrem Höhepunkt noch fern, in sich die Gegenkräfte zu nähren

beginnt, die zwar nicht bestimmt sind, die Mechanisierung in ihrer Praxis zu zertrümmern — denn als Hebel gegen die Schwerkraft toter Massen bleibt sie unentbehrlich —, wohl aber ihr die Herrschaft über den Geist zu nehmen und sie zur Dienerin des Menschentums zu machen.

Je mehr nämlich die einstmals unerhörten Denkformen, Forschungs- und Handlungsmethoden der Mechanisierung, gleichviel ob auf Wissenschaft, Technik, Wirtschaft, Politik angewendet, Gemeingut und Erbteil der Zivilisationen werden, nachdem sie zwei Jahrhunderte lang Geheimmittel und Vorrecht einer intellektuellen Minderheit gewesen sind, je mehr sie, ins Unbewußte verdaut, aufhören, Vorsprung und Sonderrechte zu verleihen, desto wirksamer und weltnotwendiger treten wiederum die Abstufungen des rein schöpferischen, intuitiven und verantwortlichen Geistes hervor und beanspruchen die Führung.

Schon heute, zunächst in Politik und Wirtschaft, sodann in Technik und Wissenschaft, übermüdet das Überangebot intelligenter, versagt der Bestand intuitiver und charaktervoller Kräfte. Der Intellekt beginnt selbstverständliche Voraussetzung zu werden; wirksam bleibt nur die Erhöhung, die ihm durch die edlere Komponente zuteil wird. Es treten die angebornen Kargheiten der Intelligenz zutage; die unerträgliche Ähnlichkeit alles dessen, was gedacht und getan wird, im Größten wie im Kleinsten, ebnet die Bahn für unerhörten Vorsprung Dessen, der Pelion auf Ossa türmt, der die Kraft des Verstandes durch Intuition überhöht. Ein gewisses intellektuelles Normalmaß ist Jedem erreichbar, selbst auf Gebieten, die der Schulung fast unzugänglich scheinen; das mittlere Kunstwerk sogar ist

erlernbar geworden, und die Herstellung eines leidlichen Bildes, eines lesbaren Romans bedarf nur einer mäßigen, nachahmungsfähigen Bildung, die mit schöpferischer Begabung denn auch oft genug verwechselt wird.

Die ethische Bedeutung der Bewertung menschlicher Eigenschaften steigert sich zur sozialen Notwendigkeit, denn nur die höhere Menschlichkeit allein vermag die Tyrannei der Mechanisierung zu überwinden und ihre Kräfte zur Heilsamkeit umzulenken. Eine spätere Zeit wird schwer begreifen, daß wir dem freien Wettspiel unedler, selbst unehrlicher Eigenschaften und Begabungen Führung, Verantwortung und Macht überließen, weil uns Blick und Unterscheidung fehlten; daß wir Behendigkeit, Schlagfertigkeit, unbekümmerte Wahrheitsverachtung, Schwätzerei, Brutalität, Eigennutz, Geschäftigkeit, vorsichtige Niedrigkeit, Streberei und Kriecherei vertrauensvoll schätzten, sobald sie sich eines Hebels der Mechanisierung mit einigem Erfolg bemächtigten; daß wir als unabänderliche Notwendigkeit es hinnahmen, daß diese Teufelskräfte das größere Maß irdischen Ansehens und Anspruchs verschlangen. Daß wir uns nicht schämten, edle Naturen vergehen zu sehen, weil sie in der Wahllosigkeit der Kampfmittel nicht standhielten. Daß wir nicht einmal die äußeren Zeichen zu erkennen vermochten, die sich beim ersten Blick, beim ersten Wort offenbaren, obwohl die Zahl der Sehenden, Erkennenden schon ausreichte, um eine Menschenkunde zu begründen, die, in Schulen und Lehrsälen verbreitet, der Jugend Augen und Ohren hätte öffnen können. Statt dessen halten wir uns an schattenhafte Züge theoretischer Moralsysteme ver-

schiedenartigster Herkunft und Orientierung, die einander derartig widersprechen und sich wechselseitig aufheben, daß vollkommene Gleichgültigkeit entsteht, und schließlich alle Schätzung mit der übrigbleibenden gemeinen Minimalforderung der sogenannten Anständigkeit sich zufrieden gibt. Ein anständiger Mensch im Sinne der europäischen Restmoral aber ist einer, der seine dringendsten Schulden bezahlt, sich über Lügen nicht ertappen läßt, kein öffentliches Ärgernis gibt, in Geschäften das Strafbuch achtet, sich an öffentlichen Kollekten beteiligt, Satisfaktion gibt, gute Kleider trägt, mittlere Schulkenntnisse besitzt und die gleichen Eigenschaften bei seinem ehelichen Vater nachweisen kann. Diese Gaben berechtigen heute, 1915, in allen zivilisierten Ländern, soweit das bürgerliche Sittenempfinden in Betracht kommt, zu jedem Ansehen, zu jedem wirtschaftlichen Anspruch, zu jeder menschlichen Verantwortung, und sobald irgendeine ausgesprochen nützliche Anlage oder Kenntnis hinzutritt, zu jeder Machtstellung.

Besteht Übereinstimmung, daß alle Wirtschafts- und Gesellschaftskunde nichts ist als angewandte Ethik; daß Staat, Wirtschaft und Gesellschaft des Unterganges wert sind, wenn sie nichts andres bedeuten als Gleichgewichtszustände gezügelter Interessen, bewaffnete und unbewaffnete Produktions- und Konsumgenossenschaften; daß nur der seelische Lebensinhalt des Daseins würdig ist; daß er sich selbst Form und Kleid schafft in Dingen und Einrichtungen, die zur Leiche werden, wenn der Hauch entflieht: ist dies ausgemacht, so bleibt uns die Aufgabe, den Wechselwirkungen zwischen Bett und Bach, zwischen schaffendem Willen und

geschaffener Satzung nachzuspüren. Wir sind mit der Beschreibung der Institutionen vorausgeeilt, die wir im „Weg der Wirtschaft“ aus allgemeinem Gesetz entwickelt haben; wir sollen die Wandlungen des Bewußtseins betrachten, die den Gang der Einrichtungen begleiten, ihm voraufgehen, ihm folgen müssen. Eine kurze Bemerkung hat uns die Verworrenheit des metaphysischen und sittlichen Bewußtseins, den Mangel an Kunde und Wertung des Menschen enthüllt; die Forderungen, die hieraus entspringen, müssen erfüllt, die Erfüllungen in das Bild des Künftigen verwoben werden.

Entäußerung haben wir als den Leitstrahl der sozialen Sittlichung erkannt; Lossagung vom Dienst des Überflüssigen, von den Dingen als Machtquelle, vom Eigennutz des Familienstammes; Hinstreben zum Wesentlichen des äußeren Lebens, zur Solidarität, zur Hingabe an die Gemeinschaft, Verwerfung des ungerechten und unsittlichen Anspruchs, Übergang der Verantwortung an geistige und sittliche Mächte.

Ist dies der sichtbare Weg, so liegt uns ob, den unsichtbaren zu beschreiben, den Kurvenlauf der menschlichen Gesinnung aufzuweisen, auf dem die äußere Bewegung abrollt. Wir wissen, daß das heutige Bewußtsein dieser Kinetik widersteht; der Mechanismus des äußeren Lebens würde sich klemmen und pressen, ja zertrümmern, wenn er durch Zwang vorschnell und unbereitet in neue Rhythmen gedrängt würde. Erkenntnis ist das erste; ihr folgt langsam und unaufhaltsam die Formung der Gesinnung; nun gerät das starre System in Fluß, es sucht das neue Gleichgewicht, und schon sind höhere Forderungen und Probleme entstanden, die abermals nach Erkennung ringen.

Die geistigen Motoren haben wir zu prüfen, die das heutige Getriebe erhalten und dem künftigen entgegenwirken; ihre Verflüchtigung und Beseelung wird dem Ausblick ermeßbar sein. Von Trägheit, Sinnlichkeit, Leidenschaft, Eitelkeit, Herrschsucht ist zu handeln und von ihren bändigenden Gegenkräften; kann nur ein neues soziales Sittenbewußtsein das neue Gleichgewicht errichten, so werden wir die Nichtigkeit der Theoreme bestätigt finden, die Frieden und Gerechtigkeit von Einrichtungen erhoffen und vermeinen, die Widersprüche, die Auflehnungen der menschlichen Natur durch Gewalt zu brechen oder durch Redensarten hinwegzutäuschen.

Gewaltige Forderungen an unsre Wandlungsfähigkeit werden hier erhoben; der Wahn, daß sie durch rasche Anpassung, durch eilige Vorbilder, selbst durch Martyrien Einzelner vorschnell gereift werden könnten, findet hier keinen Platz, denn die Straße der Erkenntnis ist nicht durch Feldwege zu kürzen. Hingegen handelt es sich nicht um ferne Dämmerungsgesichte; der Lauf der letzten beiden Jahrhunderte hat größere Bewußtseinswandlungen gebracht, als die wir fordern. Aus leibeigenen Volksschichten, die den Rocksaum küßten und die Peitsche fürchteten, sind zur Hälfte Menschen bürgerlichen Bewußtseins, zur Hälfte organisierte Gegenkämpfer geworden. Wie vormals in dreißig Jahren aus festem Bürger- und Bauerntum ein verwahrloster Stand der Armut und Knechtung entstand, so sind in dreißig Jahrzehnten den zerfallenen Hütten und verblühten Städten die Geister unsrer Denker und Forscher, Dichter und Führer entsprossen. In wenigen Menschenaltern aus dem

Boden gestampft, hat sich in Preußen das Standesbewußtsein der Beamten und Offiziere erhoben; ein sittliches Bewußtsein ohne Vorbild, von großartigerer Einseitigkeit und Entsagung als irgendeine der Forderungen, die wir stellen. Im kurzen Laufe einer Kriegsperiode hat der Spartanergeist des bewaffneten Volkes mit allen seinen Werten der Hingebung, des Opfermutes, des Ehrgefühls sich über unser Land ergossen; eine größere Erhebung, als wir an neuer Wandlung vorhersagen.

So unabänderlich die tiefsten Regungen der Herzen, Liebe und Haß, Freude und Leid, Leidenschaft und Erkenntnis uns erscheinen, so wandelbar sind die Wertungen und Meinungen, die Auswahl der bändigenden und treibenden Kräfte, die Überzeugungen. Aus dieser kreisenden Bewegung aber lösen sich leise die langatmenden Abwandlungen, die von der Tierheit zur Menschheit, von der Menschheit zur Gottheit führen. Was wir erwarten, ist im Vergleich nur eine jener leichten Umgestaltungen des Wertens und Wollens, des Zurückdrängens und Emportragens, wie die beiden Jahrtausende deutscher Geschichte sie zehnfach aufweisen.

Wenn Deutschland nicht der Ort ist, wo alle Pragmatik als Willensübersetzung transzendent ethischer Wertung und nur als diese betrachtet werden muß, so haben wir uns über die deutsche Sendung getäuscht. Glauben wir an Pflicht und Recht zum Absoluten, so ist Kepler am Werk: Die menschlichen Triebe und Neigungen verharren nicht mehr unbewegt und unantastbar im Zentrum der pragmatischen Bewegung, sondern der Drehpunkt ist in die Sonne der Transzendenz verlegt,

und urnotwendiger Bewegung müssen Erde und Planeten folgen.

Nicht Eigenwille unsrer Eitelkeiten bestimmt den Gang der Welt; Erkenntnis schreitet voraus, Einrichtung hinterdrein, und zwischen beiden tut die Menschheit ihren schwersten Gang zum Opfer und zur Freiheit.

So haben wir nun zu ermitteln, welche Wandlung des sittlichen Gesamtbewußtseins als voraufgehende und gleichlaufende, als mitreißende und mitgerissene Strömung uns bevorsteht. Das wirtschaftliche Opfer, das zu erbringende, ist uns bekannt: Verzicht auf eine Reihe käuflicher Genüsse, Verzicht auf einen erheblichen Teil des erarbeiteten oder ersessenen Ertrages, Verzicht auf jede Laufbahn, die in leichtem Dienst, mit leichtem Gepäck an Geist und Charakter zum Ziele führt, Verzicht auf dauerndes wirtschaftliches Vorrecht gesicherter Familienstellung.

Diesen vier Grundforderungen der Wirtschaft entsprechen zum Teil gesonderte, zum Teil gemeinsame hemmende und treibende Motoren. Sinnlichkeit, Ehrgeiz, Sammelsinn wirken vorwiegend der ersten und zweiten entgegen, Ehrgeiz und Familienstolz der dritten und vierten, mangelnde Menschenkenntnis und Wertung der dritten, mangelndes Staats- und Gemeinschaftsempfinden allen vieren.

Von Sinnlichkeit, Bequemlichkeit und Trägheit wollen wir nicht ausführlich handeln. Nicht daß wir diese treibenden und beharrenden Motoren als unveränderliche einschätzen; doch ist ihr Wesen dem physischen so viel näher verwandt, daß die Einwirkung der Erkenntnis sie nur mittelbar trifft.

Um so durchdringender haben wir die Familie der Machtmotoren zu betrachten, der eigentlich bösen Mächte im menschlichen Herzen.

Die guten Mächte sagen: Ich will schaffen und sein; die bösen sagen: Ich will haben und scheinen. Was willst du haben? Zunächst, was genügt. Was Not lindert, Sinnlichkeit stillt, Arbeit kürzt, Freiheit stärkt. Soweit gut. Sind Sinn und Trägheit nicht zügellos, ist die Freiheit dem innern Gleichgewicht verwandt, so bedeutet es nicht viel. Die Welt könnte zwei Dritteile ihrer Mühen sparen, wenn dieses Los allen genügte.

Was willst du weiter? Was sicherstellt. Was auf möglichst lange, auf absehbare Zeiten mir und den Meinen den Genuß dieser ersten Güter verbürgt. Warum das? Weil ich um die Zukunft sorge und — fürchte.

Mag eine Vorsicht um Alter und Krankheit klug sein, solange die Unzulänglichkeit unsrer Sitten die Siechen und Greisen schmachvoll preisgibt. Die Vorsicht abzugelten wäre unsrer reichen Zeit ein leichtes. Doch hier trifft uns zum erstenmal ein Hauch des Abgrundes: die Furcht, die Quelle alles Bösen und Schlechten, der Urzeitfluch, das Tierheitserbe, das Scheidungsmal alles unedlen und edlen Blutes.

Du hast Auskommen und Sicherung; was willst du weiter? Das, was den andern fehlt. Was Eindruck macht, was Neid erweckt, was Ansehen gibt, was Macht spendet. Warum das? Ich weiß es nicht.

Du sprichst wahr: du weißt es nicht. Denn alles, was du an Worten aufbringen könntest: Ehrgeiz, Sammeltrieb, Herrschsucht, Wille zur Macht, ist Umschreibung des gleichen, des Rätsels. Dies

Dunkelste der Menschennatur ist, so gemein, so tief eingeboren, so unergründlich, daß wir es nicht mehr für problematisch, sondern für selbstverständlich halten.

Verwirren wir nicht die eitle Neigung des Ehrgeizes, der Herrschsucht, der Neidfreude und Scheinsucht mit der berufenen Willenskraft zum Schaffen und Ordnen, die herrscht, indem sie dient, dient, indem sie waltet; mit der organischen Kraft der Verantwortung, die in der Führung Ruhe findet, und doch nur soweit, als auch sie einem höheren Gesetz und Wesen sich beugen darf; mit der Opfergewalt, die sich verschenkt und neigungslos Tribut empfängt, nicht zu genießen, sondern unberührte Spende im Kreislauf notwendiger Ordnung fortzureichen. Nennen wir diese schaffende Kraft Verantwortung, die eitle, nach Herrschaftszeichen und nach deren Scheine langende dagegen, um den doppelsinnigen Namen des Ehrgeizes nicht einseitig zu belasten, Machtgier, so lautet die Frage: Wie konnte die Leidenschaft der Machtgier entstehen und die Welt derart unterjochen, daß in ihrem Namen die Knechtschaft erwuchs?

Der Kenner der Völker und Rassen und Erblichkeiten möge uns darlegen, wie diese Leidenschaft nur bei furchthaften Menschen und Stämmen möglich ist, weil diese dem Druck der Unterwerfer nur die eine Hoffnung entgegensetzen können, das Blatt zu wenden und den Fuß auf den Nacken des Bedrückers zu setzen; wie sich noch heute bei gequälten Kindern von einiger Begabung unbändiger Ehrgeiz entwickelt. Sie mögen Erinnerungen alter Sklavenbitterkeit, ja selbst geschlechtlicher Unterlegenheiten für die psychotische Erscheinung haft-

bar machen und nicht übersehen, daß seltsame Zusammenhänge zwischen Machtgier und schwacher Männlichkeit zu finden sind. Sie mögen erörtern, wie das Aufkommen und Durchwachsen der europäischen Unterschichten die furchthaften Eigenschaften ans Licht gebracht und das Gewebe der historischen Menschheit durchtränkt hat.

Dem Kenner der Gesellschaft möge gesagt sein: daß die Welterscheinung, die wir von außen betrachtend Mechanisierung nennen, einen inneren Gefühlston, ein Zeit- und Weltgefühl auswirken mußte, so einseitig, hart und irrig, wie die Bewegung selbst. Den Fliegenden und Schwimmenden erfüllt ein Gefühl des Schwebens und Strömens, den Wandernden ein Gefühl des ruhigen Eilens; der Gefühlston der Mechanisierung ist Machtgier; mit ihren Ausstrahlungen der Neugier, Wißgier, Geldgier, Kritiklust, Zweifels- und Verkleinerungssucht.

Uns genügt es festzustellen, daß wir in Machtgier die pragmatische Verneinung aller Transzendenz zu sehen haben. Wer in dem Schein, den wir Wirklichkeit zu nennen pflegen, den Inbegriff alles Seins erblickt, der kann ein vermessenes Glück erträumen, das dieses Wunderspiel von Farben, Tönen und Reizen unterwirft, um es zu besitzen und zu beherrschen; so wie ein Kind den Stern und Schmetterling in seine tastenden und zerstörenden Hände begehrt. Wer aber das Dasein über der Erscheinung bekennt, der kann sich nicht an ein tötendes Spiel verlieren; er fühlt, daß Besitz vernichtet, wenn er andres ist und will als Pflicht und Pflege, daß Macht verderbt, wenn sie andres ist und will als Verantwortung; er weiß, daß seine heiligsten Kräfte der Wollust eines Traums nicht verfallen dürfen, daß

ein Nichtseiender ist, wer den Dienst der Welt verleugnet und den Dienst der Überwelt verschmäht.

Anderwärts ist dargetan, daß nicht sittliches Handeln besteht, sondern sittlicher Zustand. Der Willensschwerpunkt im Seelischen, die Geistesbeharrung im Transzendenten, die Richtung zum Gotthaften ist Sittlichkeit und Seligkeit zugleich, und innerhalb dieses Bestehens und Beharrens ist die Handlung nicht mehr wägbar; urteilspendend bleibt allein die Bona Voluntas der Gesinnung.

Herrschsucht, am Maße der Gesinnung gemessen, sagt aus, es sei recht, wenn ein Mensch sich eindrängt in die Ordnung der Schöpfung, um zu beschatten, was er nicht schöpfen und schützen kann; es sei recht, Menschen und Dinge zu Zweckmitteln herabzuwürdigen, den Anspruch an Lebensraum nach Leidenschaft zu bestimmen, Gottesvormundschaft über Mündige zu verlangen. Neidfreude sagt aus, sie habe im Mitmenschen den Todeskeim ungesättigter Erdenwünsche, ungetrösteter Blindheit am Ewigen, zehrenden Neidhasses, erblickt. Sie wolle dies Siechtum reizen und steigern, bis ein Ausbruch der Verbitterung oder der Unterwürfigkeit die Würde des Gottesbildes zerstört und der feindseligen Macht huldigt. An der Schwäche des Menschen und ihrer Ausbeutung zur Vernichtung der Seele sei ihr gelegen. Sie hat sich ihr Urteil gesprochen und steht neben ihrer Schwester, der Schadenfreude, im satanischen Abgrund.

Die furchtbarste Irrealität, selbst unter dem kahlen Licht der Tageswirklichkeit betrachtet, gibt Zeugnis von der Antinomie des Kräftepaares Besitz und Macht.

Abgesehen von leiblicher Bequemlichkeit und

sinnlicher Sättigung: Was ist Besitz? Verzeichnis von Sachen, die man ungestraft bewegen, absperren, zerstören oder gegen andre Sachen vertauschen darf, die wiederum bewegt, abgesperrt und zerstört werden können. Ein totes Leben gewinnen diese Sachen, die der Besitzer nur dann kennt und einigermaßen besitzt, wenn sie wenig zahlreich sind, nur dann, wenn sie im Sinne jener Leidenschaften auf andre wirken; ein lebendiges Leben gewinnen sie, wenn sie schaffend, ordnend, waltend, verantwortungsvoll gehandhabt werden. Aber dann verlieren sie die Eigenschaft des Besitztums; sie werden anvertrautes Gut; sie sind des Schaffenden und brauchen ihm nicht zu gehören, sie gehören dem Eigentümer und sind nicht seine Sache. Der Begriff des Eigentums wird unerheblich; dem Förster gehört der Wald, nicht der Kommune; dem Wanderer die Landschaft, nicht dem Grundeigner; dem Kunstfreund die Galerie, nicht dem Fiskus. Des Bildners ist ewig das Werk, nicht des Käufers.

Macht! Vergessen wir den Vorzug einiger bequemerer Eingänge, die Befriedigung, aus einigen gleichgültigen Kreisen nicht ausgeschlossen zu sein; so bleiben schändliche Formen und Formeln der Menschen, die gezwungen oder selbsterniedrigend dem Mächtigen huldigen; zumeist weil sie etwas wollen, das sie nicht schaffen können. Wem jubelt die Menge zu, wenn ein Triumphator einzieht? Einer menschlichen Hülle zu Pferd oder Wagen, die sich neigt; der Mensch sitzt träumend, an sein Ohr schlägt eine Welle, die einer Form und Vorstellung gilt, von der er nichts weiß. Mund und Ohr bleiben sich ewig fremd, und am Abend, bevor er entschlummert, ist er mit seinem Gott so allein

wie der letzte seines Gefolges. Aus der Fremdheit der Macht entreißt nur Liebe; doch wehe dem Mächtigen, wenn er die Beteuerungen derer, die wollen, für Liebe hält; tief verachtet fühlt auch er sich zum Mittel erniedrigt und spendet mit verstelltem Glauben, um nicht zu beschämen. Von jener Irrealität schweigen wir, die dem Machtbewußten zu spät die Relativität der Mächte offenbart und, je höher er steigt, desto mehr ihn zugleich vom Obern und Untern abhängig macht, so daß zuletzt der Tyrann nur noch dem Pöbel gehorcht, dem er entstiegen ist. Im Steigen aber war er doppelt geächtet: verhaßt jenen, über die er wegstieg, verachtet jenen, welchen er zustrebte.

Es bleibt, wie vom Besitz, so von der Macht nur das verantwortende Schaffen, und wiederum bedarf dieses der Macht nicht, es setzt sie als unbegehrte Wirkung; es nimmt ihr alle die Formen, die den Machtlüsternen beglücken, mit denen allein er sich begnügen möchte, und läßt nur die Sorgen, Schmerzen und Mühen, die jener verschmäht. An die Stelle des Machtbereichs tritt der Wirkungskreis, an die Stelle der Herrschaft die Verantwortung, an die Stelle des Rausches die Sorge: wo Macht sich erfüllt, da hebt sie sich auf.

Gegenstandslos sind die Leidenschaften der Machtgier und Habsucht; so sind sie auch erfolglos. Der begrifflichen Irrealität entspricht die praktische.

Solange die brutalste Unkenntnis vom Menschentum die Zivilisation noch beherrscht, kann und wird es geschehen, daß Menschen, die *speciem reprobationis*, das Zeichen der Verworfenheit, jedem reinen Auge erkennbar, an Stirn und Antlitz, an Haupt und Gliedern tragen, daß Menschen, deren

Tracht und Wort, Bewegen und Benehmen dem ersten Blick Gemeinheit und seelischen Tod verrät, alle Wege der Achtung und des Vertrauens offen finden, während Edle, denen es zum Leben nur an Schlangenklugheit fehlt, verhöhnt und verachtet, bestraft und entehrt zugrunde gehen. Solange diese Pöbelblindheit die Augen umfängt, die von nun an weichen soll, solange wird der Gierige mit angeborenen Mitteln der Schamlosigkeit, der Lüge, List, Aufdringlichkeit, Beschwatzung, Bettelhaftigkeit und schmutzigen Betriebsamkeit seine Wege bahnen und, wenn er ankommt, als Vorbild der Klugheit, Erfindsamkeit und Tatkraft mit Ehren empfangen werden. Doch selbst in der hemmungslosen Mechanisierung, im ungezügelten Kräftespiel der Zeit kann er nicht weiter dringen; zum objektiven Schaffen kann er nicht gelangen, der Welt nicht dienen. Sein Besitz kann wachsen und seine Macht sich mehren; doch das, was er letztlich begehrt, die Notwendigkeit seines Daseins, das wird ihm nicht zuteil. So schädlich der Raub des Raumes, den er beansprucht, die Verderbnis des Wandels, die er einimpft, so nötig die Pflicht der Abwehr gegen sein Wesen und Wirken: die letzte und verantwortliche Macht bedarf gegen ihn keines Schutzes, denn sie gehört dem Dienenden und Treuen, sie gehört der Kraft der Entäußerung und der schaffenden Gewalt der Phantasie.

Ist es nun verwegen zu behaupten und zu verlangen, daß diese Hauptmotoren der mechanistischen Weltbewegung, die Leidenschaft der Macht und des Besitzes, sterblich, ja trotz der Feuerkraft ihrer Mittagshöhe sterbend sind? Ist es nicht trostlos vermessener, zu glauben, daß den Lügenmächten,

die wir als himmelsfeindlich, tief versündet, als irreal und wirkungslos erkennen, vergönnt sein soll, auf immerdar ein Menschenvolk zu betören und zu knechten, das ihre Leerheit durchschaut? Wenn wir nicht glauben dürfen, daß Erkenntnis und sittlicher Wille erworbenes Laster lösen und ererbtes Sklavenmal tilgen kann, so bleibt dem Sittenträumer nur die Wahl, sich still und hastig aus der Welt zu retten. Nun wird mancher kommen und sagen: Wie soll eine altgewordene Menschheit sich ändern? Haben wir je das Opfer einer Leidenschaft gesehen?

Ihm sei erwidert: Wir haben Größeres erlebt. Wir haben manchen Sturz und Umsturz von Gut und Böse erlebt; wir haben Menschenopfer und Greisenmord und Aussetzung und Blutschande und Götzendienst und Blutrache und allerhand Unzucht gehen und kommen sehen. Zu jeder Zeit schlummert jede Leidenschaft, Sünde und Tollheit im Menschen; jede ist zu wecken und jede zu bändigen. Gebändigt wird sie vom einzelnen; wenn er nieder ist, durch Furcht; wenn er edel ist, durch seelisches Dasein; gebändigt wird sie von der Gesamtheit durch das Gewissen der Sitte. Deshalb sei es immer wieder gesagt: Daß unsrer Zeit die Richtkraft mangelt, daß sie aus sterbenden Erinnerungen der Zeiten sich ein überzeugungsloses Gewissen flickt, das ist ihr tödliches Übel; und neue Weltanschauung ist berufen, den zu ordnenden, gleichzurichtenden Kräften die tausendfältige Spannung zu entlocken. Ist in diesen Tagen jeder, der Opfer der Liebe und des Lebens bringt, im Innersten und von Natur ein Held und ein Liebender? Ist er es nicht, so lernt er es sein und dankt seine Lehre der Gleichrichtung einer Gesamtheit, die noch die Stärke hat, in

schweren Augenblicken Opfer zu befehlen. Was nicht freier Wille schafft, das schafft Erkenntnis, die zum allgemeinen Wertungsurteil sich erbreitet. Das Gesamtgewissen, das heute nur Lug und Feigheit verachtet, wird morgen Machtgier und Habsucht, Genußsucht und Eitelkeit, Neidfreude und Niedrigkeit verdammen; nicht alsobald wird jeder einzelne von diesen Lastern lassen, doch ihre Herrschaft ist gebrochen; was heute erhoben stolziert, fristet morgen ein verängstetes Leben; die Welt ist befreit, und ihre Freiheit wirkt bildend und schaffend in jeder Seele.

Die Welt ist wahrhaft frei, denn alle Bitterkeit des Kampfes ist ihr genommen. Vergessen wir nicht: Der Kampf ums Leben ist es nicht, der das Leben vergiftet, sondern der Kampf ums Überflüssige, der Kampf ums Nichts.

Dämpfen wir die beiden überhitzten Motore falscher Freuden, so ist ein jedes Glied des verkrampften Menschheitsleibes entspannt. Es endet der Blutglaube zum Gelde, daß jeder seinen Besitz und Erwerb verteidigt und verheimlicht als ein Heiligtum seines Lebens. Luft und Wasser sind unentbehrlicher und dennoch frei, gern gegönnt und gern gespendet, weil niemand leidenschaftlich fürchtet, an diesen Elementen zu verarmen, niemand Narr genug ist, sie zu sammeln, und niemand die geringe Mühe achtet, sie zu schöpfen. Der Blutglaube will, daß wir dankbar einen Trunk empfangen und entrüstet eine Münze verschmähen, die nicht erkauft ist. Schöpfen wir unsern Lebensunterhalt leidenschaftslos und maßvoll, wie man reines Wasser schöpft, das nicht von Pestkranken umlagert ist, so sinkt der Blutglaube dahin.

Das Schöpfen aber wird leicht und frei, wenn nicht mehr eigene Gier das Überflüssige verlangt und fremde Gier alle Quellen leertrinkt, weil sie ein Dritteil der Weltarbeit in Kram und Tand vergeuden muß. Mit Entsetzen durchschreitet ein denkender Mensch die Straßen und erblickt die Kaufläden, Magazine, Warenläger und Arbeitshöfe. Schauderhaft häßlich, gemeinen Lüsten dienend, läppisch und schädlich, nichtig und hinfällig ist das meiste, das sorgsam gespeichert, glänzend hingestellt und teuer feilgeboten wird. Ist es wahr und möglich, daß Millionen frönen, um diese Dinge zu machen, zu transportieren, zu verkaufen, die Werkzeuge und Rohstoffe zu schaffen und zu sammeln, damit sie gemacht werden können; daß Millionen abermals frönen, um die Greuel erwerben zu dürfen, und Millionen sie hoffnungslos begehren und entbehren? Es gehört Kraft dazu, um an eine Menschheit zu glauben, die von solchen Dingen und für solche Dinge lebt. Was tut sie damit? Sie speichert sie in ihren Häusern, verzehrt sie im Übermaß, hängt sie um ihre Leiber, steckt sie in Haare, Ohren und Taschen, läßt sie in Althandlungen, Auktionslokalen, Leihhäusern einen zweiten und dritten Kreislauf beginnen, und schafft zuletzt nach Afrika, was nicht im Abfallhaufen oder Schmelzofen sein Ende und seine Erneuerung gefunden hat. Was bezweckt eine zivilisierte Menschheit mit diesem Unfug des Warenhungers, der Gier nach käuflichen Substanzen? Ein wenig Bequemlichkeit und Sinnenreiz. Dann aber, und vor allem: Schein und abermals Schein. Es soll nach etwas aussehen. Man hat irgendwo ein prächtiges Ding gesehen und möchte das gleiche haben; wo nicht das gleiche, so doch ein

scheinbar ähnliches. Es soll Eindruck gemacht werden; die andern sollen staunen und beneiden. Man möchte etwas reicher scheinen, als man ist, weil nach der entsetzlichen Vorstellung der Zeit Reichtum Ehre bringt.

Dieser Hang zum Narrenstand und zur Sklavenfreude kann nicht ewig sein. Er ist es nicht. Wäre er ewig, so schwände jede Hoffnung, ein stolzes und würdiges Menschenvolk erwachsen zu sehen. Er ist es nicht; die Einsicht in die Nichtigkeit käuflicher unreiner Freuden und die Erkennntis ihrer radikalen Schändlichkeit und Schlechtheit muß nur in wenigen tausend Gewissen erwacht sein, und die Teufelsblume zerblättert. Freude am unbegehrten Schönen bricht hervor, Natur und reine Kunst, Kraft und Herrlichkeit des menschlichen Leibes, Ehre des Geistes und Anbetung des Göttlichen werden zur Wahrheit; Spuk und Wust, die uns vor unsern Enkeln schänden, fliehen nach dunklen Kontinenten, wo sie bis zur letzten Erlösung ihr Dasein fristen mögen.

Zögernd stellen wir dieser Zuversicht eine Anmerkung entgegen, die nicht entkräften darf und dennoch ein zeitliches Bedenken ernst erwägen soll: sie betrifft die Frauen.

In andern Schriften habe ich geschildert, wie von Grund auf Mechanisierung das Leben der Frauen durchwühlt hat. Vor hundert Jahren sind die häuslichen Hantierungen der bürgerlichen Frau erloschen. Die Berufsteilung übernahm die Sorge für Gespinst und Gewebe, für Kleidung, Licht, Feuer und Nahrung; Garten und Hof gingen ein, es verblieb Haushalt, Erziehung und Küche. Der wachsende Wohlstand schuf die bürgerliche Dame,

an die Stelle der Arbeit trat Bildung. Es entstanden in gehobenen Kreisen die Anfänge der Geselligkeit; nachbarliche Gassengespräche und Volksfeste verdrängte in Häusern, deren Wohnstube sich öffnete, gesellschaftlicher Besuch und Verkehr. Von der Wohnung trennte sich die Werkstatt, von der Heimstätte löste sich der Geschäftsraum; die Arbeitszeit dehnte sich aus, der Geschäftsmann, Beamte, Gelehrte verließ tagsüber das Haus, der Hausstand war aus dem Rahmen immerwährender Gemeinschaft gesprengt.

Nun war ein äußerer und innerer Bezirk geschaffen; den äußern, des Berufs und Erwerbs, verwaltete der Mann, den innern, der Ordnung und Erhaltung, übernahm die Frau. Sie wurde Herrin der Häuslichkeit, Verwalterin, und wie es die Geldwirtschaft forderte, Käuferin. Der Mann erwarb, die Frau gab aus. Ab und zu war vor Zeiten ein Küchengericht, selten ein Kleidstück, kaum je ein Hausgerät von der Frau erstanden worden; Handwerker, gar Bauleute hatten mit dem Mann zu tun. Heute ist die Frau fast alleinige und unaufhörliche Käuferin; sie füllt Kaufhäuser, Straßen und Verkehrsmittel der Städte, sie bestellt und verrechnet, sie stattet aus, richtet ein und baut.

Der furchtbare Verfall der gewerblichen Künste seit achtzig Jahren, den das ernsteste Bestreben nicht aufzuhalten vermag, fällt weit weniger der Maschine als der kaufenden Frau zur Schuld. Denn ihr fehlt der Blick fürs Handwerkliche, fürs Tüchtige, Brauchbare und Echte, vor allem für Maß und Kunst; es fehlt ihr auch die Festigkeit des Willens zum Notwendigen, die Unabänderlichkeit des Entschlusses; sie unterliegt dem Reiz, der flüchtigen

Ähnlichkeit mit Gediegenem, der Gelegenheit, dem glänzenden Schein, der trügerischen Rechnung, dem Geschwätz des Verkäufers. Jede schändliche Gepflogenheit des Kleinverkaufs entstammt dem Verkehr mit Käuferinnen; was den Mann entrüstet, den ein Mißgeschick in diesen und jenen Kaufladen verschlägt, das ist zumeist gewohnte Spekulation auf weibliche Käuferschwächen. Nur im Vorübergehen sei gestreift, was an andern Stellen erläutert wurde: daß Kunst und Kunstrichtertum den gleichen Weg des Verderbens beschreiten mußten, seitdem der Mann des Berufs dem Ernst der Bildung zugunsten der Frau entsagte, seitdem die Hallen der Theater und Konzerte, der Kunstsammlungen und Vorträge der Frau gehören, seitdem sie die Leserin der Bücher und Besprechungen, Freundin der Künstler und Empfängerin ihrer Werke geworden ist. Die sterile Sentimentalität der nachromantischen Literatur war die erste Frucht des Damensalons, und vielleicht die unbewußte Erkenntnis dieses Zusammenhangs hat die beiden letzten freien Geister unsrer Zeit, Schopenhauer und Nietzsche, bewogen, sich gegen die Frauen zu wenden.

So ward die Frau der neuen Wirtschaft unvermittelt und gewaltsam im Lauf des Jahrhunderts in unerhörte Lagen versetzt: Hinausgetrieben aus dem häuslichen Abschluß, mit Bildung belastet, geselligem und rechnerischem Verkehr zugewiesen, mit der Pflicht äußerer Lebensgestaltung behaftet, vielfach in männliche Berufe geleitet, hat sie den gewaltigsten Forderungen standgehalten, die jemals unvorbereiteter menschlicher Natur zugemutet wurden; sie ist nicht erlegen und hat unser Jahrhundert zum mann-weiblichen gestaltet.

Bedenkliche Nebenwirkungen aber waren unvermeidlich. Rechenhaftigkeit, Kaufgewohnheit, Straßenverkehr, äußeres Auftreten, Selbstbestimmung haben die mütterliche Seite des Frauenwesens nicht vertieft. Dirnenhang, vormals vom Manne gebändigt, durfte sich entfalten. Es erhob sich eine der unerquicklichen Erscheinungen unsrer Zivilisation, das Luxusweib. Alte Repräsentationspflichten adliger Frauen waren im Erlöschen, weil die Schutzpflichten geendet hatten; diese entwerteten Tagewerke und Allüren boten die Vorlage des Zerrbildes. Die neu bereicherte Gesellschaft verlangte maßlose Geselligkeit, um sich im Reichtum zu üben und soziale Vorteile zu erschleichen; aus diesem gefährlichen und frechen Spiel wurde eine Art Pflicht, eine herzlose Unterhaltung, ein Geschäft und ein Leben. Sorge für üppige Wohnräume, Dienerschaft, Schmuck, Kleidung, Körperpflege, Tafelaufwand, vornehme Gäste füllten dieses Leben aus; vorteilhafte Liebschaften gaben ihm Erregungen; Pferde, Jagden, Reisen, herabgewürdigte Künste schafften Gesprächsstoff; kümmerliche Wohltätigkeiten, Hofbeziehungen und politische Kabalen sorgten für den Schein der Daseinsberechtigung; Erziehung und Haushalt wurden bezahlt, und neben der Beratung des Mannes in gemeinschaftlichen Interessen der Laufbahn beschränkten sich die Pflichten des Weibes darauf, zwei- oder dreimal in der Narkose zu gebären.

So verworfenes Frauenleben wurde an der Spitze der mechanischen Stufenleiter geduldet und verherrlicht; in den Tiefen Arbeitslast und schmerzliche Prostitution, im unteren Mittelstande rechnende Sorge, im oberen Kampf um Repräsentation,

Bildung und männliche Berufsarbeit. Diese Ausartungen mechanisierten Lebens haben das Wesen unsrer Frauen berührt. Sie haben Begehrlichkeit, Freude am Schein, Lust zu imponieren und Koketterie emporgetrieben, Dinge, die Deutschland vordem nur unter der Form harmloser und schnell gebändigter Weibernarrheit kannte. Die sittliche Folge dieser Laster ist schwer, die wirtschaftliche und soziale ist unermeßlich. Dem Neid der Nachbarin, dem lüsternen Blick des Straßengängers, der gutmütigen Nachgiebigkeit der Männer opfern wir die Tages- und Nachtarbeit von Millionen. Was wird im Einzelhandel feilgeboten? Neben Tabak und starken Getränken Dinge, die Frauen kaufen, überflüssige, häßliche, wacklige Geräte, die man haben will, weil ein andrer sie hat, weil sie modisch sind, weil man ähnliches von weitem, auf Bildern, bei anscheinend vornehmen Leuten gesehen hat und für unerschwinglich hielt, während es hier billig, verblüffend billig, wie der ekle Ausdruck sagt, angepriesen wird. Gewänder und Putz, mit handgreiflich unternehmender Sinnlichkeit aufgebauscht, tragbar, solange der dünne Tand und der Wille des Händlers es zuläßt. Namenlose Gegenstände, Artikel genannt, die man kauft, um zu kaufen, die man verschenkt, um sie los zu sein. Aller Kram nach dem Gesetz der Mode der periodischen Erkenntnis unterworfen, daß er wertlos und nichtsnutzig ist und somit nach dem gleichen Gesetz erneuert werden muß.

Dieses Spiel mochte geduldet werden, solange es als Privatangelegenheit eines törichten Haushaltes galt. Da wir erkannt haben, daß Warenhunger, Gier nach Käuflichem zu den fressenden Schäden

unsrer Wirtschaft gehört, ist dieses Laster und seine Stillung Staats- und Menschheitssache geworden.

Es wäre gegen die Würde der Frauen, wollten wir ihnen die Verantwortung für die Not der Zeit mit gefälligem Lächeln vorenthalten. Wir müssen ihnen sagen, daß das Hundertfache der Tränen, die sie durch stille Wohltat trocknen, an den harmlosen Nichtigkeiten haftet, die sie in Schachteln, Paketen und Gefährten in ihre Häuser schleppen lassen.

Die Schuld für jede Schlechtigkeit des Mannes trägt die Mutter, die Schuld für jedes Irren und Gleiten der Frau trägt der Liebende und Mann. Der Mutter entwächst der Knabe, sein frühes Irren ist nicht wiederbringlich; das Weib bleibt der Liebe bildsam, ihm wird das Reuetor des Himmels nie verschlossen. Erkenntnis, Welt und innere Stimme bleiben dem Mann vernehmlich und wälzen ihm die Verantwortung zu, seine Schuld ist die höhere. Gegen den Mann darf das irrende Weib Klage führen, und die fruchtbare entwurzelte Wirrnis der weiblichen Suchung ist die härteste Klage.

Durch die Mechanisierung des Lebens hat der Mann die Gefährtin aus der schützenden Hausstatt gerissen, in Welt und Wirtschaft getrieben, ihr den Schlüssel entwunden und den Geldbeutel in die Hand gedrückt; er hat ihr die Wahl gelassen zwischen Rechnerei, Koketterie, äußerer Arbeit und vereinsamtem Leben. Nicht der Haustyrann, der Egoist und Fronherr hat die schlimmste Sünde begangen, sondern der Müßiggänger und Verweibte, der sie zum flachen Spiel, zum Sachenglück, zur Vergnügungsgier verführte, den haltlosen Mädchen-

sinn, der in jedem Weibe schlummert, erweckte und zum Dirnensinn verkehrte, um die Seele zu töten. Er trägt die Schuld, daß negerhafte Urgelüste, durch Jahrtausende gebändigt, im Frauenleben unsrer Zeit emporgestiegen sind, deren Schande und Not die Enkel entsetzen wird.

Wir haben den Frauen zu danken, daß ihr verängstetes Suchen eine Bewegung verbreitet, die nur im Ziele irrt. Uns liegt es ob, dies Ziel zu entschleiern, das nicht in äußerer Herrschaft begründet ist; nicht Rückkehr zum verödeten Hof und Garten, zum veralteten Rocken und Webstuhl dürfen wir erzwingen, auch nicht ödes Fortschreiten zu Kanzeln und Tribunalen. Wandlung zu hoher Menschlichkeit ist das erste Ziel, Verachtung käuflichen Glücks, albernen Schmucks und schnöden Müßiggangs; Verantwortung für inneres Glück und Ordnung des allmenschlichen Hausstandes das letzte. Je entschiedener Wohlfahrt und Erziehung, Pflege und Lebensschmuck zu Sorgen der Gemeinschaft, zu Verantwortungen der Gesellschaft werden, desto reiner und bedeutender werden die neuen Pflichten des Weibes; und wenn der Inhalt dieser Pflichten frauenhaft und in höchstem Sinn natürlich bleibt, so dürfen wir vor den Formen, mögen sie auch der Mittel der Organisation, des gedankenmäßigen Aufbaues, der Verkettung bedürfen, nicht erschrecken.

Den letzten der Motoren sollen wir nun betrachten, die den Schwung unsres mechanistischen Weltwesens treiben: den Eigenwillen des Familienstammes.

Auszuschalten ist die krankhaft unbewußte Irreführung, die vor sich selbst den rätselhaften Sammeltrieb mit der Fürsorge für Nachkommen zu erklären

und zu rechtfertigen sucht und dabei bis zum Tode den knapp gehaltenen Kindern das Erbe mißgönnt, am liebsten es den fremderen Enkeln überweist. Auszuschalten ist gleichermaßen die vielverbreitete postume Eitelkeit jener Geizigen, die vom Staunen der Testamentseröffner sich ein jenseitiges Labsal versprechen. Nur die echte und edle Form des Geschlechterstolzes, die Freude an der Erhaltung des klingenden Namens, die frohe Erinnerung an das Verdienst der Väter, die liebende Sorge um das Glück des Blutes ist unsrer Gegnerschaft würdig.

Die jahrtausendalte Zweischichtigkeit Europas liegt uns im Blut. Noch immer sind wir kein Volk, zur Not ein Staat. Ein echter, herrschender Adel, ein regierendes Patriziat aber muß geschlossen bleiben; seine Vermischung ist Untergang, seine Verarmung Ruin. Der sterbende Adel des 18. Jahrhunderts reckte sich noch einmal zu tiefster Verachtung des Bürgers und Leibeigenen auf, für die er die Namen Roture und Kanaille erfand. Nun wäre die Zeit gekommen, uns als Volk zu fühlen, und es gibt Augenblicke, wo das Gefühl der Gemeinschaft mächtig wird: Wenn wir unsre Heere schreiten und sterben sehen, so steigt die einende Liebe empor, und es blinkt der Traum des verschmelzenden Feuers: Traum; denn die gesonderten Völker einen sich nicht. Ein Adel, schroff im Reichtum, gemäßigt im Verfall, vielfach erneuert, verfälscht, mit werbenden Kasten verschwägert, zur Hälfte bürgerliche Namen tragend, zur Hälfte geschichtliche, dieser Adel regiert und teilt sich in kriegerische und staatliche Gewalten. Ein Stand der Reichen beherrscht die großen Gewerbe, übt heimlichen und offenen Einfluß, sucht Eindrang in den Adel der Verwaltung

und des Bodens, ergänzt sich [illegible] einseitige intellektuelle Auswahl aus den Resten des Mittelstandes und schützt sich gegen Abspaltung nach unten. Ein verblühender Mittelstand, dem der Boden des Handwerks verkümmert, die Scholle beengt ist, wehrt sich gegen den Abstieg ins Proletariat, folgt dem Zuge zur plutokratischen Beamtenleiter, wird zum Gefolge des reichen Standes und begnügt sich schließlich, innerhalb dieses Einzelstandes eine Art opponierenden Sonderproletariats zu bilden, das wehrlos bleibt, weil es die Grundlagen seines immerhin gehobenen Bürgerdaseins nicht anzugreifen wagt. Ein tief bewegtes, furchtbar schweigendes Proletariat ruht zu unterst, ein Volk für sich, ein dunkler See, aus dem zuweilen ein Blick und Schrei nach oben dringt; der Inbegriff der Schuld und Sünde mechanisierter Gesellschaft.

Diese vierfach gesonderte Macht nennen wir Volk. Es gab Verblendete, die leugneten, daß im Augenblick nationaler Gefahr die Gemeinschaft der Sprache, des Erlebens und des Landes vermögen würde, die Einheit des Wollens zu schweißen; es gibt Verblendete, die hoffen, Gemeinschaft des Opfers werde genügen, um zeitliche Entäußerung in dauernden Verzicht zu wandeln.

Die wir die demutsvolle Verantwortung des Herrschens, die stolze Freude des Dienstes als Wechselkräfte des Organischen verehren; wir haben die anonyme Dienstbarkeit erblichen Standes, die hoffnungslose Verurteilung eines Volkes zu ungeistiger Fron, die Entseelung seiner Wünsche und Freuden als dem Segenskreise des Natürlichen entwichen, als Übel und Unrecht erkannt. Der Wille zum Volke schließt den Willen zur Schichtung aus.

Wer den deutschen Menschen will, kann nicht den proletarisch gebundenen Deutschen wollen. Wir aber wissen, daß nur die ewig wechselnde Durchdringung, das stets erneute Wechselspiel von Leistung und Leitung das Volk schafft, daß Erblichkeit der Rechte und Pflichten, des Schicksals und Erlebens das Volk aufhebt und die Kaste bildet.

Der Gefühlston des Widerwillens zum Volke, des Willens zur namenlosen Unterwerfung und zur Knechtschaft der Ungeborenen, der Gefühlston der Lösung vom Bruderkreise ist der Eigennutz und Eigenwille des Familienstammes, die Selbstsucht des Hauses. Selbstsucht, sofern sie sich nicht begnügt mit der Überlieferung edlen Namens, mit dem Vorzug der Erziehung und der Gemeinschaft des Lebenskreises, sondern unvergängliche Sicherstellung der Begüterung und dauerndes Empfangen verlangt, indes die Übrigbleibenden fronen. Wer sich dieses Gesetzes bewußt bleibt, daß es kein erbliches Behagen gibt ohne erbliche Knechtschaft, daß die vielgestaltige menschliche Natur in gleichem Maße verkümmert, wenn sie geschlechterlang in Arbeitsfreiheit oder in Arbeitszwang mißbraucht wird, der wird im Eigenwillen des Stammes die radikale Sünde der menschlichen Gesellschaft spüren; er wird, wenn er auf der Neigung zum eigennützigen Abschluß beharrt, nicht mehr wagen, von der Einheit und Brüderlichkeit eines Volkes zu reden, sondern sich offen zur Verachtung eines vom Schicksal gezeichneten Pöbels bekennen und seinen Willen zur unabänderlichen Beherrschung dieses Schlages verkünden.

Als natürlich gegebener, sittlich gerechtfertigter Motor der Menschengesellschaft fällt hiermit der

Haus- und Stammeswille mit seinem Anspruch auf erbliche Güter und Rechte dahin, und die Welt wird frei, in jedem Zeitalter die Auswahl ihrer Geister und Kräfte zu erneuen. An die Stelle der leiblichen und stofflichen Erbschaft tritt die geistige, die heute schon die immateriellen Reiche beherrscht, an die Stelle der Kindschaft die Jüngerschaft, an die Stelle des Nepotismus die Erwählung. Überlieferte Sitte und Gesinnung wird Eigentum des Volkes, Erziehung Sache der Gemeinschaft; das adlige Volk in beherrschendem Dienst und dienender Herrschaft wird zum Träger seines Geschicks und zum Hüter seiner Auserwählten.

Damit dies Wort sich wahrhaft vollende, damit der wahre Adel des Volkes nicht verfälscht werde, damit die Verantwortung mit sittlicher und Geisteskraft in Wahrheit sich decke, damit nicht der falsche Verführer, der geschmeidige Sklave sich zur Herrschaft schleiche, bedarf es jener neuen Kraft, deren wir mehrmals gedachten, die heute heranbricht: der unbeirrbaren Kenntnis und Schätzung menschlicher Eigenschaften und Werte.

Denn dieser Gefahr müssen wir ins Auge blicken: Je beweglicher und selbstbestimmbarer die menschlichen Schicksale sich gestalten, je mehr die Bindungen des Herkommens und der Geburt ihre unabweisbare Richtkraft verlieren, desto freier wird der Kampfraum sittlicher und intellektueller Mächte, und mit dieser Freiheit wächst die Möglichkeit des Glücksrittertums, des intellektuellen Betrugs und der sittlichen Komödie. Schon die heutige plutokratische Ordnung ermutigt eine höchst unsittliche Auswahl des Erfolges; zumal eine Reihe mittlerer Lebensgebiete geben dem Lügner und Schwätzer,

dem Schlauen und Streber, dem Unsachlichen und Gierigen, dem Heuchler und Kriecher, dem Frechen und Betrüger unleugbaren Vorsprung vor sittlicher Arbeit und sachlicher Begabung. Schon heute besteht die Gefahr, daß die Wirtschaft dem Freibeuter, die öffentliche Meinung dem Advokaten unterliege, daß alle edlen und stillen Eigenschaften der Not und dem Tode verfallen.

Doch die Gegenkräfte erwachen. Tritt einer von den wenigen sehend Gewordenen in erlauchte Versammlungen geistiger und machttragender Größen, so erblickt und vernimmt er da und dort unerwartet und mit tiefstem Staunen aus Gestalten und Worten die unverhüllten Male, die unbewußten Selbstbezichtigungen, die dereinst zur Verbergung und zum Schweigen mahnen werden und die heute dem Träger wie der Menge unwahrnehmbar entgehen. Begegnen sich Menschen sehenden Blickes, so begreifen sie kaum, daß ihr klares Wissen und Schauen noch immer der Menge Geheimnis sein kann. Sie lächeln trauervoll, wenn gepriesene Größen mit dem ersten Worte ahnungsloser Selbstgewißheit ihre seelenlose Blöße spreizen, sie leuchten auf, wenn Blick und Ausruf des gemeinen Mannes ein tiefes, reines, würdevolles Herz enthüllt. Heute wird ein Mensch geächtet, weil von einem Vergehen der Unbesonnenheit ihm der Makel des Kerkers anhaftet oder weil Armut ihn zu niederer Arbeit zwingt; andre, die das Zeichen des Sklaven weithin sichtbar an Antlitz, Gliedern und im Herzen tragen, urteilen in purpurnen Talaren, segnen unter Baldachinen, lenken menschliche Geschicke und führen die Siegel der Macht.

Kommende Zeiten werden die Verachtung nicht

kennen, weil sie das Verbrechen gegen die Würde Gottes ist. Sie werden den zurückgebliebenen Menschen, der an Leib und Seele noch Sklave ist, nicht ächten und quälen, sondern in Liebe emporheben. Doch werden sie ihm von Jugend auf Verantwortungen entziehen, bis er geläutert sie tragen darf, sie werden ihm nicht eher vertrauen, als bis er sich zur Wahrheit aufgerungen hat, sie werden seinen Einfällen und Späßen, Entrüstungen und Ausreden, Schmeicheleien und Überredungen unerbittlich bleiben. Schon das kindliche Alter wird diese Gifte erkennen und fernhalten, klare Namen und Begriffe werden sie umschreiben. Berufsgattungen, die solcher Eigenschaften bedürfen, Lebensführungen, Trachten, Vergnügungen, die sie verraten, werden nicht mehr als ehrenhaft gelten; man wird die Arbeit eines Abtrittreinigers höher stellen als die eines Schwätzers und Schiebers, man wird krankhafte Verirrungen minder verpönen als Üppigkeit und Schaustellung, man wird Matrosenbordelle milder beurteilen als Stätten gemeiner Kunstverzerrung.

Welch gewaltige Richtkraft bewußter Volksüberzeugung innewohnt, das erkennt man in einem Lande, das uns nicht Vorbild ist, wo die einseitigen und unbeseelten Begriffe der Herrenwürde und der Stammesgepflogenheiten zum Kanon allen Menschenurteils geworden sind. Das drohende Wort „dies ist nicht herrengemäß" und „dies ist nicht heimisch" hält Millionen in den Schranken eines wenn auch nur intellektual-sittlichen Gehabens. Der transzendenten Pflicht und Not unsrer Zukunft kann dieser karge Imperativ nicht genügen. Sie hat die Frage aufzurichten: „Was ist der Men-

schenseele würdig und angemessen?“ und vor dieser kategorischen Losung, die alle empirischen, intellektualen und utilitarischen Pflichten tief unter sich läßt, verblassen Charaktere und Berufe, Begabungen und Rechte, die heute die Welt beherrschen, und es zieht die Stille ein, die den Menschen, den Dingen und der Gottheit ihr Recht gibt.

Wir nähern uns nun der letzten und ernstesten Prüfung. Die mächtigen Motoren des Willengetriebes haben wir als gestillt betrachtet: die Gier nach Schein und Geltung, nach Kram und Tand, den Eigenwillen und Eigennutz der Häuser; kann es nun geschehen, daß der Mechanismus der Gesellschaft, solcher Triebkräfte beraubt, abstirbt, daß die Zivilisationsarbeit der Erde abreißt, die leiblichen und geistigen Güter der Menschheit verkommen? Oder bleiben Kräfte lebendig, die den planetaren Prozeß unter reineren Bedingungen fortsetzen?

Wäre es wahr, daß der Zweck nicht nur die Mittel heiligt, sondern gar die Motive, daß nur aus schlechten und törichten Trieben das Leben dieser tellurischen Gemeinschaft sich erbauen ließe, so wäre es besser und an der Zeit, daß dieses Leben zugrunde ginge. Setzen wir jedoch in unverbrüchlichem Bekenntnis die ewige Sittlichkeit des Weltgeschehens voraus, und nur dann haben wir das Recht, anders als aus gemeiner Feigheit sittlich zu handeln, so wissen wir, daß wir keiner Schlechtigkeit bedürfen, um zu leben.

Fast ist es begreiflich, daß in unsern Tagen der Segen der Arbeit ein Daseinskampf genannt werden muß, und daß dieser Kampf mit Haß und Verzerrung in einer Arena voll Blut und Tränen ge-

schieht. Unmenschlich, daß diese Gesellschaft es ansieht, wie der junge Kämpfer ungewarnt und ungeschult herniedersteigt, um stündlich wiederholt sein und der Seinen bürgerliches Leben, Nahrung, Hausung und Pflege gegen die Gier und Härte der andern zu wehren. Ein irrender Blick, ein unbedachter Schritt, eine kranke Schwäche kann ihn stürzen; und ist der innerste Mensch nicht gegen jedes Schicksal gefestigt, so kann der Sturz Tod des Leibes sein und Vernichtung der Seele. Sicherheit schuldet die Gesellschaft einem jeden ihrer Glieder; sie hat die alte Sicherheit der nährenden und schaffenden Berufe vernichtet, sie hat aus dem alten Pflichtenkreise der Gewerbe einen Kampfplatz geschaffen, auf dem die schlaue Finte und die giftige Waffe siegt; ihr liegt die Blutpflicht ob, den Sold zu opfern, den ein Kriegsmonat kostet, um den Daseinskampf über krasse Lebensgefahr emporzuheben. Erst dann kann die tiefe Angst und Bitterkeit schwinden, mit der Tausende an den kommenden Tag denken, das Gift der Unfreiheit, das Überzeugungen fälscht, und die unreine Leidenschaft, die sich in Fragen des Mein und Dein nistet. Erst dann ist Raum geschaffen für die reinen Kräfte, die das künftige Willensdasein bewegen sollen.

Diese Kräfte aber sind nicht neu noch fremd. Schon heute folgt ihnen alles höhere Schaffen; gefordert wird, daß sie künftig das gesamte Schaffen ergreifen, das dann kein niederes Schaffen mehr sein wird.

Alles Schaffen ist edel, das um seiner selbst willen geschieht; alles Schaffen ist gering, das durch den Stachel des Wunsches, durch die Peitsche der Angst erzwungen wird, das nicht sich selbst dient und genügt, sondern dem Zwecke.

Die wundervolle, väterlich göttliche Liebe zum Geschaffenen ist es, die den alten Dingen der Handwerkszeit Mark und Leben, Fülle und Sprache leiht; der Massenkram unsrer Zweckgewerbe ist taub und verlogen, sein grinsender Glanz schielt nach dem Kehrichthaufen, wo sein Eintagsleben endet. Der Überschuß spendender Liebe, der dem alten Gerät die zweckfreie Schönheit und den sorgsamen Schmuck der Gestalt ersann, wird von der kalkulierten Phrase des Maschinenornaments verhöhnt; als letzter, versöhnlichster Abglanz versiegten Reichtums bleibt die Exaktheit, eine hochgezüchtete technische Tugend ungezählter Geschlechter aus der Erbreihe der Geräte, deren Stammbaum mit eignem Leben neben dem der Menschheit einherwächst.

Erheben wir jedoch den Blick von den armseligen Werken zweckhafter Gewinnsucht zu jeglichem Schaffen, das wahrhaft unsrer Zeit Bestimmung gibt, so erkennen wir: Nur da wird schöpferisches Leben, wo frei von Zweck und Absicht um der Sache willen geleistet und geschaffen wird. Der Künstler wirkt aus Gestaltungsdrang und Liebe, der Forscher aus Wissenstrieb und Ordnungsgeist, der Staatsmann aus Willenskraft und Ideenzwang, und selbst die erdgebundenen Berufe wollen Verwirklichung des Gedachten, Leben des Organisierbaren. Der Finanzmann und Organisator, der schafft, um sich zu bereichern, ist ein Stümper und Krämer; nie ist lebenskräftige Saat seiner Hand entflossen; denn das Wort und Werk, das zweien Herren dient, der Sache und dem Eigennutz, ist das schwächere, es wird zu Boden geschlagen von dem freieren, das nur der Sache dient und daher einfach ist.

Was also andres ist nötig, als daß der freie Geist

der Liebe zur Sache, der heute alles höhere Schaffen leitet, sich auch des mittleren und niederen bemächtige? Es gibt nicht ein einziges Werk auf Erden, das nicht in Liebe verrichtet, durch Geist und Willen veredelt werden kann. Die menschliche Natur ist so wandlungsreich wie die menschlichen Berufe; sie schafft nicht nur den geborenen Soldaten und Geistlichen, sie schafft den geborenen Buchdrucker, Radfahrer, Schachspieler und Stenotypisten. Freiheit von Erbfron ist nötig, Freiheit von Not und Freiheit der Berufswahl; von diesen Bedingungen haben wir gesprochen; sie sind erfüllbar. Sind sie erfüllt, so bedarf es nicht mehr des Antriebs unedler Bewegungskräfte, der Despotengeißel Gier und Angst: nicht Hunger und Wollust, sondern Liebe hält den Menschenbau lebendig.

Doch wo bleibt der leidenschaftliche Auftrieb, der die Kräfte der Führung und Herrschaft emporschnellt? Wer ist bereit, die doppelte Arbeit und Sorge des Kampfes und Aufstiegs, des Lebens für sich und die andern zu tragen, wenn Eitelkeit geächtet und Ehrgeiz gesänftigt ist? Kann die Welt diesen letzten und stärksten Hebel, dieses selbstbestimmende Werkzeug der Auslese entbehren?

Schon heute bedarf sie seiner nicht und wird seiner nie bedürfen. Sowenig der Wille zum Gewinn die wahren Werke der Wirtschaft erzeugt, sowenig vermag der Wille zu persönlicher Macht das wahre Werk der Herrschaft zu erfüllen. Der eitle Herrscher ist der schwächste; schwächer als der beschränkte, gefährdeter als der böse. Eitelkeit tötet die Sache. Eitelkeit erfordert ein Leben für sich, ein zweites Leben neben dem des Schaffens, ein Leben, das die Kräfte des Menschen derartig hinnimmt, daß für

die einsamen, losgelösten, hingegebenen Stunden des Schauens und Schöpfens kein Raum bleibt. Der Respekt vor der Wahrheit und Notwendigkeit sinkt dahin, Dinge und Menschen verlieren ihren Selbstzweck und werden zu Mitteln, der Entschluß verliert Charakter und Richtung und wird zum Spiel. Nur der gesetzhaften Einseitigkeit und Eindeutigkeit ist es verliehen, ihren Weg zu Ende zu schreiten; das Dickicht durchdringt, wer in gerader Richtung wandert, gleichviel in welcher; wer im Kreise sich bewegt, kommt um. Wenn aber der Dienst der Sache mit dem Dienst der Person gekuppelt ist, so wird die Richtung verloren. Wer Jahre des Lebens am kläglichen Werk seiner Laufbahn gearbeitet hat, dem ist Welt und Leben nicht mehr der Garten des Herrn, sondern eine bretterne Bühne der Kabale und Intrige, niemals wieder wird sein Auge den reinen Glanz, sein Arm die sehnige Kraft und sein Herz den kindlichen Willen empfinden, der Saat und Ernte segnet. Die Sache verlangt den ganzen Menschen, verlangt ihn bei Tage und bei Nacht, und hinter dieser Leistung bleibt der Stärkste und Begabteste zurück, der seinem eignen Leben und Gedeihen nachhängt.

Endgültiges ist von Ehrgeizigen nie geschaffen worden. Wer das Beispiel jenes gewaltigen Dämons der Schwelle anführen wollte, der das Tor der alten Welt hinter sich zuschlug und den Weg in das Reich der Neuzeit aufriß, das er betrat und verkannte, der hat den Geist des Korsen nicht begriffen. Diesen Fanatismus der Dinglichkeit bringt nur der auf, der nicht sich selbst lebt, sondern dem Gegenstand; und ist der Gegenstand ein Idol, das Spielbrett tollen, unbegründbaren Willens, so ist er dennoch

königlich, weil er den Menschen sich selbst und gemeiner Lust entreißt und adelt. Nicht um der Oper willen in Notre-Dame und Erfurt hat dieses Herz sich entmenscht, sondern für die imperiale Macht; und weil ein Irrensrest nicht zuließ, daß die Idee sich vom Menschen löste, darum kam der Mensch um.

Verantwortung ist die einige Kraft, die Herrschaft fordern und rechtfertigen darf. Nie wird sie Herrschaft fordern um der Abzeichen willen, nie wird sie Macht fordern um des Menschen und seiner Freude willen. Verantwortliche Herrschaft ist Dienst, doch nicht der mystische Dienst eines Despotengottes, der Willkür verleiht, weil er Willkür übt, der Anbetung verleiht, weil er Anbetung fordert, sondern Dienst am idealen Gedanken, der die andern zum gemeinsamen Werk emporreißt. Verantwortliche Herrschaft macht den König zum Knecht, den Knecht zum König, nicht um von ihm bestimmt zu werden, sondern um ihn im Geist zu seinesgleichen zu erhöhen. Sie verlangt nicht Unterwerfung und Gehorsam, sondern Mitwirkung und Folge; Kniefall und Buhlschaft ist ihr verächtlich, Pomp und Götzenweihe ein Greuel. Wer Lust hat, über Sklaven zu herrschen, ist ein entlaufener Sklave; frei ist, wem Freie willig folgen und wer Freien willig dient.

Die Freude, die Despotismus bringt, ist die Freude an der Selbstüberhebung, an der Niedrigkeit der Menschen, an Bequemlichkeit, Glanz, Ruhm und Neid, und wenn zuweilen die Bequemlichkeit geopfert wird, so geschieht es, um neue Machtfreuden einzutauschen. Die Freude der Verantwortung ist Freude an der Gefahr, an Arbeit

und Sorge, und Freude am Schaffen. Opferndes Schaffen aber ist tätige Liebe, die höchste Bürgschaft unsres transzendenten Rechts. Wenn jemals vor dem Richterstuhl der Welten die Menschheit des tellurischen Planeten erschiene, so wäre sie durch das selige Wort: „Mein Glück war schaffende Liebe“ gerichtet und erlöst.

Der Verantwortung ist es gegeben, in der Reihe der menschlichen Motore die falsche Kraft der Ehrsucht abzulösen und jene leidenschaftliche Steigerung zu erwirken, deren das Einzelstreben bedarf, damit es der Welt nicht an Führung fehle. Dem strengen Gefühl steht nicht allein die Nachhaltigkeit bei, der im Laufe eines Lebens nichts versagt bleibt, sondern auch die Gerechtigkeit der selbstbestimmenden Auslese. Ehrgeiz fördert Schwache und Toren, die den großen Moment für Lichtbilder verschwenden, Wille zur Verantwortung bezeichnet den Fähigen und Erwählten; denn jeder liebt, was er kann, und kann, was er wahrhaft und selbstlos liebt.

Neue Grundgestaltungen gesellschaftlicher Sitte sahen wir emporsteigen, Umstellungen der treibenden Kräfte, der Wertungen und der Ziele. Dennoch enthalten Forderung und Erfüllung nichts der Menschheit Fremdes, utopisch Gewolltes: Denn in allen reinen Geistern unsrer Zeit ruht unbewußt eine jede unsrer Hoffnungen verwirklicht. Was ist vermessen: Zu erwarten, daß viele dereinst begreifen, was heute wenigen vergönnt ist, oder für alle Zeit den Aufstieg zu freierem Empfinden zu leugnen; doch wage der Leugner zu bekennen, daß alles Sinnen und Trachten, das den Stempel sittlichen Willens trägt, alsdann bestimmt ist,

ewiges Vorrecht und ewige Verwerfung zu bekräftigen.

Die Stetigkeit des Vorschrittes, die Entwandlung aus den Keimen der Zeit wird von neuem sichtbar, wenn wir das Gesamtbild versittlichter Weltstimmung mit den Linien erschauter Gesetze umschreiben.

Das äußere Leben wird stiller, denn die grellen Verlockungen und Reize haben aufgehört zu wirken; sie sind den Weg des Zuckerzeugs, der Glasperlen und Knallerbsen gegangen. Der aufdringliche Bettel und Schrei, die freche Preisung des Verkäufers ist nicht mehr selbstverständlich und angemessen; der Not kann der Mann nicht mehr verfallen, und seine Bereicherung ist gleichgültig. Eile ist Angst; das Drängen und Schieben der Menschen, heute verzeihlich als Rettung vor Untergang und Verzweiflung, wird unwürdig, wenn für alle gesorgt ist; Vorsprung durch Rücksichtslosigkeit ist verpönt. Die Gier und Hast des Kaufens ist erloschen und mit ihr die schreiende Angst des Gewerbes und des Interessenzanks. Arbeit wird ernst, still und würdig; die Erinnerung an unsre Zeit erscheint wie im Bilde vergangener Trödelmärkte. Die Stätten des giftigen Luxus und der verpesteten Freuden, der geistlosen Vergnügung und der groben Reize wandern ab, zuerst nach Vorstädten und Fabrikorten, dann nach dem Balkan, zuletzt nach tropischen Bezirken. Ihr Besuch steht jedem frei, der in Gegensatz zur Kulturgemeinschaft treten mag; doch die forsche Verwegenheit der Verführung wird verschämt. Frauen mögen hier und da nach Art der Negerweiber bunte Flitter, Vogelfedern und glänzende Kiesel durch die Straße schleifen, schwänzelnd und

tänzelnd Freier locken, in gepolsterten und durchdüfteten Winkeln schmollen und den letzten Weinreisenden und Modeberichter bezaubern; doch sie wissen, was sie tun; denn das Gemeinschaftsbewußtsein hat den schaffenden Beruf des Weibes erkannt. Bereicherte Lieferanten mögen hinter Gittern und Mauern Köstlichkeiten an Gerät und Nahrung stapeln und verprassen, Menschenkräfte vergeuden, Werke der Kunst und der Natur versperren: Neider und Bewunderer werden sie nur in wenigen Gleichgesinnten finden, die bewußt die alten Freuden der Gier und Prunksucht über die Einsicht der Kulturgemeinschaft stellen. Der Begriff der materiellen Überbietung, der in seiner Gemeinheit aus Häuserfronten und Fensterauslagen, Geräten und Trachten grinst, hat ein Ende; Bereicherung hat aufgehört ein allgemeines, selbstverständliches, gebilligtes Ziel zu sein; Bewunderung des Luxus weicht einem traurigen Erstaunen. Technik dient dem Leben wie zuvor, doch wird Beschleunigung und Bequemlichung jeder Verrichtung nicht zum Selbstzweck. Pflicht der mechanischen Sklavin ist und bleibt, Massen zu bewältigen, Arbeit zu vergeistigen, den Menschen tierischer Last und Fron zu entheben und die wachsende Zahl der Erdbewohner zu versorgen. Die Hingerissenheit vor jeder Verschärfung der Reize, vor jeder Steigerung dimensionaler Wirkung ist kindisch und mag noch kurze Zeit den Amerikaner freuen; einer geistigen Gemeinschaft ziemt sie nicht.

Heute ist die Stimmung menschlicher Beziehung Fremdheit und Feindschaft. Wen man nicht kennt, mit dem soll man nicht reden. Ihm darf man die Härte der Interessen, gemildert durch ober-

flächliche Höflichkeit, entgegenkehren. In Geldsachen, sagte ein umgedeutetes Staatswort, hört die Gemütlichkeit auf. Wird man bekannt, so steigert sich die Höflichkeit zur Fratze, die Feindschaft bleibt; denn sie hat ihren tiefen und furchtbaren Grund in der Lebensgefahr des Wirtschaftskampfes. Ist der Mensch gegen Obdachlosigkeit und Hunger, gegen Not und Siechtum dereinst so geschützt wie heute gegen Mord und Raub, so verliert die gesellige Feindschaft ihr Recht, und wer sie übt, bekennt Eigennutz und Habsucht. Mißtrauen, die wohlfeilste der Klugheiten, gilt manchem heute als Niederschlag der Lebenserfahrung, und es mag wahr sein, daß einem Geschlecht, das in der Wertung menschlicher Eigenschaften ahnungslos, das blind ist in der Deutung ihrer Zeichen, allzuhäufig Vertrauensbruch, Lug und Tücke widerfährt; ist doch dieses Geschlecht das gleiche, das von Tausenden Beschwätzern überredet, von Verkäufern geblendet, von groben Lockmitteln gereizt sein will. Ist die Menschheit der Angst und Gier überhoben, so kehrt Selbstbesinnung ein und Würde und Selbstvertrauen; und hat sich der Mensch gewöhnt, ohne Überhebung noch Verachtung, doch unbestechlichen Blickes Leib und Geist seines Nächsten zu durchschauen, so weiß er, was er dem andern anvertrauen und auferlegen darf, was er von ihm erwarten kann und was er ihm schuldet. Die verängstete Blindheit des Mißtrauens schwindet; der Mensch blickt dem Menschen ins Auge und erkennt den Bruder.

Unter dem Stachel der Gier und des Ehrgeizes steigerte sich gesellige Feindschaft zu dem grausamen Wettlauf um die Güter des äußeren Lebens;

der Furienruf: Entsage, damit ich besitze, opfere, damit ich genieße, stirb, damit ich lebe, trieb die Völker in Raserei und Vernichtung und entzweite die Glieder des Brudervolkes zum Erbkrieg der Klassen und Stände. In jede menschliche Erwägung mischte sich die Frage des Mein und Dein. Kein politisches Besinnen kann mehr die Kräfte einer Nation auf reine Ziele richten; keine Einheit des Wollens kann dem Drang nach innerer Gerechtigkeit die Gewalt der Naturkraft verleihen; alle Werte sind bestritten, und über allen erhebt sich uneingestanden und unbezweifelt die Schicksalsmacht der Interessen.

Nur die Verflüssigung und Entwertung des Reichtums, die Überbrückung erblicher Spaltungen, die Aufhebung der Teilung in ewig tragende und ewig lastende Glieder, nur die Verschmelzung der menschlichen Gesellschaft zu einem lebenden, unstarren, aus sich selbst sich erneuernden Organismus, nur diese stille und gewaltige Umformung aus der Tiefe des sittlichen Gewissens, wie unsre neue Lehre sie dargetan hat, kann und wird den Bruderkampf der Menschen und Völker stillen. Nicht um irdische Paradiese zu schaffen, nicht um diesem das Dasein zu erleichtern, jenem Wunden zu sparen, nicht allein um der Gerechtigkeit, noch weniger um der Barmherzigkeit willen: sondern aus der ewigen Pflicht, zu neuen und schweren Kämpfen aufzurufen, um die Welt nicht ersterben zu lassen in materiellen Schranken, die unwürdig sind, um sie zu neuem, härter zu erringenden Leben zu führen, zum Leben der Gemeinschaft und der Seele um des Gottes willen.

Das innerste Lebensgefühl des Menschen wird zum Gefühl der Solidarität. Wenn heute als erlaubt

gilt, was nicht verboten ist, wenn heute ein jeder die äußersten Grenzen zulässiger Rechte ausspäht, so umfaßt dereinst ein jeder die äußersten Grenzen seiner helfenden Kräfte. Das Leben, losgelöst von der Angst und Gier der Leiden und Genüsse, wird nicht zum kalten Spiel noch zum gelangweilten Sport der Glieder und Köpfe; die königliche Kraft des Willens bleibt uns erhalten, doch nicht im Dienst selbstverzehrter Zwecke, sondern im Bewußtsein der Gottespflicht, die uns in dieses Leben gestellt hat, die uns verantwortlich macht für die Verwaltung und Gestaltung jeder Sehne unsres Leibes und jeder Fühlung unsres Geistes, die von uns fordert nach dem Gesetze der Vergöttlichung den Aufstieg vom tierischen zum geistigen, vom geistigen zum seelischen Dasein.

Wie leicht ist es, von dieser heiligen Zuversicht sich lächelnd abzuwenden und mit dem entsagenden Hinweis auf die uralte Unveränderlichkeit der menschlichen Natur jedes höhere Ziel den Jahrtausenden anheimzustellen, damit immer wieder den Tagesfragen um so mehr Raum geschaffen werde.

Tagesfragen! denen ihr eure Tage und Nächte opfert: was sind sie? Der Sickerweg ungefaßter Quellen und Bäche, die im Moorland verrinnen, weil kein Geisteswille ihnen den Weg weist; hier ein Balken, dort ein Steinblock hingebreitet, damit von Not zu Not der irrende Fuß eine Stütze findet, die unter dem Tritt versinkt. Verzicht auf Selbstgestaltung des Menschengeschlechts nach dem Licht seiner eingeborenen Einsicht, Anheimgabe an die Willkür der Zeit, die nach tausendfacher Vergeudung des Lebens ein wankendes Gleichgewicht

erschüttelt, das alle Kräfte erstickt, bis die Lawine sich löst und nach schmerzvoller Zerstörung den neuen Nullpunkt sucht. Politik des geringsten Widerstandes, Durchsetzen dessen, was am leichtesten möglich, nicht dessen, was nötig, hart und schwer ist; Vermittlung zwischen bestehenden Willenskräften, nicht weil sie zu Recht bestehen, sondern weil sie eingewurzelt oder häufig sind. Die Welt läßt ihre Torheiten, Eitelkeiten und kleinen Bedürfnisse darüber abstimmen, welche zuerst befriedigt werden soll, und diejenige kommt zuerst, die am lautesten schreit. Niemals zuvor hat es eine geschichtliche Zeit gegeben, die darauf verzichtet hätte, ihre Wollungen zu werten und zu formen nach dem Bilde ihrer intuitiven Einsicht; uns war es vorbehalten, unter der Herrschaft des allklugen und allwissenden Intellekts unser irdisches und göttliches Leben dem Kräftespiel des Zufalls, der Mehrheit, des Herkommens, der abergläubischen Reste und eklektischen Werte anheimzugeben und mit gravitätischer Ratsherrenmiene Tagesfragen zu erörtern.

Unveränderlichkeit der menschlichen Natur! Wie lieb ist diese Redensart den Behäbigen, die manches zu verlieren und nichts zu erringen haben, die am Künftigen zweifeln und diesen Zweifel Lügen strafen, indem sie an Tageswerken und Tagesfragen feilen. Gewiß, Lachen und Weinen, Liebe und Haß, Lust und Schmerz sind alt und neu; und dennoch lebt der Buschmann und Papua als Erinnerung an alte Menschenzeiten, dennoch hat Christus das Menschendasein in zwei Epochen gespalten, dennoch haben drei Jahrhunderte genügt, um alles Wirken des Abendlandes auf das Denken

zu stellen, dennoch hat sich im Laufe von vier Menschenaltern eine unbekannte Masse in das tatkräftigste Bürgertum verwandelt und den deutschen Volkskörper von innen heraus erneuert, dennoch ist durch einen Königswillen der preußische Stand der Landesverwalter und Verteidiger geschaffen worden. Unsrer Zeit, die aus Trägheit des Denkens und willentlicher Verblendung sich gewöhnt hat, ganzen Völkern das Recht des Daseins abzusprechen, obgleich sie weiß, daß in jedem Gemeinschaftskörper Muttermörder und Betrüger, Irrsinnige und Sieche, Denker, Feldherren, Heilige, Werbende, Genießende und Schaffende in ähnlichster Folge, Zahl und Mischung erscheinen, unsrer Zeit ist es schwer klarzumachen, daß der Wechsel des geschichtlichen Antlitzes nicht den Wandel aller bedeutet, sondern das Emporbrechen neuer Schichtung, die Umgestaltung der leitenden Wertung, den Sphärenschritt des herrschenden Gedankens, der Idee. Natur verschmäht den Wandel von Grund auf, sie bewahrt als Erinnerungszeichen die Bilder des Verflossenen in den Kammern stets entfernterer Abgeschlossenheit; noch immer lebt die vorweltliche Muschel und der Steinzeitmensch, und noch in Jahrtausenden wird der angst- und giererfüllte Intellektualmensch leben; doch seiner wird die Herrschaft der Welt nicht mehr sein. Zeit und Menge gilt ihr nichts; sie treibt nicht herdenweise die Menschen in die Pforten des Paradieses, sondern sie schafft wie der Künstler: der nur den auserwählten Stein mit dem Hauch seiner Seele belebt. Das Meer bleibt ein unveränderliches, gefügtes Reich, und dennoch färbt und gestaltet es sich in jeder Stunde neu, wenn Trübungen emporsteigen

und Winde es kräuseln, wenn Wolken beschatten und nächtliches Leuchten aufbricht. So ist in jeder Nation jedes Glauben und Wissen, Denken und Wollen gleichzeitig vorhanden und wirksam, und es ist keineswegs die Mehrheit und Mehrzahl, welche die zeitliche Geistesfärbung bestimmt, sondern die festere und geschlossenere Schichtung und Vereinigung. Die herrschende Geistesmacht aber hat in einem Mehrheitsgeist die Gewalt, auch den ungefärbten, den indifferenten Bestandteil sich anzugleichen und allmählich die Vormacht zur Mehrheitsmacht heranzubilden. Alles assimilatorische Wirken beruht auf diesem Gesetz; deshalb kann nur die sittlich und willenhaft gleichförmige Nation zivilisieren und kolonisieren.

Nicht eine sittliche Wandlung von Grund auf in rascher Bewegung und Gleichzeitigkeit bei allen Völkern ist das Ziel und die Voraussage unsrer Lehre und die Grundlage der künftigen Menschheitsgestaltung, sondern zuerst ein dämmerndes Aufsteigen und Ausbreiten herrschender, vereinigender und mitreißender Geistesmacht, ein schnelles Anklingen und langsames Schwellen des seelischen Rufes und Einklangs, der einstmals auch das unharmonische Gefäß zum Nachhall zwingt. Der erste leise Ton ist erwacht und wird niemals mehr schweigen, zögernde Stimmen setzen ein, und noch in unsern Tagen wird der Ruf vernehmlich. Ist er über die Bewußtseinsschwelle auch nur einer Volksgemeinschaft gedrungen, so beginnen die Wandlungen des sichtbaren Lebens, und sind sie durch das Gesetz der Herrschaft zur vollen Wirkung erwachsen, so ist die Zeit der neuen, der strengen Forderungen angebrochen.

Noch einmal bekräftend zum Ausgangspunkt zurückzukehren zwingt uns die Frage: Woher die Gewißheit? Woher seit Jahrhunderten zum ersten Male die rechtfertigende Zuversicht, daß neue Einheit des Glaubens und Wertens uns beschieden sein könne, da doch der intellektualisierten und mechanisierten Welt jede Überzeugung zerrissen, jede absolute Schätzung durch Vergleichung erstickt und verboten, jede Verbindlichkeit gelöst und nur der Eigenwille gestärkt ist? Sind wir nicht allem heißen Glauben zum Trotz dem blinden Gange der Mehrheitsbewegungen verfallen, dem öden Kompromiß der Interessen und Leibesnöte, die schließlich, wie die materielle Geschichtsauffassung es verlangt, den namenlosen Gesetzen der Naturkräfte folgen müssen und ihnen zum Sieg über den Menschheitsgedanken helfen? Haben wir nicht endgültig die Selbstbestimmung des Geistes dem mechanischen Schicksal des Gleichgewichts geopfert?

Die Obmacht einheitlichen Menschheitswillens und sittlicher Gewißheit über die Widerstrebung materieller Gegebenheit bestand solange, als offenbarte Religion jeden Schritt des Gemeinschaftswillens bestimmte. Sie brach zusammen, als das Wunder aus der alltäglichen Natur verschwand und dem Gesetze wich, als Sonne und Mond nicht mehr auf Gottes Geheiß verweilen durften, weil das Denken ihnen rastlose Ruhe und tote Bewegung vorschrieb. Sie mußte zusammenbrechen, weil offenbarte Religion sich nicht erneuert, es sei denn daß sie wie im Osten an jedem Tage von neuem durch Zeichen sich bekräftigt; das ursprüngliche Wunder wird historisch, der Glaube dogmatisch, die Botschaft Gesetz; die Gottheit verpriestert. Aus

der Gemeinschaft der Geheiligten wird die mechanisierte Kirche, aus Frömmigkeit Politik, das ursprünglich Transzendente wird durch Deutung und Umdeutung eine terrestrische Macht, welche die Realitäten zu bekämpfen geeignet und bestimmt ist, nachdem sie nicht mehr vermag, sie zu gestalten. Herrschaft offenbarter Religion setzt voraus ein Volk, das den Höllenweg des Intellekts noch nicht durchschritten hat, sie setzt voraus beständige Erneuerung durch Zeichen und Wunder, die den ursprünglichen transzendenten Inhalt lebendig erhalten und sein Verhältnis zum Gange der Wirklichkeit unaufhörlich neu deuten und unerschütterlich bestimmen. Nicht Priesteredikte und Kirchenversammlungen erneuern die herrschende religiöse Einheit, sondern Propheten.

Die Obmacht der Religion erlag der Vernunft. Mut und Gewissen der Völker germanischer Färbung verzichteten auf die materialisierten Tröstungen der Mystik und erstrebten den Einklang des Glaubens und Denkens. Sie schufen ein religiöses Gebilde, das jahrhundertelang den Menschheitsweg begleiten durfte, weil es den Blick auf die ursprüngliche Transzendenz des Evangeliums offen hielt; das jedoch zur allbeherrschenden Geistesmacht nicht werden konnte, weil es schismatisch war, weil es nicht auf Prophetie beruhte, weil es das forschende Denken frei ließ und vom ersten Tage an hinter der politischen Macht, der es sein Dasein schuldete, zurücktrat. Der Protestantismus hat im letzten Sinne stets ein privates Leben geführt, mochte er auch unter staatlichem Schutz in einzelnen monarchischen Staaten zu politischem Einfluß gelangen; die höchste Macht der Wertbestimmung

für alles Leben konnte und wollte er nicht erringen; der Hofprediger durfte der Weg des Propheten und Märtyrers nicht schreiten.

Den intellektualisierten Geist der Völker beherrschte die Vernunft. Abermals, wie vordem in der Zeit des naiven vorchristlichen Staatsgedankens, fiel der Philosophie die Aufgabe zu, Werte zu setzen. Sie fand wenig Gehör. Denn die Welt war auf Jahrhunderte mit der beispiellosen Arbeit der Mechanisierung beschäftigt; Wissenschaft, Technik, Kapital, Verkehr, Staatsverfassung, Kriegskunst, Ständewesen, Lebensführung, Kunst mußten der Übervölkerung des Erdballs, der Umschichtung der Volkskörper angepaßt werden. Die gewaltigste aller Erdumwälzungen verlangte unbekümmerte Freiheit des einzelnen; gegensätzliche Kräfte und Nationalitäten hatten sich in die Weltarbeit zu teilen; ohne die zügellose Freiheit des Denkens und der Denkmethoden wäre sie nicht bewältigt worden. Unvermeidlich war der großartige Irrtum, die triumphierende Analytik könne den letzten Schritt wagen, der Menschheit Ziele zu setzen; gleich als ob der Buchdrucker dem Dichter, der Lokomotivführer dem Reisenden, der Farbenhändler dem Maler oder der Kanonier dem Feldherrn die Wege weisen wollte.

Pflichtgetreu und bekümmert machte immer erneut die Philosophie sich ans Werk, die zerrinnenden Fäden zu sammeln, ewige Richtungen, Gesetze, Imperative zu ersinnen. Vergeblich! Jede kritische Frage hatte sie sich gestellt, an Begriffen und Welt, an Gott und Dasein zweifeln gelernt, und dennoch war sie aus reiner Vernunft an der einfachsten Vorfrage blind vorbeigeschritten: ob nämlich der

denkende, messende, vergleichende Intellekt, die Kunst des Einmaleins und des Warum die einzige dem ewigen Geist verliehene Kraft sei und bleibe, um Menschlichgöttliches zu durchdringen. Sie blieb Intellektualphilosophie. Sie benahm sich, als wollte ein Schwingungstheoretiker mit Kurven und Diagrammen das Erlebnis der Symphonie ergründen, als wollte ein Meteorologe mit Wetterkarten die Stimmung eines Frühlingsmorgens erschöpfen, als wollte ein Hydrauliker das Urempfinden der Meeresbrandung errechnen. Sie sah nicht ein, warum das Wogen und Sehnen der Gefühle sich nicht sollte auf mathematisch-logischem Wege erklären lassen, warum die Beobachtung und Spaltung der Begriffe nicht auf das höchste Erlebnis anwendbar sei. Sie erstaunte nicht über die Armseligkeit und Kahlheit ihrer Definitionen, wenn sie sich an die inneren Gewalten der Liebe, der Natur, der Gottheit wagte. Sie fragte nicht, warum allen ihren sittlichen Lehren die zwingende Macht der absoluten Verbindlichkeit fehle, sie fragte noch weniger, auf welchen Voraussetzungen eine absolute Verbindlichkeit überhaupt beruhen könne. Denn auf den Nachweis der allgemeinen Nützlichkeit hat jeder das Recht zu antworten: ich verzichte; und auf jede theoretische Pflichtkonstruktion: ich schließe mich aus und nehme die Folgen auf mich. Logisches Denken kann Recht begründen und Sitte, niemals absolute, jedem Einwand enthobene Wertsetzung und Sittlichkeit. Die kann nur aus dem Absoluten, dem unantastbar Göttlichen fließen; und nur dann hätte der Mensch das Recht, mit grübelndem Verstande konventionelle Sittenformeln zu errechnen, wenn jeder Geistesweg zur Transzendenz ihm ver-

schlossen wäre. Dieser Weg aber steht himmelweit offen; es ist nicht der Weg der Kirchen und Klöster, der Dogmen und Riten, sondern der Weg des seelischen Erlebens und Erschauens, und jeder hat ihn betreten, der jemals losgelöst vom zweckhaften Zetern des intellektualen Denkens sich wunschlos schweigend der Liebe, der Natur, der Gottheit hingab. Freilich, auf diesem Wege sind wir nicht altklug, wohlerfahren, unerstaunt wie auf den tausendjährigen Straßen des ewiggleichen, weit übersehbaren Intellekts; wir irren und stammeln und staunen an den Pforten des Bezirks, in den unsre Sprache nicht reicht; doch ewige Gewißheit treibt uns vorwärts, und wir kehren heim, die Augen erfüllt von unvergänglichem Erinnern, und erkennen, was wir heimbrachten, wieder in den Sprüchen und Lehren unsrer Größten, die alle das gleiche gesagt und verkündet haben: das Gebot der Liebe, das Reich der Seele, das Erlebnis Gottes.

Das sind wenig Worte, sie scheinen alt und erschöpft und sind unergründlich. Keine Frage des Lebens, keine, und ginge sie um die entlegensten, erbärmlichsten Dinge, die in diesen Quell getaucht nicht den klaren Kern ihrer Wahrheit und Würdigkeit erleuchten ließe. Kein Zusammenhang und kein Irrtum ist so verworren, daß er im Lichte der erschauten Wahrheit sich nicht einfach löste. Alle Werte stufen sich ab, alle Urteile werden zum erlebten Gefühl, und selbst das irdische, flüchtige Leben behält sein Recht; nicht als ein Letztes, das sich anmaßen dürfte, aus seinen Bedürftigkeiten Gut und Böse herzuleiten, sondern als der *Orbis pictus*, aus dem wir lernen mit dem Aufblick zum Höheren, als die Schule des Herzens und Willens, die Palästra

des irdischen Leibes, die nicht Selbstzweck ist, noch letztes Glück und letzte Trauer spendet, noch letzter Leidenschaften und Verzweiflung würdig ist, sondern die vielmehr uns Pflicht und Erbteil und vergängliches Schicksal bedeutet, die wir ernst und würdig nehmen, ja die wir lieben sollen.

Nicht die Philosophie des Intellekts hat uns den alten und neuen Doppelweg zu Welt und Gott gewiesen, sondern die schauende Kraft, die vordem viele Namen hatte und die uns seelische Einsicht heißen soll. Sie wird das alte Erbe der Menschheitsführung übernehmen, das die Religion verlor und die Intellektualphilosophie nicht ergriff, und weil wir in dem Glauben an diese Einsicht leben und sterben, ist die Frage nach der Gewißheit der Lehre erschöpft.

Es möchte nun manchem scheinen, als würden Welt und Leben, in diesem Kern erfaßt, schon fast ein Spiel, als könnten abermals treibende Kräfte im Sinne tätigster Leidenschaft verlorengehen, als könnte die Menschheit in quietistischer Beschaulichkeit zu tief gesänftigt und gesättigt werden. Gier und Angst freilich, Übermut und verzweifelte Trauer werden sich stillen. Doch sie haben das Große auf Erden nicht geschaffen. Das Staunen vor dem zweckhaften Intellekt und seinen mechanistischen Taten wird erblassen; denn schon heute fühlen wir die Erlernbarkeit und die handfertige Gleichförmigkeit dieser Kraft, die ebnen aber nicht schaffen kann, die sehend aber nicht erleuchtet ist. Dennoch wird die Welt nicht unklug werden. Es gab eine Zeit, wo das Gehen und wo das Reden neu war und alle Geister des Menschen in Anspruch nahm; heute ist es uns geläufig, wir können gehen

und zugleich reden, wir können reden und zugleich denken. Auch das alltägliche Denken ist uns heute schon vertraut; es füllt unsre Tage aus und viele unsrer Nächte; es gibt Zeiten, wo wir vor dem erbarmungslosen ungewünschten Denkstrom flüchten möchten. Dann nimmt Schlaf uns auf, zuweilen Meditation. Daß wir des Denkens, zumal des abstrakten, der grundsätzlichen Entschlüsse uns weit bewußter sind als des Atmens, beweist den Schülerstand, die Geringfügigkeit unsrer Meisterschaft selbst in dieser geringen Kunst. Je mehr wir wunschlosem, meditativem Schauen Raum geben, je häufiger das mühselige Urteil durch die reine Erkenntnis berichtigt wird, desto leiser und sicherer arbeitet der intellektuale Geist, desto tiefer versinkt er in die Sphäre des Überwundenen. Wer die Selbstverständlichkeit, Reinheit und Sicherheit in den Entschlüssen glücklich erzogener und freier Menschen mit der dumpfen Mühsal des unsicheren Intellektualcharakters vergleicht, der hat ein Bild von der unbewußten und bescheidenen Meisterschaft, zu der das intellektuale Denken heranreift, um dereinst größere Dienste der Menschheit zu leisten als der geringe und beneidete Vorsprung unsrer wenigen denkgeschulten und beneideten Naturen.

Nicht Unklugheit wird das Geistesmerkmal jener Zukunft sein, sondern Überwindung banaler Klugheit durch die Sicherheit seelischen Urteils. Die Unsicherheit unsrer Zeit und ihrer Klügsten in Wertung und Urteil ist ohne Vorbild, denn niemals zuvor hat ein ähnliches Übermaß hemmungslosen Intellekts auf Erden gekreist und wahllose Willkür der Gefühle entfesselt und gerechtfertigt. Schwan-

kend und instinktlos wie unser ästhetisches Urteil, das die Welt verunziert, sind Liebe und Haß in ihrem jähen Wechsel, sind die Urteile vom Erträglichen, vom Gerechten und Zumutbaren. Da alles bewiesen werden kann, wird täglich alles bewiesen und jeder Beweis ertragen. Und doch bringt jeder Tag einer kleinen Zahl Menschen den Beweis, daß auch heute noch die Wenigen, die schöpferisch die Welt verkörpern, weil sie aus den Tiefen der Intuition ihr Sein und Urteil schöpfen, daß diese Wenigsten und Besten, gleichviel welchen Ursprungs und Berufs, in allen großen Fragen das gleiche fühlen und verkünden, zum Ruhm und Preis der absoluten Wahrheit. Nichts Ungeheures ist es, zu erhoffen, daß eine Zeit bevorsteht, in der auch eine größere Zahl es lernt, Herz und Sinn zu befragen und von dem Urteil innersten Empfindens die Dinge des Tages, der Welt und der Ewigkeit richten zu lassen. Nicht ein kühles Spiel des Lebens wird die Folge sein, auch wenn die jähe Angst um Schein und Tand dahinsinkt, wenn manche Narrenfreude und heimliche Lust erstirbt; heißere Leidenschaften werden entfacht von höherem Willen, und weil das Gebiet dieses Willens nicht mehr in Notdurft, Zwang und Tierheit begründet ist, so ist sein Siegel Freiheit. Nicht Gleichgültigkeit gegen Menschen, kaltes Erbarmen und höfliche Fremdheit steht uns bevor; denn wenn die Mittel des niederen Kampfes um Brot und Achtung erschöpft sind, Wettbewerb und Buhlerei, Neidhaß und Schadenfreude, Gleißnerei und Herrschsucht, so erhebt sich, wie heute bei den Besten und in großen Zeiten, Verantwortung und Sorge für die Gemeinschaft, Gemeinsinn und Solidarität. Nicht die beiden Gegenformen erdge-

bundener Denkart sind zu befürchten: Nihilismus und materielle Glaubigkeit; denn die Verzweiflung weicht, die zur Verleugnung treibt, und die Not, die alle falschen Gebete und abergläubische Betteleien und irdische Vorteile lehrt; und der Geist des Dankes und der Hingebung, des Schweigens und der Liebe erhebt sich zu wahrhaftiger Transzendenz.

Den Dreiklang Glaube, Hoffnung und Liebe, hat der letzte Prophet den Jahrtausenden zugerufen, und alles göttlich-irdisch-menschliche Verhältnis ist in diesen Worten beschlossen. Tote, offenbarungslose Zeit hat sie überschattet. Glaube gilt als die unbehagliche und doch unabweisliche Pflicht, Dinge für wahr zu nehmen, von deren Unwahrheit man eigentlich überzeugt ist; das Opfer nicht nur des Intellekts, sondern auch des Gewissens zu bringen um eines Gebotes willen. Hoffnung wird mißdeutet als die Erwartung, daß nach dem Grundsatz der Vergeltung das Opfer nicht vergeblich sei, sondern Vorteile bringe. Verklungen ist das Gebot der Liebe; ihr Rest ist Mitleid und ein kalt-gemessenes Gefühl für den Ausgleich der Nöte; dies ist die einige Friedensinsel im Kampf der Begierden. Neben der Liebe der Geschlechter, der Blutsverwandten und Befreundeten hat tätige Menschenliebe sich nicht behauptet.

Nicht hier soll von künftigem Glaubensleben gehandelt werden, das bleibe späterem Werk vorbehalten; hier ist von menschlicher Gesellschaft die Rede. Deshalb sei das Wort des Paulus nur im sozialen Sinne unsrer Zeit umgedeutet und im Einklang mit dem dargelegten Gange; so lautet es:

Selbstbestimmende, verantwortliche Freiheit, Solidarität und Transzendenz.

Blicken dereinst unsre Nachkommen zurück auf unsre Epoche, so werden sie mit erschreckter Bewunderung rühmen, wie in den wenigen Jahrhunderten der europäischen Schichtenverschmelzung das intellektuale Denken zum Gipfel stieg und als sein Wahrzeichen die Mechanisierung der Welt hinterließ. Ein ähnliches Gefühl erschüttert uns, wenn wir die Anfänge unsres Geschlechts überdenken, die freilich über Jahrhunderttausende gebreitet sind; wenn wir die Urfindungen des aufrechten Gangs, der Sprache, des Feuers zurückahnen; doch mischt sich in unser Gefühl nicht die Bitterkeit unsrer kommenden Richter. Nur aus dem Aufstieg der unvordenklich geknechteten Unterschichten werden sie den niederen, negerhaften Zug unsrer Zeit erklären können, den gierigen Hang zu Kram und Tand bei Weibern und Männern, die Lebensangst und Menschenfeindschaft, die Sammelwut der Erhaltungsmittel, die Haltlosigkeit der Wertungen, den Mangel an bindender Sitte, an Verantwortung, Selbstgefühl und Solidarität. Wie gemeinhin die Zeiten aufbrechender Leibeigenschaften und Urschichten, die Alter des verkommenden Griechentums, des späteren Römerreichs, so wird unsre Epoche als ein Ende und als ein Anfang gelten; daß aber nicht fremde Unterjochung, sondern innerer Wille die Wiedergeburt erzwang, das sei und bleibe vorbildloses Verdienst unsrer Geschlechter.

Ist es nun möglich und ersprießlich, das Kommende zu beschleunigen; durch Gesetze und Einrichtungen, durch Vorkampf und Werbung, durch

Vorbild und Kundgebung das Werdende herbeizuziehen? Vergessen wir nie, daß die Gesinnung es ist, welche die Einrichtung bewegt; in die Gesinnung greift die Weltbewegung ein, sie widerstrebt, aber gehorcht, wie die Feder der Uhr. Ihr folgt das Räderwerk, nicht umgekehrt, und kein vorschnelles Stellen des Zeigers kann das Werk beflügeln. Langsam reift ein Zeitalter, dessen tiefstes Gewissen erst heute berührt wird. Nicht die Frühlingsstürme des Krieges, nicht die Strahlen des Friedens dringen in die tiefe Stille des Erdreichs, in der das Korn des Lebens keimt. Geist erzeugt Geist, Ding schafft Dinge. Selbst vom Willen hängt der Geist nicht ab, weder kann der Wille ihn schaffen, noch ihn zerstören. Ist die Zeit gekommen, so werden die Stimmen der Sehnsucht sich mehren, die nach neuer Gerechtigkeit verlangen, und sie werden nicht schweigen, ehe die Gewißheit neuer Werte, unantastbarer Wahrheitsgüter aus der Nacht des Zweifels erwacht ist. Diese Güter aber, die der Einsicht unsrer Zeit sich erschließen, sind die Güter der Seele. Die Verkündung ihres Reiches ist geschehen, heute wie vor tausend Jahren; ihr Sinn hat sich nicht geändert, ihre zeitliche Form ist gewandelt. Dieses Reich aber beginnt in der Tiefe des Bewußtseins und wirkt auf die Tiefe des Gewissens, erst dann keimt es auf zur Welt des Tages. Mag der Tageswille des einzelnen zweifelnd oder vertrauensvoll im Gewebe des sterbenden Dickichts sich diesen oder jenen Weg bahnen, es verschlägt nichts. Der Widerstand toter Massen kann nichts verzögern, der Opferwille am materiellen Gegenstand wird nichts beschleunigen. Mag ein erwachtes Gewissen das seinige opfern, so wird das ein Zeugnis

sein, keine bestimmende Tat; denn neues Unrecht wird sich des Opfers bemächtigen. Im Licht des Tages wird erwachendes wirtschaftliches Gewissen sich darin bekunden, daß Besitz nur noch als anvertrautes Gut erscheint, worüber Rechenschaft geschuldet wird, daß an die Stelle besitzender Willkür Verantwortung des Besitzes tritt, daß ein Leben und eine Arbeit weder um des Erwerbes, noch um des Genusses willen geführt werden kann.

Der Sinn dieser Entwicklung also ist, daß der gleiche Staats- und Glaubensgedanke, der das politische und sittliche Handeln des einzelnen nicht gesondert gelten läßt, sondern Ausgleich, Grenze und Verantwortung dem Leben einer höheren Einheit unterwirft, daß dieser Gedanke sich auch des wirtschaftlichen und geselligen Daseins bemächtigte und die höhere Freiheit an die Stelle der niederen setzte. Die individuelle Freiheit gehört dem inneren Erschauen und Erleben und seinen Schöpfungen, den Werken der Transzendenz, des Herzens, der Kunst und des Denkens.

Wenn somit das letzte Gebiet des menschlichen Handelns, das wirtschaftlich-soziale Dasein seiner vorstaatlichen Willkür entkleidet und auf die Ebene gemeinsamer Verantwortung, göttlichen Willens, seelischen Aufstiegs gehoben wird, wenn eine neue Sittlichkeit und Bedingtheit auch das materiellste Wollen der Menschheit durchgeistet, so kann nicht einer beliebigen staatlichen Form die Bürde und Verantwortung so gewaltiger Beschränkung und konzentrierender Beherrschung auferlegt werden. Es entsteht die politische Frage des Staatenaufbaues in neuem Sinne; jene Frage, die Jahrhunderte hindurch als höchste irdische Obliegenheit dem

theoretischen Denken, der Religion und Philosophie erteilt war, bis sie bei Beginn der mechanistischen und nationalistischen Epoche der geschichtlichen und ethnischen Praxis, dem Gleichgewicht zwischen Überlieferung und zeitlicher Nützlichkeit anheimfiel.

Fordert das zügellose und richtungslose Wesen der menschlichen Bewegung und Gesellung die Verankerung im Transzendenten und Absoluten, die gestaltende Kraft einer neuen Ethik und Sitte, so kann der Staat im Ererbten und notdürftig Zulänglichen nicht beharren. Somit fordert auch unsre Darlegung einen Fortgang, der dem politischen Wege zu widmen ist. Den Weg der Ethik haben wir beschlossen; er ging vom Gesetz der Seele aus und führt zum Gesetz der Verantwortung und zum Leben nicht um des Glückes und der Macht, sondern um der Gerechtigkeit und des Gottes willen.

III.

DER WEG DES WILLENS

Indem wir uns anschicken, den dritten Weg zu beschreiten, den Weg des Willens, des Gemeinschaftswillens, der allem politischen Handeln Grund und Triebkraft ist, fühle ich eines persönlichen Bekenntnisses mich schuldig und will zum erstenmal seit Jahren von eignem Erlebnis sprechen.

Ich schreibe diese Worte am Nachmittag des 31. Juli 1916, und morgen jährt sich zum zweiten Male der europäische Krieg. In tausend Städten werden stolze und wehmutsvolle, ernste und zuversichtliche Betrachtungen gelesen und gehört werden, und der leise Beginn der Müdigkeit wird weichen vor der Hoffnung auf Sieg, Macht und Glück.

Über die Baumwipfel vor meinem Fenster blicke ich in die farbige Ferne des Bruchs, bläuliche Wiesen, weißblonde Felder, silberne Hügelstreifen am Himmelsrand. Eine reiche Ernte wird eingebracht, die Nahrung des Jahres gilt als gesichert. Draußen an den blutenden Grenzen in Ost und West erlahmt abermals, so heißt es, der tolle feindliche Angriff; dies war der letzte, dann kommt die Einsicht und der Friede. Sollen wir viel, sollen wir wenig fordern? Die Parteien kämpfen um das Wie, nicht um das Ob.

Heute sind es zwei Jahre, daß ich von der Denkweise meines Volkes mich schmerzlich getrennt fühle, soweit sie den Krieg als ein erlösendes Ereignis wertet.

Seit Jahren hatte ich die Volksdämmerung erblickt und in Wort und Schrift verkündet. Ihre Zeichen traten mir entgegen im frechen Wahnsinn der Groß-

stadtstraßen, in der Arroganz des materialisierten Lebens, im Milliardenwahn der Säkularfeier von 1813, im Hohn der geschichtlichen Epigramme von Köpenick und Zabern, vor allem in der tödlichen Indolenz unsres verantwortungsscheuen, von Geschäften umnebelten Großbürgertums. Zum letzten Male habe ich im Jahr vor Kriegsausbruch auf die nahende Wende hingewiesen: Nicht aus politischer Notwendigkeit, sondern aus transzendentem Gesetz müsse das Schwere kommen, denn Preußen habe nie anders als durch Schläge gelernt.

Im Sommerglück der Julisonne jubelte das reiche, lebensfrohe Volk von Berlin dem Kriegsruf entgegen. Lebende und Todgeweihte in hellen Kleidern, heitern Auges, fühlten sich auf dem Gipfel lebendiger Macht und politischen Daseins. Ein Schatten des Hasses zuckte durch das wogende Menschenfeld: es hieß, ein russischer Spion sei auf den Stufen des Doms verhaftet worden; als Postbote verkleidet habe er Wurfgeschosse bei sich geführt. Doch die Augen hellten sich auf, der Schreck versank in der tausendfältigen Spannung der Siegeshoffnung und Kampfessehnsucht.

Den Stolz des Opfers und der Kraft durfte ich teilen; doch dieser Taumel erschien mir als ein Fest des Todes, als die Eingangssymphonie eines Verhängnisses, das ich dunkel und furchtbar, doch niemals jauchzend und um so furchtbarer geahnt hatte.

Und während der Siegeszug über den Westen brauste, die Türme von Paris sich zeigten, die zweite Siegeskrönung von Versailles erschimmerte, war mein Gedanke: Rettung aus Not, aus starrer Umklammerung, aus tödlicher Friedensfeindschaft. Damals saß ich im preußischen Kriegsministerium, um

durch Gedankenarbeit die Wirkung der Meereskettung brechen zu helfen; daß nicht täuschende Erinnerung mir die Sorge jener Zeiten übertreibt, dessen sind Zeuge die Maßnahmen, die sich auf viele Jahre erstreckten und deren Wirkung Berufene bekräftigen.

An ehrenvolle, gottgesandte Rettung glaubte ich und glaube ich noch heute, doch ebensowenig an volles Friedensglück wie in jenen gesteigerten Tagen unsrer nationalen Geschichte. Und abermals sind nicht politische und militärische Gründe bestimmend, sondern transzendente.

Ich glaube nicht an unser Recht zur endgültigen Weltbestimmung — noch an irgend jemandes Recht dazu —, weil weder wir noch andere es verdient haben. Wir haben keinen Anspruch darauf, das Schicksal der Welt zu bestimmen, weil wir nicht gelernt haben, unser eigenes Schicksal zu bestimmen. Wir haben nicht das Recht, unser Denken und Fühlen den zivilisierten Nationen der Erde aufzuzwingen; denn welche auch ihre Schwächen sein mögen, eines haben wir noch nicht errungen: den Willen zu eigener Verantwortung.

Heiß und zuversichtlich glaube ich an glücklichen Ausgang; darüber hinaus fürchte ich. Denn dieser Krieg ist nicht ein Anfang, sondern ein Ende; was er hinterläßt, sind Trümmer. Und um diese werden sich alle streiten: Völker, Parteien, Stände, Kirchen, Familien. Trüge nicht jeder Verfall die Keime neuen Lebens, so dürften wir nicht mehr atmen. Das neue Leben aber kann kein andres mehr sein als das Erwachen der Seele, denn es ist verkündigt; nur dieser Keim kann knospen, wenn jeder andre zertreten ist. Verschlägt es etwas, daß keiner von

uns Lebenden diese Verheißung erlebt? Nein und ja: Wir sind des Künftigen sicher, doch wir sterben als ein Geschlecht des Übergangs, ein heimgesuchtes, zum Düngen bestimmt, der Ernte nicht würdig.

Was haben diese Bekenntnisse mit dem Kommenden zu tun? Sie bedeuten den Abstieg aus dem freien Reich des Gedankens, in dem wir uns bewegten, zur Not des Tages. Die Aufgabe, die Gedankensphären, deren Ziel und Erfüllung an bestimmbare Zeitläufe nicht gebunden war, im Wirklichen zu verankern, ist unentrinnbar; denn sind sie Wahrheit, obschon sie dem Bestehenden zu widersprechen scheinen, so müssen zum mindesten die Fugen im festen Bau der Gegenwart aufgezeigt, die Breschen geschlagen werden, durch die der erste Hauch des neuen Reichs hereindringen soll. Das ist mühsame Erdarbeit, Wühlen im Gegebenen, im örtlich, zeitlich, zufällig Gebundenen; die Geschlossenheit des Gedankens, die Fühlung mit dem Meteorischen geht zeitweise verloren. Hartes Werkzeug wird gefordert: das leichte Klopfen an den Wänden, das der Gebildete liebt, frommt nicht; an manches Liebgewordene gehört die Axt.

Ist der Abstieg vom Lichten ins Gemäuer beklemmend, so hat es fast Unmenschliches zu bedeuten, wenn jetzt dem reinsten Volk, da es aus seinen Wunden blutet, da es zum Heer gewandelt das Unvordenkliche leistet und trägt, wenn Härte jetzt, die Undankbarkeit scheint und Liebe ist, ihm alles Schwere und Unverklärte entgegenhält, das in seinem klaren Wesen dunkelt. Noch härter ist es, wenn im Übergang vom schwer gehaltenen Burgfrieden zum Kampf aller gegen alle nicht die Stimme

zum Frieden erhoben werden soll, sondern zur Verurteilung von Werken und Werten, die beständig schienen.

Ein Jahr lang hat diese schmerzliche Erwägung die Fortsetzung meiner Niederschrift gehemmt. Ich nehme sie auf, weil die Pflicht mich bestimmt, nicht zu verschweigen, was als Überzeugung mir auferlegt ist, und weil ich glaube, daß im Zwiespalt zwischen Zeiterwägung und absolutem Drange die zeitlose Wahl nicht zum Unrecht führen kann.

Eine Reihe von Vorfragen sind zu erörtern, die zum Teil im Voraufgegangenen gestreift wurden.

1. Tradition und Ideal. Seit hundert Jahren bedient man sich in Deutschland in politischen Dingen unausweichlich der historischen Methode. Es mag daher einmal gestattet sein, mit ihr selbst die historische Methode zu bekämpfen.

Soweit unsre gemeinhin anerkannten Ziele nicht lediglich abgewandelte materielle Interessen sind, entstammen sie nicht der erblichen Arbeit politischer Geister, wie sie in westlichen Ländern durch Parteibesitz, in östlichen durch Dynastenüberlieferung sich objektiviert, sondern der Kathederpraxis des deutschen Gelehrten; denn unsre Parteien sind jung, ohne verantwortliche Erfahrung, durch lebhafte Materialinteressen geblendet, und unsre Krone war bisher, da sie eine bestimmte Regierungsform verteidigte, gezwungen, Partei zu sein.

Der Forscher aber steht nach seiner Wesensanlage im polaren Gegensatz zum Tatmenschen, zum handelnden Politiker und Geschäftsmann. Sein Vehikel ist der Beweis, der diametral dem unbeweisbaren Instinkt, der Intuition gegenübersteht. Beim Handeln kommt es nicht sowohl darauf an, ob eine

Tatsache wahr sei, sondern, welche von zwei oder vielen wahren Tatsachen oder Tatsachenkomplexen schwerer wiege. Forschen heißt suchen, und suchen ist nicht wägen. Freilich wird auch der gewissenhafte Gelehrte Gelegenheit haben, im Kreise seines Berufes die Arbeit des Wägens zu üben, etwa da, wo es sich um dokumentale Glaubwürdigkeiten handelt, doch vollzieht sich diese Übung im Bereich des Herkommens, das Wägen bleibt Hilfsbegriff und wird nicht zum Grundprinzip.

Aber auch dies Prinzip des Wägens ist nicht das letzte; das letzte ist: Ziele in sich fühlen, die nicht vom Suchen und Lernen, sondern von einer bewußt oder unbewußt erschauten Weltauffassung gegeben sind. Unverrückbares Wissen, Gedächtnis und erprobte typische Denkmethoden sind unentbehrliche Arbeitsmittel des Gelehrten; dem Handelnden sind sie gelegentliche Stützen; immer wieder muß sein Tatsachenmaterial geändert, beständig sein Gedächtnis geleert und gefüllt werden, immer wieder müssen die Methoden seines Denkens und Entschließens improvisiert sich erneuern, weil sein Handeln Kampf ist; nur das vorleuchtende Ziel darf seine Richtung bewahren. Wer zum Handeln taugt, der taugt nicht zum Forschen, die Zumutung, sich in Abhängigkeit von fremdem Denken und gesammeltem Material zu setzen, wird ihn lähmen; wer zum Forschen taugt, wird in der dauernden Anspannung des unbeweisbaren Entschlusses ein irrationales Element der Verwegenheit erblicken. Das Gebiet des Handelns steht dem künstlerischen Schaffen unendlich näher als der Gelehrsamkeit.

Wird der Gelehrte politisch, so muß er, was seine Ziele anlangt, die Neigung zeigen, sie aus dem

Gegebenen, etwa in der Form der Extrapolierung einer Kurve, entstehen zu lassen. Wäre die Vorsehung seiner Methode gefolgt, so hätte es die großen Beugungs- und Wendepunkte der Weltgeschichte nie gegeben; die jeweilige Richtung hätte sich in milder Asymptotenschwingung dem unerreichbaren Nullpunkt zugesenkt.

Subjektiv stellt die Gelehrtenpolitik sich dar als eine zugestandene Neigung zur Tradition, zur Herleitung aus örtlichen, zeitlichen, physischen und menschlichen Gegebenheiten, als Abneigung gegen alles Unvermittelte und Ideelle, das unter dem Bilde des Dogmatischen und Spekulativen erscheint.

Durch Augentäuschung scheint die Kontinuität des Vergangenen die geschichtlich-gelehrte Auffassung der Politik zu rechtfertigen. Die Täuschung ist eine dreifache: Zunächst wirkt die Patina des Alters. Sie läßt das Ungleichartige scheinbar zusammenwachsen, indem sie mit dem Auswuchs örtlicher, historischer Eigenart auch das Paradoxe überdeckt. Der russische Feldzug Napoleons wird, wenn in 2000 Jahren die Dokumente zerstört sein sollten, vielleicht in seiner Paradoxie als ein Sonnenmythos gelten; uns erscheint er in Kenntnis der Einzelheiten als ein sehr französisches Unternehmen. Sodann: In der Kontinuität selbst liegt eine Täuschung; sie ist nur rückblickend zu erkennen. Wenn jemand die unbekannte Blüte einer neuen Pflanze erwartet, so mag er aus Stamm und Blättern vielerlei Gebilde organisch sich ersinnen: erst der Anblick überzeugt ihn von der einleuchtenden Notwendigkeit der naturgewollten Form und Farbe. Er erblickt *a posteriori* eine Kontinuität, die ihm eindeutig erscheint, bis er aus gleichartiger Pflanze

eine variierte Blüte sich entfalten sieht, die ihm die Mehrdeutigkeit der Funktion offenbart. Und endlich: Der rückgewandte Blick ändert die Voraussetzungen. Tritt das absolut Überraschende ein, so wird es dem Beschauer leicht, aus dem Dunkel des Voraufgegangenen neue Bedingungseigenschaften zu entdecken, die vorher unbeachtet waren und nunmehr die Vergangenheit und ihre Voraussetzungen umschaffen. Das Bild der Gegenwart ist fast so subjektiv wie das der Zukunft, und die scheinbar so objektive Vergangenheit ist veränderlich.

Objektiv gefaßt ist Traditionalismus das Element der Trägheit und als solches gerechtfertigt. Die Einrichtungen und Begebenheiten einer Gemeinschaft müssen nicht über ein gewisses Maß labil sein, sonst ergeben sie das Bild einer Negerrepublik. Freilich genügen gemeinhin die verwachsenden Wurzeln der Interessen, um das Bestehende zu erhalten. Tritt bremsende Auffassung der Tradition hinzu, so erhöht sie das Maß der Zähigkeit; übernimmt sie die Führung, so entsteht Überalterung des Systems. Ist dies in einem Lande wie dem unsern, das ohnehin politischer Initiative und jeglicher Formfindung abneigt, der Fall und erkannt, so bedarf es eines gesteigerten Einschlages von spekulativem Idealismus und intuitiver Schwungkraft, um das Schwergewicht des Bestehenden zu entlasten.

Und hierin löst sich die Antinomie von Tradition und Idee: Das Überlieferte wird stets die Erdkraft besitzen, um das Meteorische sich anzugleichen und so die Kontinuität des Geschehens zu wahren; das Ideelle, und mag es noch so abstrakt und ungewohnt erscheinen, muß das Verknöcherte und Verholzte zu neuen Trieben auflockern.

2. Der deutsche Freiheitsbegriff, gleichfalls eine Schöpfung der Gelehrsamkeit, besagt, wenn man ihn des metaphysischen Beiwerks entkleidet, etwa das folgende: Zügellos zu sein wünschest du nicht. Zwischen Zügellosigkeit und Freiheit liegt die organische Beschränkung. Du unterliegst keiner andern als dieser organischen, gottgewollten Beschränkung. (Dieser Zwischensatz wird selten bewiesen, vielfach mit dem Hinweis, daß es anderswo auch nicht besser sei, abgetan.) Erkennst du dies an, so bist du innerlich frei; es bleibt dir überdies die transzendentale, die sittliche, ästhetische und religiöse Freiheit.

Es ist unabweisbar, daß mit dieser Gedankenkette sowohl die antike und moderne Sklaverei, wie die Inquisition, der Absolutismus, die Leibeigenschaft, das Schwitzsystem und die Kolonialausschreitungen sich rechtfertigen lassen. Denn es kommt nur auf den Zwischensatz an; die transzendente Freiheit bleibt den Objekten der Fürsorge stets gewahrt. In diesem Zwischensatz aber entscheidet der Begriff des Organischen, und daß dieser Begriff von den Vertretern der Schlußkette ausgedehnt interpretiert wird, geht daraus hervor, daß erbliche Abhängigkeiten von Mensch zu Mensch, von Schicht zu Schicht, von Religion zu Religion, gelegentlich auch von Volk zu Volk als innerhalb des gottgewollten Rahmens erachtet werden.

Ist aber die vermeintlich gottgewollte Bindung in Wahrheit keine organische, so geht sie in willkürlichen Zwang über, der zweifellos unter keinen noch so philosophisch gefaßten Freiheitsbegriff zu ordnen ist, und die Unerträglichkeit des Zwanges wächst mit der Willkür, die weder durch geschicht-

liches Herkommen, noch durch Autorität gerechtfertigt werden kann.

Da nun über Kasuistik und Kriterien des deutschen Freiheitsbegriffes abermals derjenige zu entscheiden gewohnt war, der ihn geschaffen hatte, nämlich der Berufsgelehrte, so sind seine bürgerlichen Veranlagungen für die herrschende Auffassung lehrreich. Die bürgerliche Stellung des bestallten Gelehrten wird von keinem andern Kraftfeld bestimmt als von der Schätzung, die er bei seinesgleichen findet. Weder von einem Publikum hängt er ab wie der Berufskünstler, noch von Gesetzgebung und Konjunktur wie der Gewerbetreibende, noch von Parlamenten, Vorgesetzten und Souveränen wie der Staatsmann, noch von einer Arbeitgeberschicht wie der Proletarier. Er lebt, nicht nur geistig, sondern auch bürgerlich in einer Gelehrtenrepublik, in einem Staat im Staate, in den neben der Vorsehung und der Steuergesetzgebung nur gelegentlich der milde Finger eines Kultusministers leise eingreift. Eine breite Autorität nach unten sichert der Ruf des Lehrstuhls, ein gefälliges Verhältnis nach oben kommt durch Formen und Beziehungen zustande und verkörpert sich in unausbleiblichen akademischen, höfischen und staatlichen Würden. Dieses elastisch schwebende Gleichgewicht innerhalb des flüssigen Körpers der Gesellschaft stimmt wunschlos und läßt sich als Inbegriff staatlicher Freiheit deuten. Hier ist wohlverstandene organische Gebundenheit mit geistiger und bürgerlicher Beweglichkeit, Autorität und Herrschaft mit erträglicher Unterordnung vereinigt; das Lob der Gelehrtenlaufbahn ist die Apologie der deutschen Freiheit.

Angenommen nun — was nicht zu befürchten

ist —, der Gelehrte lehne sich künftig als befangen ab, das Schiedsgericht über die Auslegung des Freiheitsbegriffes zu üben: welche Möglichkeit eigenen Urteils bliebe uns erhalten?

Zweifellos ist das Kriterium der organischen Gebundenheit kein absolutes, dennoch läßt es sich zwischen Grenzen einschließen. Eine Bindung hört auf, organisch zu sein, wenn sie nicht mehr notwendig ist. Sie ist nicht mehr notwendig, wenn glaubhaft gemacht werden kann, daß das Ziel auch mit minder beschränkenden Mitteln erreicht werden kann. Das Ziel aber ist das durch die entscheidende Weltanschauung gebotene; und diejenige Weltanschauung entscheidet, die unabhängig von Interessen und persönlichen Wünschen aus tiefer Überzeugung in den Herzen der Menschen Wurzel faßt.

Damit wäre nicht viel gewonnen, weil nun das Rätsel der Freiheit durch das Rätsel der Weltanschauung ersetzt sei? Damit ist manches gewonnen. Denn nunmehr geht das Richteramt über das, was Freiheit ist und was Bedrückung, vom Historiker, Juristen und Verwaltungsmann über auf den praktischen Staatsmann, der entscheidet, ob die Ketten unentbehrlich sind, und der sein Licht nimmt von dem, der Weltanschauung schafft und empfängt. Damit hat jede Einzelbindung aufgehört, an sich gottgewollter Selbstzweck zu sein, und keine ist unantastbar. Das Problem der Freiheit wird von neuem lebendig, es wird zum Problem der Entwicklung und der höchsten Fragen; der Fordernde kann nicht mehr mit überlegenem Sittlichkeitsbewußtsein von der Schwelle gewiesen werden; die Beweiskraft der Weltanschauung und Praxis lastet auf

dem Bevorrechteten und Bevorzugten. Weltanschauung ist aber nicht jeder beliebige Komplex übersetzter Interessen, sondern nur derjenige harmonische und geschlossene Glaube, der in der Tiefe des Menschlichen und Göttlichen wurzelt. Wer ihn ablehnt, indem er an das Schwert seiner Macht schlägt, der verteidigt Gewaltrecht und stellt sich außerhalb der Kämpfe des Geistes auf den Streitplatz der Interessen; er kann Mitinteressenten werben, aber er begibt sich des Rechtes, menschlich zu überzeugen.

Von allen politischen Auffassungen gibt es heute nur eine, die sich auf eine Weltanschauung stützt, nämlich die konservative, soweit sie sich auf das Christentum, und zwar nicht im Sinne einer Konfession, sondern des absoluten Glaubens gründet. Daher die schöne Einheit ihres Empfindungskreises und die charakterformende Stärke ihrer Überzeugungen. Um jedoch die bestehenden Bindungen zu rechtfertigen, muß auch sie über den Kreis der evangelischen Wahrheiten, selbst der christlich-mittelalterlichen Gefühlsinhalte, weit hinausgreifen und auf das Gebiet der Interessen übertreten.

Im Gegensatz zur überkommenen Denkform bemüht sich diese Schrift, alle ihre Forderungen, die deshalb über den Bezirk der praktischen Politik zum Teil transzendieren und somit eine Transzendentalpolitik bilden, aus der Geschlossenheit einer Weltanschauung abzuleiten, die sich auf das Wesen und Werden der Seele gründet. Mit einer Ausnahme: Die pragmatischen Aufgaben dieses letzten Teiles erfordern eine empirische Voraussetzung, um tiefer in das Wesen der bestehenden Dinge und Einrichtungen zu dringen. Diese Voraussetzung ist der

transzendental nicht unbedingt beweisbare Satz vom Machtanspruch des Staates, der den Gegenstand der dritten Vorfrage bilden soll.

3. Bedarf ein innerlich wachsender Großstaat wachsender äußerer Macht? So selbstverständlich die Bejahung im interessenpolitischen Sinne erscheint, im menschlichen Sinne kann sie zweifelhaft sein. Niemandem fällt es ein, den Bürger der Eidgenossenschaft oder der Niederlande zu verachten, weil sein Staat keine Großmacht ist, keine Botschafter unterhält und zu Kongressen nicht ständig zugezogen wird. Je länger der nationalistische Zerfall Europas vorschreitet, desto häufiger werden die Fälle sich wiederholen, wo mittlere, kleine, selbst unansehnliche Staaten von Großmächten emsiger umworben werden als die schwer zu bewegenden Imperialstaaten, weil im Gleichgewicht der Konflikte der Zutritt der kleinsten Belastung den Ausschlag geben kann. Balkanisiert sich weiterhin Europa noch einige Menschenalter, so muß eine derartige Beweglichkeit der lockeren und festen Staatenbünde eintreten, daß mit Ausnahme weniger restlicher Nationalstaaten jede Nationalität eine Art von Recheneinheit bildet, die sich in wechselnden Verbindungen fraktionsartig summiert und nur in der Summierung nach Maßgabe der geographischen und physischen Gesamtstärke Macht übt.

Unzutreffend ist auch die abstrakte Erwägung, es sei in der geistigen Ökonomie der Welt irgendeine Kulturform so unentbehrlich, daß sie zum Heil der übrigen mit wachsender Macht umhergetragen und eingeimpft werden müsse. Es gibt eine extensive Macht der Zivilisation, weil diese auf Einheitlichkeit der Lebensführung beruht; es gibt keine exten-

sive Macht der Kultur, denn sie besteht in der Eigenartigkeit und Einmaligkeit des Geistigen. Die stärkste und unsterblichste der Kulturen, die wir kennen, die hellenische, wurde in ihrer Höhezeit von einer kleineren Zahl freier Menschen getragen, als heute in einer mittleren deutschen Provinzstadt beisammen wohnen; diese Kultur ist nach ihrem irdischen Tode Beherrscherin ihrer Besieger und ohne Propaganda über Europa hinaus bis nach China, Amerika und Australien mächtig geworden. Die ethische Kultur Palästinas umspannte die Welt nach dem politischen Erlöschen ihres Landes, solange sie konfessionell nicht gebunden war, und findet erst heute ihre Gegenkräfte in unerstarrten Glaubensformen. Fast hat es den Anschein, als leuchte das Kulturphänomen wie ein Abendrot über den Erdenhimmel erst dann, wenn das spendende Gestirn sich gesenkt hat. Sicherlich aber geht der Welt von diesem Phänomen nichts verloren; ist die Blüte der Nation, die mit ihrem politischen Höhepunkt selten zusammentrifft, vorüber, so kann sie, sofern ihr Blut sich nicht gänzlich erneuert, nur noch sich selbst parodistisch wiederholen; doch das Geschaffene geht über in das Bewußtsein des planetaren Geistes, gleichviel ob Pergamente, Erze und Steine vernichtet werden.

Unwiderleglich bleibt jedoch der Trieb des Lebens. Jedes Geschöpf lebt so lange, bis es sterben will. Der kollektive Geist der Nation aber, wie jeder andre Geist, drückt seinen Lebenswillen sichtbar aus durch Wachstum und Mehrung. Wachstum bedeutet Willen zur Vernichtung des andern, denn das Leben lebt vom Tode, und erst die keimende Seele wendet das Urgesetz durch Liebe. Hoch-

konstituierte Sammelgeister, wie die der Nationen, sind jugendlich, um Jahrhunderttausende jünger und primitiver als die scheinbaren Einzelgeister der menschlichen Individuen, und wenn es auch dereinst gelingt, die Mordlust ihres Lebenswillens zu bändigen, so wird friedlicher oder gewaltsamer Kampf um Lebenselemente hier wie in aller organischen Natur den gesetzlichen Beweis des Daseinswillens und des Daseinsrechtes erbringen.

Billigen wir den Lebenswillen und seinen kämpferischen Ausdruck der Selbstverteidigung, so nötigt uns die säkulare Gestaltung des Völkerlebens, deren Ablauf auf Jahrhunderte wir nicht abzusehen vermögen, auch ein werbendes Recht der Nationen auf Machtzuwachs anzuerkennen.

Die zeitliche Gestaltung des Machtwillens haben wir nunmehr zu kennzeichnen; ihre Bezeichnung durch die beiden Tendenzen des Nationalismus und Imperialismus mag beibehalten werden, obwohl sie nichts andres bedeuten als einen zweifachen Anblick der Mechanisierung des staatspolitischen Lebens.

Gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts vollzog sich in Europa der Abschluß einer tausendjährigen Bewegung; die Verschmelzung der doppelschichtigen Bevölkerungen der historischen Nationen. Bis dahin war alle Geschichte ausschließlich Geschichte der Oberschicht gewesen; das Erleben der Unterschicht blieb unhistorisch wie das Erleben des Orients. Deshalb wissen wir fast nichts von der Art und Herkunft dieser Unteren und Unfreien, die bei Beginn der geschichtlichen Epoche vielleicht nicht zahlreich waren, die aber sich geschwinder vermehrten als ihre Herren und überdies alle Elemente

aufnahmen, die aus der Oberschicht proletarisch absanken. Auch von ihrem Leben, Denken und Fühlen wissen wir wenig, und das wenige ist meist negativ. Sie hatten kein Nationalbewußtsein und keinen politischen Willen. Staatsrechtlich mehr oder minder geschützt oder entrechtet, waren sie Eigentum; ob der gnädige Herr ein Italiener, ein Franzose, ein Pole oder Schwede war, ob ein eingeborener, ein fremder Landesherr oder Kirchenfürst hoch darüber schwebte, galt ihnen gleich. Wenn heute ein romantisch-konservatives Empfinden uns dies Verhältnis zum Patriarchentum verklärt, so sollen wir nicht vergessen, daß bei mancher an Tierschutz erinnernden Fürsorge diese Menschen als Ware verkäuflich waren und daß sie ihren Eignern ohne übelwollenden Beigeschmack zeitweilig schlechtweg Kanaille hießen.

Überwiegend sind es die Nachkommen dieser Unterschicht, die heute den Körper und die Kraft Europas bilden. Sie haben den Firnis aufgezehrt, den die germanischen Oberschichten den europäischen Ländern auferlegt hatten, sie haben die Völker entgermanisiert und den neuen Gemeinschaftscharakter der kontinentalen Bevölkerungen in Aussehen, Bildung und Lebensform geschaffen. Sie haben die neuen dem Germanentum fremden und widerstrebenden Denkformen des mechanisierten Zeitalters emporgetragen, sie haben neue Sprachen, Künste, Gewerbe und Lebensauffassungen erfunden, die aus den Wurzeln alter unterschichtiger Klugheit, disziplinierten Gehorsams und individualitätsloser Betriebsamkeit gesogen sind. Vielfach hat ein qualitativ sicheres, kausal irrendes populäres Empfinden die Juden für diese gewaltigste

Geistesumwälzung der Zeiten verantwortlich gemacht, weil man erkannte, daß ihr Denken mit dem der mechanisierten Epoche seltsam übereinstimmt. Es hieße die Juden zu den geistigen Herren der Welt machen und die europäischen Völker rücksichtslos unterschätzen, wollte man den wenigen Hunderttausenden, und noch dazu für Länder, in denen sie nicht wohnen, und für Zeiten, in denen sie kein bürgerliches Leben führten, Verdienst und Schuld der Mechanisierung zuweisen. Diese Weltbewegung konnte nur entstehen, indem die westliche Welt ihr Antlitz änderte, sie mußte es ändern, weil eine gewaltig angeschwellte Menschenflut die dünngewordene aristokratisch-germanische Haut durchbrach, und weil zum erstenmal seit den Völkerwanderungen eine neue Bevölkerung den Westen überdeckte.

Die große französische Revolution wird von unsrer Geschichtsschreibung, eingedenk ihrer staatsgelehrten Blütezeit, vorwiegend mit den Augen der Restauration betrachtet; sie gilt nicht als ein Grundphänomen der Bevölkerungsgeschichte, sondern als ein geschichtlicher Zwischenfall verdächtiger Art, durch Mißstand und Mißwachs verursacht, von einem Großstadtpöbel angerichtet; als ein peinliches Übel, das eine Reihe überraschender, dogmatisch-rationalistischer Experimente zeitigte und den wohlgesinnten Völkern unabsehbare Unbequemlichkeiten brachte. Dieser im Sinne der Abschreckung verdienstlichen Betrachtung gegenübergestellt bleibt die Auffassung, daß jener Umsturz die explosive Erscheinung bedeutet, die in Frankreich die Umschichtung vollendete und die mit ungewollt angesteckten Detonationen auch in den

Nachbarländern das neue Gleichgewicht, wenn auch mittelbar, erzwang.

Daß Deutschland die Wirkung mittelbar erlebte, daß bei uns die Revolution latent blieb und sich stückweis in Putschen und Kongressen, in Parteikämpfen und Bürgerkriegen auswirkte, trägt zur Farbigkeit des deutschen Bildes bei, begründet aber unsern Mangel an politischem Verantwortungsgefühl, der, wie wir später sehen werden, eine der tieferen Ursachen des gegenwärtigen Krieges bildet. Immerhin: Die Umschichtung wurde auch uns nicht erspart, und auf ihr ruht, was uns hier beschäftigt, das Phänomen des Nationalismus.

Die überwiegend germanische Oberschicht Europas hatte eine verwandtschaftliche Internationalität gezeigt von der Art etwa, wie die heutigen Dynastien und höchsten Adelsgeschlechter über alle Grenzscheiden und Glaubensgegensätze hinweg gleichsam eine kosmopolitische Familie bilden, die nur eine grundsätzliche, durch Hausgesetze verbürgte Scheidung kennt: den unteren Ständen gegenüber; und die nur gelegentlich, soweit sie durch Erbgang, Heirat oder politischen Anfall Besitz und Herrschaft übernimmt, die Konvention nationaler und konfessioneller Eigentümlichkeiten sich aneignet. Diese Freizügigkeit der Oberen stieß nicht auf nationale Kulturgegensätze. Wohin sie sich wendete, traf sie die gleiche Glaubensherrschaft der Kirche, die gleichen ritterlichen Gebräuche, die gleiche Sprache der Gebildeten, den gleichen Inhalt der Bildung und Kultur. Der Begriff der Nationalität wurde nur undeutlich, etwa im Sinne einer Sprachabgrenzung, empfunden. Erst die beginnende Umschichtung schuf das städtische Bürgertum und

mit ihm die nationalen Spaltungen, die sich schließlich selbst auf den Glauben erstreckten.

Der vollendete Übergang der Volkskraft auf die Unterschichten fand diese Spaltungen vollendet und bemächtigte sich ihrer zum Ausbau des nationalen Empfindens. Der Niedergeborene hat nur Eine Heimat, Eine Sprache, Einen Glauben, Eine Überlieferung, die seiner Väter. Das Fremde ist ihm unverständlich und verhaßt; das eigene Haus schließt er ab, der Nachbarort ist ihm ein Spott, der Nachbarstamm verdächtig, das fremdsprachige Nachbarvolk ein geborener Feind. Die Schalen des Hasses umhüllen wie die Schalen der Liebe; nur der Überblickende vermag Kontraste aufzulösen und Gemeinsamkeiten zu achten; ein Nationalgefühl, das ein ganzes Land umfaßt, setzt entweder große Gleichförmigkeit der physischen und geistigen Artung voraus, oder die beginnende Hebung des Blickes; uns Deutschen erwächst erst jetzt das volle und reine Nationalgefühl.

Der politische Nationalismus bedarf nicht sowohl dieses Gefühls als der gewußten oder vorgestellten Erfahrung des feindlichen Gegensatzes, der weit über die Grenze des Kontrollierbaren hinaus bei jeder politischen Verwicklung und vor jedem Feldzuge bewußt und mit einfachen Mitteln entfacht werden kann. Es ist uns schwer begreiflich, daß die älteren Kriege selten nationale Erbitterungen, häufig nicht einmal entfremdende Erinnerungen hinterließen, außer etwa im Hinblick auf neue und ungewohnte Greueltaten; es kommt uns freilich auch kaum zu Bewußtsein, daß die deutschen Kriege der letzten drei Jahrhunderte fast durchweg Bürgerkriege waren. Krieg wurde ge-

führt, wenn der Herr es wollte und der Komet erschien; ins Feld zogen Berufene; wer die Saaten zerstampfte und Dächer zündete, Landsmann, Freund oder Feind, war Zufallssache.

Die große Schule des Nationalismus brachten die Napoleonischen Kriege. Der Gegner war ein greifbarer dämonischer Franzose, sein Volk hatte unbarmherzig gehaust, die Söldnerheere Europas reichten zur Abwehr seines Volksheeres nicht aus; die Fürsten mußten zu ihren Völkern herniedersteigen und Waffenbrüderschaft mit ihnen schließen, den Stachel der unbewußten Erkenntnis im Herzen, daß sie damit die Umschichtung des Kontinents vollendeten, oder, wie sie es nannten, der Revolution dienten. Doch in Frankreich selbst, das fast ein Menschenalter lang die Schale der nationalen Begeisterung gekostet hatte, war der eigentliche Nationalismus so wenig erwacht, so undifferenziert, daß man den Zaren als Befreier bejubelte und daß keine Spur von Haß gegen die Eroberer von Paris zurückblieb.

Die Völker waren die Träger wo nicht ihrer Schicksale, so doch ihrer politischen Vorstellungswelt geworden; wo Ehrgeiz und Bestimmungswille herrschte, verlangten sie Verantwortung, sonst zum mindesten Loslösung von Fremdherrschaft, daneben Einheit. In Deutschland wurde das Einheitsstreben nur von einem Teil der Gebildeten getragen; es konnte daher nicht vom Volke verwirklicht werden, sondern vom diktatorischen Sieger im Bürgerkriege und Eroberungsfeldzug.

So ist das 19. Jahrhundert zur Epoche der großen nationalen Absonderungen und Zusammenschlüsse geworden; das Osmanische Reich zollte dieser

Bewegung seine europäische und afrikanische Existenz, und dieser gewaltige Auflösungsprozeß bildete das zentrale Ereignis der westlichen Politik, von dem mit Ausnahme der deutsch-französischen Abrechnungskonflikte alle europäischen Krisen ausstrahlten. Unberührt blieben bisher die beiden Sammelgebilde Österreich und Rußland, die beide wechselseitig ihre Spaltungsprozesse fördern, und zwar gegenwärtig mit Gewalt.

Die höchstmögliche Steigerung wurde dem nationalistischen Gedanken durch die weltwirtschaftlichen Folgen des Umschichtungsprozesses zuteil.

Die Bevölkerungszunahme, der wachsende Wohlstand, der steigende Bedarf an Dingen, die nicht unmittelbar der notwendigsten Lebenshaltung dienen, läßt die landwirtschaftliche Grundlage der zivilisierten und dichtbewohnten Staaten unzulänglich werden. Mechanisierte Produkte werden gefordert, und um sie zu erzeugen, werden Grundstoffe jeder möglichen mineralischen und organischen Konstitution benötigt. Kein europäisches Land genügt sich selbst durch Bodenfülle und klimatische Reichhaltigkeit, um diese Mittel sämtlich aus seinen Flanken hervorzubringen; sie müssen gekauft und bezahlt werden. Für die Tauschzahlung werden zunächst die eigenen Überschußprodukte herangezogen; doch bleibt noch immer für die Länder des europäischen Kontinents ein gewaltiger Restbedarf zu decken und zu bezahlen. Wie bezahlt man ihn? Es gibt nur ein einziges Mittel: die Lohnarbeit. Man kauft mehr Rohstoff, als man für den eigenen Bedarf nötig hat, veredelt ihn und führt das fertige Produkt aus, um durch den Wertunterschied den eigenen Verbrauch zu ent-

gelten. Man wird zum Lohnarbeiter der Welt, das Land wird zur Lohnwerkstatt. Und da jeder in der Lage ist, sich um einen Anteil an der Gesamtarbeit zu bemühen, so entsteht ein Wettbewerb aller auf dem Weltmarkt der Arbeit; dieser Wettbewerb spielt sich ab in den Formen des Kampfes um Ausfuhr.

Denn Ausfuhr ist, gemeinwirtschaftlich betrachtet, nicht bloßer Ausdruck der Erwerbslust der Industriellen, sie ist auch nicht der übermütige Drang strotzender Gewerbe; sie ist Verkauf einheimischer Arbeitsleistung zur Abdeckung der Warenschulden, die jedermann macht. Denn jedermann kleidet sich in fremde Wolle und Baumwolle, verzehrt fremde Nahrungsmittel, gebraucht Maschinen aus fremdem Metall oder Erzeugnisse dieser Maschinen aus fremden Substanzen.

Die angelsächsischen Länder allein stehen diesem Wettkampf um den Lohnmarkt oder Absatzmarkt der Welt leidenschaftsloser gegenüber; die Amerikaner, weil ihr kontinentales Riesenreich der einzige geschlossene, nahezu selbstgenügende Bezirk der Erde ist, die Engländer, weil ihre Vorfahren in einer der Entwicklung unbegreiflich vorauseilenden Erkenntnis ein Kolonialgebiet erschlossen, das liefert, was man verlangt, und empfängt, was man ihm bietet, während zugleich die Vormundschaft des europäischen Handels an Gewinnen das erübrigte, was, als werbende Investition fremden Ländern anvertraut, jährliche Warentribute in geforderter Höhe eintrug.

Mochten die übrigen Staaten bis auf den heutigen Tag den eigentlichen Zusammenhang ihres erbitterten Wettbewerbes um den Arbeitsmarkt

nur unbewußt empfinden: — kollektives Handeln folgt gemeinhin dunklen Instinkten und wird der logischen Begründung erst rückblickend sich bewußt — ihr Vorgehen entsprach folgerichtig den Bedürfnissen der neuen Not.

Warum soll der andre sich bereichern an der Arbeit, die er uns abnimmt? Mag er sein Unentbehrliches von uns beziehen, er soll es uns teuer bezahlen; und wir wollen ihm das Zahlungsmittel entwerten, indem wir ihm die Tauschzahlung erschweren. Man nannte es Schutz der nationalen Arbeit, denn tatsächlich haben die Systeme des Schutzzolls die Kraft, erwachsende Wirtschaften zu stärken und einheimische Lebensbedingungen zu heben. Eine Übertragung des Nationalgefühls auf wirtschaftliche Interessenfragen war die Empfindungsform, in der die Logik des Erwerbskampfes unbewußt sich auswirkte.

Nicht genug; denn es blieb noch die eigene Bedürftigkeit an fremden Urprodukten, die immer wieder den notgedrungenen Käufer zum Bittsteller bei seinem Gläubiger machte. Hier konnte nur die englische Formel frommen, da die amerikanische unerreichbar blieb: Der Kolonialstaat, der vom fremden Bezuge unabhängig machte, die Flotte, die ihn erwarb und beschützte, die Landwege, Häfen und Stützpunkte, die den Halt des Weltreiches stützten.

Zwei neue Begriffe waren durch das Übergreifen der mechanistischen Lebens- und Denkform auf die Staatswirtschaft geschaffen: Der wirtschaftliche Nationalismus als feindlich wirkende Arbeitskonkurrenz auf dem beschränkten Markt der Erde, mit der begleitenden Erscheinung der Umstellung

eines wesentlichen Teils der äußeren Staatspolitik auf wirtschaftliche Ziele; sodann der Imperialismus, das nie zu stillende Bedürfnis der Machtausdehnung auf jedes erschließbare Gebiet, weil jedes zum Baustein, zum mindesten zum Tauschwert für die Errichtung des ideellen Baues selbstgenügender Universalität werden konnte.

Das alte Idealgebäude der klassischen Wirtschaftslehre war niedergerissen. Daß ein jeder zugunsten der Weltökonomie das erzeugen und zur Gesamt-Wirtschaft beisteuern sollte, was er bevorzugt gut und billig leisten konnte, daß ein freier Ausgleich der Güter, ein reibungsloser Fluß den Mindestaufwand zur Höchstleistung befähigen sollte, war als dogmatische Forderung erledigt. Was machte es aus, wenn man ein Produkt teurer bezahlte, sofern es von einheimischen Kräften und Menschen erzeugt war? Das Land der höchsten wirtschaftlichen Stärke mußte Sieger bleiben; es konnte über die Materialquellen der Welt verfügen und seinen Restbedarf nach Gutdünken bezahlen. Konnte der Lieferant nicht billig genug herstellen, um mit Gewinn zu verkaufen, so verkaufte er im Zwang mit Schaden; um so schlimmer für ihn, wenn er tributpflichtig wurde, um so besser für den selbstherrlichen Empfänger.

Nationalismus und Imperialismus sind Zeittendenzen. Aber sie beherrschen das politische Denken, mehr noch das Empfinden der Epoche vollkommen, sie haben als inneres Moment den gegenwärtigen Krieg vorbereitet und heraufgeführt, sie haben als Rüstungsgedanken die Staaten in Spannung gehalten, als Konkurrenzgedanken jeden herrschenden Gegensatz zwischen Ebenbürtigen vertieft, und

sie werden nach dem Kriege erst zu ihrem Höhepunkt aufsteigen.

Wir haben, obwohl wir uns im Rahmen einer Zwischenfrage bewegen, der Entstehung und dem Wesen dieser Tendenzen mehr Zeit gewidmet, als der rasche Schritt dieser Schrift zu gestatten schien, weil wir der entwickelten Begriffe auch für die Folge bedürfen. Im gegenwärtigen Zusammenhang sollen sie uns nochmals bekräftigen, daß unter der vorläufig unabsehbaren Herrschaft der beiden Prinzipien und im Sinne einer Politik, die auf Realität Anspruch macht, der Satz vom Machtbedarf der Staaten bejaht werden muß.

Hiermit sind die gestellten Vorfragen erledigt, und wir wenden uns der kurzen und allgemeinen Erörterung zu, die dem geschilderten gesellschaftlichen Aufbau die politische Hülle schaffen soll.

Jede der Forderungen, die wir aus sittlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erwägungen erhoben haben, stärkt die Macht und Fülle des Staates. Er wird zum bewegenden Mittelpunkt alles wirtschaftlichen Lebens; was die Gesellschaft treibt und schafft, geschieht durch ihn und um seinetwillen; er verfügt über Kräfte und Mittel seiner Glieder mit größerer Freiheit als die alten Territorialherrschaften; der größere Teil des Wirtschaftsüberschusses fließt ihm zu; in ihm verkörpert sich der Wohlstand des Landes. Die wirtschaftlich-gesellschaftliche Schichtung ist aufgehoben, folglich übernimmt er die ganze Machtfülle der jetzt herrschenden Klassen; die geistigen Kräfte, über die er verfügt, mehren sich, die Torheit der Produktion, die Unverantwortlichkeit des Verbrauches sind in neue Bahnen gelenkt und werden der Erhal-

tungskraft, soweit nötig der Verteidigungskraft, dienstbar.

Dieser zum sichtbar gewordenen Volkswillen erhobene Staat kann kein Klassenstaat sein. Herrschen in ihm weiterhin ständische Schichtungen oder wie immer geartete erbliche Mächte mit alleiniger Ausnahme der monarchischen, so ist die Unfreiheit, unter der wir leiden, zur Unerträglichkeit und zur Vernichtung des innersten Gedankens wie der außeren Existenz gereift. Es erhebt sich die Forderung des Volksstaates.

Der Volksstaat setzt voraus, daß jede Bevölkerungsgruppe in ihm zur Geltung komme, daß jede berechtigte Eigenart des Volkes sich in seinen Organisationen spiegle, daß jeder verfügbare Geist der ihm adäquaten Aufgabe dienstbar gemacht werde. Wie in einem gesunden Hausstand sollen Arbeit, Autorität, Beziehung und Verantwortung, Stimmung, Aufwand, Gemeingefühl und Vertrauen in harmonischer Teilung und Vereinigung wirken; nicht wie in einer Fabrik, wo die Schicht der Besitzer die Erträge bezieht, die Schicht der Beamten die Verwaltung leistet, die Schicht der Arbeiter im Tagelohn dient; nicht wie in einer Kolonie, wo unter dem Schutz der Waffen die Gruppe der Freien auf der Masse der Heloten ruht.

Daß der Volksstaat nicht mit Volksregierung, nicht einmal mit dem sehr theoretischen Begriff der Volkssouveränität gleichbedeutend ist, sollte in unsrer Zeit, die mit Organisationen im großen wie im kleinsten vertraut ist, nicht ausgesprochen werden müssen. Wem würde es einfallen, auch nur in einem Verein oder einer Aktiengesellschaft die Geschäfts- und Verwaltungssorge der Hauptver-

sammlung aufzubürden? Kollektiveinheiten sind Geisteselemente von langsamer Bewegung und im Einzelfall primitivem Urteil, das erst auf lange Zeitspannen ausgedehnt sich zu sicherer Auffassung ausgleicht; Verwaltungen und Geschäfte bringen verwickelte Aufgaben, verlangen tiefes Eindringen und raschen Entschluß; sie können nur von einzelnen gelöst werden. Bestimmung des kollektiven Geistes ist es, in anfänglich roher, ständig sich verfeinernder Auslese die Kräfte auszusondern und zu vereinigen, die sein höchstes Denken und Wollen verkörpern. Daß nicht der mechanische Wahlakt ausschließlich oder zum wesentlichen die Form der Aussonderung darstellen soll, mag erwähnt werden. In vollem Gegensatz zum organischen Vorgang, der im Aufbau jedes empfindenden Geschöpfes sich abspielt, steht jedoch die Wechselwirkung entfremdeter Elemente, die im dauernden Gegensatz von Leitung und Leistung sich beiderseits erschöpfen und wechselseitig zerreiben.

Die täppische Frage, ob denn anderswo der Gedanke des Volksstaates verwirklicht sei, darf abgelehnt werden, wie überhaupt jede grundsätzliche Erörterung der Frage, ob alles in allem es bei diesem und jenem Volke besser oder schlechter bestellt sei. Jedes Volk schafft sich seine Gegenwart und sein Ideal und ist für beides verantwortlich. Das Ideal des einen durch die Gegenwart und Wirklichkeit des andern zu verkümmern und zu töten ist niederster Tagesstandpunkt und führt zum Abstieg Dessen, der seine Forderung nicht an der Idee, sondern an der äußerlich und oberflächlich erfaßten fremden Wirklichkeit mißt.

Nicht Einrichtungen, nicht Verfassungspara-

graphen und Gesetze schaffen den Volksstaat, sondern Geist und Wille. Ist die Gesinnung gewonnen, so folgen die Einrichtungen, soweit es ihrer überhaupt bedarf, gefügig nach. Es gibt altertümliche, formal erstorbene Gesetzesschalen, die mit freiem Lebensinhalt erfüllt sind; es gibt neuzeitliche, elastische Verfassungen, die durch eigenen Willen zur Unfreiheit erstarren.

Es bedürfte bei uns nicht der Änderung eines geschriebenen Wortes, um die Herrschaft des Feudalismus, des Kapitalismus und des Bureaukratismus zu brechen; es bedürfte nur des Willens. Aber eines Willens, der aus der Tiefe der Volksseele stiege, von der Kraft der Nation getragen, und von der Erkenntnis dessen, was hemmt und was niederzukämpfen ist, geleitet. Weshalb der Wille bisher gefehlt hat, soll in der Sonderprüfung deutscher Verhältnisse weiterhin dargetan werden; was hemmt und erstickt, soll vorgreifend schon hier genannt sein: Es sind nicht Menschen und Dinge, bewußter Wille und aufzählbare Einrichtungen, sondern das, was zwischen Menschen und Dingen schwebt, scheinbar nicht zu fassen und doch mit jedem Atemzug empfunden, die geistige Atmosphäre.

Das klingt verschwommen und nebelhaft, und dennoch wird es uns gelingen, dies luftige Wesen zu fassen, zu pressen und zu filtern, bis es uns seine ungesunden Bestandteile preisgibt, freilich wird es uns nicht verdrießen dürfen, bis in die Trivialität alltäglicher Vorkommnisse hinabzusteigen. Für jetzt sei erläutert: Dies atmosphärische Element bedeutet den Inbegriff von Überlieferungen, praktischen Gepflogenheiten, erblichen Anschauungen, Selbstschutz der Klassen, kooptierender Aus-

wahl, Gesetzesbeugung, Familienbeziehungen, Reichtumsvorrechten, Begehrlichkeiten, Anmaßungen und Unterwürfigkeiten. Diese Dinge haben, mit Ausnahme unbedeutender Reste, mit gesetzlichen und verfassungsmäßigen Bestimmungen nichts zu tun; sie sind Erscheinungen des Charakters und Herkommens, die den meisten aus Mangel an Vergleichen und Gegenbeispielen unwahrnehmbar bleiben und schon deshalb den atmosphärischen Vergleich rechtfertigen, weil auch die geatmete Luft uns als ein gewohntes, nicht kritisierbares Element erscheint, bis ein Luftwechsel unsre Nasen und Lungen empfindlicher gemacht hat.

Wir fragen uns unermüdlich, warum ausgewanderte Deutsche nicht heimkehren, da doch ihr Heimatsgefühl wärmer und lebendiger ist als bei andern Nationalitäten, die dennoch sich schwerer bestimmen lassen, in der Fremde zu sterben. Wir begegnen diesen Ausgewanderten im Auslande: Ihre Vergleichsfähigkeit ist erwacht, und wir sind erstaunt darüber, daß sie mehr an der neuen Heimat auszusetzen haben als vormals an der alten. „Warum also kehrt ihr nicht zurück?“ — Sie schütteln den Kopf. „Nein. Niemals. In diese Verhältnisse können wir uns nicht mehr finden.“ Mehr ist aus ihnen nicht herauszubringen. Sie wissen nicht mehr; denn die Atmosphäre zu erläutern, die ihnen nun fühlbar geworden ist, sind sie nicht fähig. Iren, Russen und Deutsche bereichern den Boden der Vereinigten Staaten. Daß Millionen unsrer Brüder, uns verloren, die beste Stärke dieses entfremdeten Staates bilden, spricht für die Realität unsrer geistigen Atmosphäre.

Studieren wir die Gesetze der Freimaurer oder

der Jesuiten, so werden wir aus geschriebenen Worten manchen Anhalt über Wesen und Ziele der Orden gewinnen; ihr innerstes Sein und Wirken wird sich nur dem erschließen, der dem ererbten und erworbenen lebendigen Geist der Institutionen nachspürt. Die Satzungen unsrer Wirtschaftsunternehmungen sind mit Ausnahme der kargen Zweckbestimmungen im zweiten oder dritten Paragraphen fast wörtlich die gleichen, und doch wie verschiedenartig sind Lebensinhalt, Überlieferungen und Gepflogenheiten, sind Geist und Wille, der die verschiedenen Organisationen erfüllt. Es ist ein beklagenswerter Mangel unsrer politischen Betrachtungen, daß sie, abgesehen von allgemeinen Kennzeichnungen einzelner Stände, den Einrichtungen mehr Beachtung und Kritik zuwenden als dem Geist, der sie belebt. Uns soll es angelegen sein, bei unsrer Kennzeichnung des Volksstaates zu gedenken, daß nicht Gesetze hauptsächlich ihn schaffen, sondern freier, guter Wille, der nicht gehemmt sein darf durch gespenstische Reste alter und fremder Ordnungen, der gerichtet sein muß auf Unvoreingenommenheit, Gerechtigkeit, Sachlichkeit und Vertrauen.

Nicht aus bloßer Abneigung gegen Wahlumtriebe und Streberei, gegen Advokaten- und Publizistenmache bin ich Anhänger des monarchischen Gedankens, sondern aus angeborener Empfindung und der Überzeugung, daß an der Spitze staatlicher Macht ein tief verantwortlicher Mensch stehen soll, allen Wünschen, Strebungen und Versuchungen des gemeinen Lebens enthoben und entrückt; ein Geweihter, nicht der Ankömmling einer glücklichen Laufbahn. Die Tiefe dieser Überzeugung recht-

fertigt es, die Konflikte anzudeuten, die zwischen Monarchismus und Volksstaat möglich sind.

Im Schoße der internationalen Familie, die von den europäischen Dynastien gebildet wird, hat es von jeher Anschauungen gegeben, die etwa den Standesbegriffen mancher größerer Rittergutsbesitzer nahestehen; eine Neigung, die ererbten, erheirateten oder erworbenen Staatsgebiete als Hauseigentum, die sogenannten Untertanen als lebendes Inventar zu betrachten und über die Köpfe dieser zuweilen stammverwandten, zuweilen fremden Masse hinweg das Band der Standesgemeinschaft zu den Nachbarherrschaften zu schlingen, mit ihnen Reichtümer, Rechte und Macht zu vergleichen, gemeinsame Interessen und Gefahren zu beraten. Gesetze des Herkommens schienen die Auffassung von fürstlicher Zusammengehörigkeit und überbrückbarer Gegensätzlichkeit zu den Massen zu bestärken: jede Vermischung mit dem eigenen Volksblut schloß für alle Zeiten die befleckte Nachkommenschaft von Herrscherrechten aus, jede Vermischung mit fremdestem Blut, sofern es dem christlichen Dynastenkreise entsprang, war gestattet.

Intelligenten und freigesinnten Dynasten gelang es, sich aus dem Banne der physisch empfundenen Volksgegensätzlichkeit zu lösen; schwerer war ein zweiter, ideeller Gegensatz zu durchbrechen, dessen Wirkungen nur in einer Minderzahl von Monarchien beseitigt sind.

Rückwärts blickend nimmt der Dynast wahr, daß jedes der letztvergangenen Menschenalter seinem Hause Beschränkungen der Machtfülle gebracht hat, und nicht nur ihm allein; Dynastien haben gewechselt und sind gestürzt worden; Verfassungen

wurden ertrotzt oder erschmeichelt; ab und zu sind Republiken entstanden. Vor hundert Jahren nannten sie die feindselige Gegenkraft Jakobinertum, Revolution oder Bonapartismus, heute heißt sie Demokratie oder Radikalismus. Da nun das Volk oder ein Teil des Volkes, vielfach ein hochentwickelter Teil, Erzeuger und Träger dieser feindlich beschränkenden Bewegung ist, entsteht bisweilen ein bedenklicher Gegensatz, der tief in das dynastische Leben eingreifen kann. So sehr in öffentlichen Kundgebungen der feindliche Gegensatz zugunsten einer harmonischen Landesväterlichkeit ignoriert wird, deren Ausdruck naive Formen annehmen kann; so vorsichtig selbst vertrauenswürdigen alten Staatsdienern gegenüber die Frage behandelt wird: bei Begegnungen innerhalb der dynastischen Gesamtfamilie erscheint sie als wichtige Gemeinschaftssache; die Zu- und Abnahme des monarchischen Gefühls, die Möglichkeiten von Staatsstreichen und Revolutionen werden bei Gelegenheit in Formen erörtert, von deren Offenheit der durchschnittliche Untertanenkreis sich keine Rechenschaft gibt. Durch Bismarck wissen wir, welchen Einfluß auf die Entschließungen solche Erörterungen selbst im Hause Wilhelms I. und seines Sohnes gehabt haben.

Die bürgerliche Denkweise hinsichtlich staatlicher Berufungen, die davon ausgeht, daß jede Verantwortung mit Hingabe und Leidenschaft erfüllt wird, solange sie gefordert wird, daß aber niemand einer Aufgabe sich oktroyiert, vielmehr jeder in gleichem Maße zurückweicht, wie das Bedürfnis nach persönlich gebundener Amtsmacht abnimmt: diese Auffassung darf auf das dynastische Verhält-

nis nicht angewendet werden. Denn das vorherrschende Staatsrecht macht aus dem Dynasten nicht den oft genannten ersten Diener des Staates, sondern einen der Gesamtnation mehr oder minder gleichberechtigten Teilhaber; wird daher der Schwerpunkt zwischen beiden nach Lage der menschlichen Dinge nicht als absolut unverrückbar angesehen, so ist nicht der mindeste Grund einzusehen, weshalb er nicht ebensowohl zuungunsten der Nation verschoben werden sollte.

Die vollkommenste Lösung des Konfliktes scheint mir auch hier, wie in allen scheinbar verwickelten Verhältnissen, diejenige zu sein, die sich auf die rein menschlichen Grundlagen der Dinge aufbaut. Sind in einem Hausstande die Söhne erwachsen, haben sie zum Teil sich eigene Hausstände gegründet, so muß darum die väterliche Autorität sich nicht vermindern. Sie wird Formen annehmen, die nicht mehr auf Zwang beruhen, sondern auf natürlichem Gleichgewicht; gesunde Natur und Vertrauen wird die Söhne dazu führen, Rat, Ansehen und Entscheidung des Vaters gelten zu lassen, gesunde Natur, Erfahrung und Überblick wird den Vater zum Führer auch des erwachsenen Hauswesens machen. Dies Verhältnis wird um so fester sein, je unbewußter und unerzwungener es ist. Wird es auf eifersüchtige Vereinbarung, auf Angriff und Abwehr gestellt, so hat es seine innere Kraft verloren.

Man spricht, zumal bei uns, viel von dem Begriff einer kräftigen Monarchie. Eine Monarchie ist kräftig, nicht wenn Zahl und Ausdehnung ihrer Vorrechte und Verantwortungen ungewöhnlich groß ist, sondern wenn sie dauernd den kräftigsten

Teil der Bevölkerung für sich hat; am kräftigsten ist sie, wenn sie von einem tiefen und unzerstörbaren Gefühl des Volkes getragen wird. Denn im letzten ruht auch diese Grundmacht nicht auf geschriebenen Sätzen und exekutierbaren Rechten, sondern auf menschlicher Übereinstimmung und menschlichem Vertrauen. Ein absoluter Monarch, der ungestraft jede Willkür im einzelnen begehen kann und begeht, kann im wesentlichen vollkommen machtlos sein, unfähig, einen starken Willen zu verwirklichen, und wenn er ihn verwirklicht, ein Werkzeug Dritter. Der Träger einer scheinbar beschränkten Vollmacht kann eine fast unbeschränkte Herrscherkraft üben, wenn er sich bewußt ist, in jedem Konflikt die Nation für sich zu haben und ausschließlich für die Gesamtheit zu wirken.

Diese unwägbaren Dinge und zarten Ketten, die nicht immer in objektivem und leidenschaftslosem Geist gehandhabt werden, berühren uns in ihrer Wirkung auf die Anschauungen der Dynasten und in ihrer Rückwirkung auf die Atmosphäre des Volksstaates. Empfindet der Monarch stärker den Konflikt als die Bindung, ist sein Rückblick durch Bedauern, sein Vorblick durch Besorgnis getrübt, ist sein Geist auf die Verteidigung seiner Rechte und auf die Stabilisierung seines Hauses nachdrücklicher gestellt als auf das Vertrauen zur Unzerstörbarkeit seines Verhältnisses zur Gesamtnation, so gewinnt sein Denken und Entschließen jene Duplizität, die dem dynastischen Charakter häufig unentzifferbare und problematische Züge leiht.

Jeder Schritt wird ein Doppelschritt, wie des Springers auf dem Schachbrett; er soll gleichzeitig der Sache und dem Hause dienen. Jedes Verhältnis

zu Menschen wird ein Doppelverhältnis: Wie dient er der Sache? Wie dient er mir? Jede Äußerung erhält ein Doppelantlitz: Sie soll nützen und zugleich wirken.

Das Verhältnis zu Menschen und Umgebung ist es, das wir in seinem Wesen und in seinen Folgen für unsre Betrachtung des Volksstaates deutlicher hervorzuheben haben.

Auch die dynastische Familie ist, trotz ihrer übernationalen Beziehungen und Verwandtschaften, eine Familie des Landes. Sie bedarf des Verkehrs, vielleicht des repräsentativen Verkehrs, und hat das Recht, ihn zu wählen. Ein Element des Selbstschutzes tritt ein: Es liegt im dynastischen Wesen eine so vollkommene Abgrenzung des eigenen Standes, daß in der Fernperspektive Größenunterschiede kaum mehr empfunden werden; jedes Landeskind erscheint als begrenzter Typ oder Spezialist, jede Beziehung wird einseitig. Immerhin wird eine Abstufung sich dadurch ergeben, daß die großen Familien des Landes dem Hofe näherstehen und eine Gesellschaft bilden, deren Mitglieder unter einander und der Dynastie bekannt und vertrauter werden, in Anschauung, Lebensauffassung und Lebensgewohnheiten sich angleichen.

Ist nun das obengeschilderte Verhältnis gegeben, daß die Dynastie eines besonderen Schutzes gegen destruktive Neigungen der Bevölkerung zu bedürfen glaubt, indem sie sich nicht entschließt, sich auf die Gesamtheit der Nation zu stützen, so tritt die bewußte Erwägung hinzu, daß der erbliche, vor allem der grundbesitzende und militärische Adel denjenigen Teil der Nation bildet, der gleichfalls bei jeder Demokratisierung zu fürchten hat, dessen

Glanz, Stellung und Beruf eng von der Krone abhängt, der vor allem bereit und in der Lage ist, Militär und Beamtenschaft zu durchsetzen, zu kontrollieren und in der von beiden Teilen für erforderlich erachteten Verfassung und Stimmung zu erhalten. Es entsteht eine ausschließliche und stets sich verengernde Interessengemeinschaft zwischen Dynastie und Adel, die gelegentlich durch Einzelkonflikte getrübt, jedoch nie gelöst werden kann, deren Wirkungen dem Außenstehenden kaum sichtbar werden und deren Nachhaltigkeit und Universalität von keiner geschriebenen Verfassung gehemmt wird.

Mit andern Worten: Jede Dynastie, die nicht bewußt mit höchster Liberalität und vertrauensvoller Hingabe auf das Ideal des Volksstaates hinstrebt, schafft einen Aristokratismus militärisch-agrarischer Verfassung, dessen Atmosphäre das Staatswesen erfüllt und dessen Tendenz die Nation beherrscht. Ob und wieweit in Preußen Bestandteile des sichtbaren und unsichtbaren Feudalismus sich erhalten haben, bleibt im besondern Teil zu prüfen; hier setzen wir die allgemeine Betrachtung im Hinblick auf den Volksstaat fort.

Um die absolute Herrschaft der Feudalschicht zu sichern, ist es weder nötig, daß die gesamte Armee, noch daß die gesamte Beamtenschaft von Gliedern der Feudalschicht durchsetzt sei; es genügen vier Elemente. Zunächst muß die Hofgesellschaft, die leitende Gesellschaft des Landes, aristokratisch sein, um dauernd die Pflanzstätte, Schulung und Prüfstelle der Gesinnung und Gepflogenheit zu bilden, um die geeignete Auswahl geprüfter und repräsentabler Persönlichkeiten zu

bieten und ein allgemeines Vorbild zu schaffen. Sodann muß ein ansehnlicher Teil der Generalität und die Offizierschaft der bevorzugten Regimenter dieser Gesellschaft angehören. Der Bestandteil muß groß und einheitllich genug, die Bevorzugung genügend ausgesprochen sein, um Nacheiferung und Nachahmung bis in entfernte Landesteile zu sichern; die auserwählten Truppen dürfen daher nicht an einer Stelle konzentriert sein. Es muß drittens die Landesverwaltung mit aristokratischen Führern so weit als möglich, zum mindesten an zusammenfassenden Stellen, durchsetzt werden; endlich müssen die rein politischen Zentralbehörden des Äußern und Innern in ihren sichtbarsten und maßgebendsten Positionen aristokratisch verwaltet sein.

Weiter in der Verquickung zu gehen ist zwecklos. Freilich wird es sich von selbst ergeben, daß auch in bloßen Verwaltungsstellen, in provinziellen Offizierkorps, in Bildungsanstalten und Selbstverwaltungskörpern die herrschende Schicht die ihr zustehenden Positionen besetzt, doch ist dies für die Gesamtheit ohne Bedeutung.

Denn da die feudale Tendenz dynastisch verankert ist, somit weder Gefahr noch Hoffnung besteht, sie könne sich überleben, da ferner an allen entscheidenden Stellen Kontrollen eingesetzt sind, die widerstrebenden Elementen den Durchgang verbieten, da maßgebliche Vorbilder im Lande in genügender Zahl geschaffen sind, nach denen jeder gutwillig sich orientieren kann, da endlich und vor allem eine verwandtschaftlich und gesellschaftlich eng zusammenhängende Schicht in ihrer Gesamtheit einen so unbeschränkten Personaleinfluß ausübt,

daß sie jeden Widersetzlichen beseitigen und jeden gefährdeten Posten mit zuverlässigen Mitgliedern besetzen kann, so entsteht eine vollkommen neue Erscheinung, die zwar offen vor aller Augen liegt und dennoch von Außenstehenden kaum gewürdigt werden kann, weil selbst die Betroffenen sich der Zusammenhänge nicht durchweg bewußt sind: die Erscheinung der feudalen Anpassung und Imitation.

Menschen, die nach Ursprung, Veranlagung, Weltanschauung und Interessen nicht die mindeste Veranlassung haben, aristokratisch zu denken und zu fühlen, gelangen in das Räderwerk der Staats- und Militärmaschinerie. Ihre jugendliche Bildsamkeit wird in Anspruch genommen, um ihnen die herrschenden Anschauungen und Gepflogenheiten, den Respekt vor feudalen Einrichtungen und Stellungen auf dem Wege einer langen amtlichen Erziehung einzuprägen. Gänzlich Unbekehrbare scheiden aus unter dem harten Opfer der glänzendsten Zukunft, die das Land bietet; andre werden gleichgültig; viele beginnen unter dem peinlichen Eindruck, sich selbst und andern verdächtig zu sein, die geforderte Denk- und Führungsweise zu übertreiben; sie bilden eine breite Schicht gelernter Aristokraten, die, den geborenen Standesgenossen verglichen, sich mit geminderter Freiheit bewegt und keineswegs die Vorzüge der beiden Standesschichten summiert. Erwachen, was ab und zu geschieht, in vorgerückter Laufbahn, wenn gemeinhin der Druck der inneren und äußeren Beaufsichtigung einer zunehmenden Indolenz gewichen ist, die zurückgedrängten Instinkte der Unabhängigkeit, so ist müder Verzicht oder aussichtsloser Kampf die Folge.

Wie nun aber der Mensch seines angeborenen

Charakters selten, seines fiktiven Charakters niemals sich bewußt ist, so werden die Erziehungs- und Anpassungsprodukte einer bezwingenden Atmosphäre sich selbst als gänzlich unbefangen empfinden und sich mit Entrüstung gegen die Unterstellung einer unorganischen Denkweise wehren, die ihnen ohne Vergleichskenntnis als die absolute erscheint. Wird von Außenstehenden der Vorwurf erhoben, das unter feudaler Atmosphäre stehende Staatswesen sei ein aristokratisch beherrschtes, so wird man mit Erfolg den Nachweis erbringen, daß an Zahl das bürgerliche Element in staatlichen Positionen überwiege; und da die hier aufgestellte Anschauung des beherrschenden Geistes und der entscheidenden Atmosphäre niemand geläufig ist, so gibt der Angreifer, nahezu überzeugt, sich zufrieden. Fremdländische Kritik tritt meist in so gehässigen Formen auf, daß das Ehrgefühl es ablehnen muß, ihr näherzutreten; überdies kennt sie das Tatsächliche nicht, benennt die Dinge mit falschen Namen und führt schließlich zur Bekräftigung des gegebenen Zustandes.

So bleibt dieser Zustand im Gegensatz zu andern unsichtbaren Mächten, wie Freimaurerei und Jesuitismus, deren Wirksamkeit erkannt, häufig übertrieben wird, in tiefer Verborgenheit. Gelegentlich wird ein gestürzter Minister sich die Frage vorlegen, woher ein Privatmann in fürstlicher Stellung die Kraft nahm, ihn zu entwurzeln, und einen Teil der Zusammenhänge vorübergehend dem eigenen Bewußtsein enthüllen, häufiger werden radikale Organe den Klassenstaat in abgegriffenen Gegensatz zum Rechtsstaat bringen und hilflos versagen, wenn Beweise verlangt werden.

Ein Rechtsstaat kann ein Volksstaat kann nicht unter dem Druck einer feudalen Atmosphäre bestehen, denn sie wird immer wieder einen Teil des Volkes zum erblichen Herrn des andern Teils machen, sie wird zwei Völker schaffen, von denen das größere dauernd zu Unwillen und zur Auflehnung geneigt ist; und so schließt sich der Zirkel, indem die Dynastie von neuem die scheinbare Bestätigung dafür erhält, daß sie nur auf die Kaste, nicht auf das Volk sich stützen kann. Nur sie kann den Zirkel durchbrechen durch die Tat des endgültigen Vertrauens; dies ist der Anteil, der ihr für die Errichtung des Volksstaates zufällt.

Kein kleineres wird vom Volke selbst verlangt. Der Staat darf ihm nicht als Zweckverband gelten, als bewaffnete Produktiv- und Verkehrsassoziation, seine Zugehörigkeit als lästige und kostspielige Mitgliedschaft eines Vereins, der wertlose Rechte gewährt und aus dem man nicht austreten kann. Noch weniger darf der Staat dem Volk erscheinen als eine erweiterte Polizeimacht, die ungerufen in alle menschlichen Verhältnisse sich eindrängt, mit Organen, die, wo sie auftreten, als Vorgesetzte sich entlarven, die daher außerhalb des Kreises bürgerlicher Sitte stehen und hintergangen werden dürfen, wenn sie nicht zuschlagen können. Am wenigsten darf der Staat das werden, was er in verkommenen romanisierten Ländern ist: Objekt des allgemeinen Betrugs und der Streberei, Versorgungsanstalt kaufender und käuflicher Gruppen, Gemeinschaftskasse zugunsten der Schlauen auf Kosten der Dummen.

Der Staat soll sein das zweite, erweiterte und irdisch unsterbliche Ich des Menschen, die Ver-

körperung des sittlichen und tätigen Gemeinschaftswillens. Eine tiefe Verantwortung soll den Menschen an alle Handlungen seines Staates binden, die gleiche Verantwortlichkeit soll ihm bewußt machen, daß jede Handlung, die er begeht, eine Handlung des Staates ist. Wie im Anblick der transzendenten Mächte kein Denken oder Handeln gering oder gleichgültig sein kann, so gibt es innerhalb des Staates keinen verantwortungslosen Bereich. Die dreifache Verantwortung: den göttlichen, den inneren und den staatlichen Mächten gegenüber, schafft jenes wundervolle Gleichgewicht der Freiheit, das nur dem Menschen beschieden ist und ihn zum Grenzbewohner des planetaren Reiches erhebt. Indem wir die Richtung des Gewissens zum Staate so fest gewinnen, daß die Tendenz ins Unbewußte versinkt und zur Natur wird, haben wir das Maß der Staatsgesinnung geschaffen, das die Nation zur echten überpersönlichen Einheit erhebt und unsterblich macht.

Solches Ereignis ist wiederum nur innerhalb des Volksstaates möglich, und deshalb muß dieser geschaffen sein, bevor der letzte Anspruch an die Nation erhoben wird. Im Machtbereich des Stände-, Klassen- und Kastenstaates reine Staatsgesinnung durch Bitten und Beschwörung, Drohung und Versprechen zu entfachen, ist naive Täuschung seiner selbst und der andern. Der Gewaltstaat hat die Macht; er mag sie, solange er kann, benutzen, um seine Unterworfenen zu zwingen; doch soll er den Mut haben, von den Übervorteilten nicht Dankbarkeit und Hingabe zu erbetteln.

Von dieser allgemeinen Erörterung politischer Ideale, die keine einzelne Nation und doch wiederum

alle im Auge hat, wenden wir uns allgemach den Dingen der Heimat zu, weil die aufs engste zeitlich und örtlich geschärfte Prüfung auf hartem und bekanntem Prüfstein unsrer Gedankenkette nicht erspart werden darf. Und indem wir fortschreiten, wird der Weg beschwerlicher: teils deshalb, weil wir von der Menge des einzelnen nicht überwältigt werden dürfen und weil wir ein Gleichgewicht zu erstreben haben zwischen den Forderungen des Tages und den absoluten Zielen; teils und hauptsächlich, weil die schmerzlich große Epoche des Krieges uns einen Konflikt der Empfindung auferlegt.

Wenn es Zeiten gegeben hat, wo mehr noch als der Vergleich an absoluten Normen die Sorge uns zur Kritik geneigt machte, die Sorge um ein kommendes Unvermeidbares, das uns und unserm Bauen ein Ende drohte und erst den Späteren einen Anfang versprach; wenn in jenen Zeiten ein Wort der Härte, ja des Unwillens uns leichter über die Lippen ging, so ist es menschlich, wenn das herrliche Leisten, das heilbringende Leiden unsres Volkes in dieser Zeit uns blind macht vor Liebe, so daß wir nur Licht und keine begrenzende Form mehr empfinden. Der Form, des Maßes und der Begrenzung aber bedürfen wir mehr als sonst, da wir bauen wollen; Idealarchitekturen, die ohne Gegenkraft und Beschränkung erwachsen, sind Luftschlösser. Auf die natürlichen Schranken unsres Charakters kommt es an, wenn wir die glücklichste Möglichkeit unsrer Zukunft ermessen wollen, und wir dürfen uns dieser Schranken nicht schämen, denn sie sind weitgezogen und naturgeschaffen, und überdies: Erkenntnis reißt sie ein. Der Grundriß freilich,

der sie verzeichnet, wird und kann nur ein Netz dunkler Linien und Schattierungen bieten; des farbig helleren Aufrisses bleibt der innere Blick sich bewußt.

Deutschland, vor allem das bestimmende nördliche und mittlere, von dem wir vorzugsweise zu reden haben, ist, wie wir wiederholt erwähnten, das Ergebnis einer Schichtenverschmelzung. Von der früheren germanischen Oberschicht, die zugleich die herrschende Schicht der übrigen Westländer gewesen war, reden wir, wenn wir von der Vergangenheit erzählen. Wir kennen ihre Geschichte, ihre Namen und Stämme, ihre alte Sprache, ihre mittelalterliche Glaubenskultur und Kunst. Wir kennen die Wandlungen, die diese geschlossene Welt erfuhr, als die Anfänge der Mischung sich geltend machten, als großbäuerliche, städtische, patrizische Elemente vom 14. und 15. Jahrhundert an die deutsche Kultur der Neuzeit schufen. Bis in die Zeit der Romantik hielt die Epoche vor, noch die Werke und Taten unsres klassischen Zeitalters sind fast ausnahmslos vom adlig-patrizischen Volksteil geschaffen worden; nur selten tauchte einer der Namenlosen empor, um fremde, seltsam unzeitliche Dinge zu sagen und zu schaffen. Und doch war um die Wende des 18. Jahrhunderts die Schicht der Oberen bis zum Zerreißen verdünnt und gespannt: Die Erben von Namen, Bildung und Besitz zählten nach Tausenden, die Zahl der Ungenannten nach Millionen.

Mit dem 19. Jahrhundert traten die Untertanen in die Geschichte ein, mit dieser Epoche begann die letzte deutsche Wandlung in Lebens- und Denkweise, Sprache und Wirken. Jeder Betrachter des Vergangenen empfindet den tiefen Einschnitt, der

das Ältere vom Neuen scheidet; und doch wird es uns schwer, den Gedanken zu fassen, daß wir ein neues Volk geworden sind. Mancher möchte lieber der Welt Goethes, Kants und Beethovens gehören, die wir jetzt zu erfassen beginnen, als der Welt der Massen und Realien, welche die unsre ist; lieber Nachkomme und Erbe als Vorfahr und Erwerber. Mancher möchte mit fremdem Einfluß und äußerer Infektion das Grundphänomen unsrer Zeit, die Mechanisierung, erklären. Die Menschen, die unsre Zeit und unser Leben bestimmen und erfüllen, sind aber nicht die Söhne jener Alten; aus jenen Tausenden sind nicht unsre Millionen entsprungen; ein Blick auf Gestalten und Namen, der Vergleich mit den echten Nachkommen in kleinen unvermischten Landesteilen beweist es. Diese Millionen, den Millionen fremder Völker enger verwandt, äußerlich und innerlich ähnlicher als sie ahnen, sind ein neues Volk und mögen mit Freude und Stolz bekennen, daß sie es sind; denn ein Anfang ist härter und verantwortungsvoller als ein Ende.

Freilich war unser Anfang schlimmer als schwer, er war in mancher Weise unfroh und unheilig. Jene, welche die Mechanisierung emporbrachten, prägten der Zeit ihren Stempel alter Unterworfenheit auf; Streben und Gier, Beflissenheit und Übergeduld erfüllten die abstrakten, mechanischen, massenhaften Formen des Schaffens mit ihrem Geiste vorzeitlicher Erdgebundenheit. Das neue Volk war ein Urvolk in der Fassung raffiniertester Zivilisation und höchster intellektueller Anspannung.

Hätte das Empordringen der Unterschicht sich bei uns mit vulkanischer Gewalt vollzogen, wie es

bei andern Völkern revolutionär geschah, so wäre von Anfang an die Verantwortung der Herrschaft ihr zugefallen. So aber drang sie hydraulisch zäh, langsam und unbewußt zur Oberfläche, sie empfing Herrenrechte, ohne Herrenpflichten zu übernehmen.

Denn die Herrscherkaste, zum großen Teile aufgesogen, vor allem durch Überzahl bewältigt, blieb in kleinen aber mächtigen Resten erhalten, hauptsächlich in Preußen. Die wirtschaftliche Herrschaft mußte sie mit der neuen, plebejischen Plutokratie teilen, die Verwaltungsherrschaft trat sie zum Teil an eine assimilierte Beamtenkaste ab, die ländliche Herrschaft verblieb ihr, die politische und militärische Kontrolle wurde ihr durch Verbindung mit der Dynastie gesichert. Vor allem hielt sie ihr Blut, wenn auch nicht völkisch rein, so doch physisch hochgezüchtet, so daß, wie in keinem zweiten Lande, der Adelsdurchschnitt von dem Volksdurchschnitt auf den ersten Blick sich abhebt.

Sinnfällig und sinnbildlich tritt der Volksgegensatz hervor, wenn man etwa ein vornehmes Regiment im Vorüberziehen betrachtet. Die Herren, die auch mit diesem Namen gern gerühmt werden, glänzen hervor durch blinkenderes Metall, feineren Gewandstoff und Schnitt, zierlichere Waffen, schmalere und gewähltere Abzeichen. Ihre edleren Pferde tragen silberbeschlagenes Zaumzeug und leichte Sättel. Ausgezeichneter als die äußere Form der Ausrüstung hebt sich die Gestalt hervor. Schmal erscheint das Haupt, scharf das Profil, weich und blond das Haar. Der Nacken, beim Mann kurz und gedrungen, ist beim Herrn schlank und beweglich, der Rücken lang und schmal, der Körper von stählerner Schlankheit. Vornehm geformt und weiß

sind die Hände, der Sitz federnd und leicht, Schenkel und Füße edel und scharf gezeichnet. Im Vergleich mit dieser wahrhaft adligen Erscheinung wirkt der Mann, mit Ausnahme etwa eines Holsteiners oder Friesen, breit, untersetzt, schwer.

Dieses Verhältnisses, das in körperlicher Erscheinung den Gegensatz von Herrschaft und Dienst auswirkt, ist der Mann sich tief bewußt. Er verehrt die weiße Hand und läßt sich gern von ihrem scharfen Griff zurechtrücken, er erwidert das freundschaftlich hingeworfene Du mit der ehrfürchtigen dritten Form Pluralis, er übt bereitwillig die mit ganzem Körper zu leistenden Ehrenbezeigungen. Nicht von Natur aus, sondern nur da, wo höchste persönliche Achtung erworben wurde, wird er dem gebildeten Vorgesetzten des eigenen Blutes die gleiche, halb unbewußte Vergötterung zollen. So hat schon sein Vater den Vater dieses Herrn verehrt, so hat der Alte, während er die eigenen Kinder prügelte, andächtig zu dem jungen Herrn aufgeblickt. Und dieser kleine siebenjährige Graf fühlte sich mit fünfhundertjähriger Erfahrung als gütiger und selbstbewußter Patron, der seine Leute als Schutzbefohlene, Sonntags als seinesgleichen pflegt, der weiß, was ihnen zuträglich und schädlich ist, was sie krank und was sie übermütig macht, der gibt, was billig ist, und fordert, was ihm zusteht: Respekt gegen Vertrauen, Unterwerfung gegen Nachsicht. Niemals braucht der Herr vor seinen Leuten sich zu schämen; er kann sich nach Belieben gehen lassen: denn seine kleinen Laster und Schwächen sind als Herrenrechte berücksichtigt; wer sie nicht übt, ist verdächtig, und wer an ihrer Stelle bürgerliche Eigenschaften zeigt, Gelehrsamkeit, Geschäftigkeit

und Überfleiß, der ist nicht echt. Sprache, Behandlungsweise, Auftreten, Gesprächsinhalte, Nachsichten und Unerbittlichkeiten sind seit Jahrhunderten zwischen beiden Kasten vereinbart; jede zulässige und mögliche Charakterform und Abart ist bekannt und umschrieben, jede erträgliche Beziehung vorausgesehen. Zu den unerträglichen gehören von oben Bosheit, geistiger Hochmut, Hohn und Ironie, von unten Kritik, Störrigkeit, Murren und Auflehnung.

Dieses hingebungsvolle Unterschichten- und Untertanenbewußtsein erfüllt in Preußen Millionen von Seelen und dringt bis hoch hinauf in das freiere Bürgertum, wo es dann freilich verderbte und sittlich gefährliche Formen annimmt. In seiner reinsten Form zeigt es kindlich schöne Züge und fügt sich in das glückliche Patriarchenverhältnis, das uns in jeder Völkerjugend rührt. Volkspsychologisch sind diese Züge von hohem Wert; sie schaffen die disziplinierbarste und organisierbarste Masse, die wir kennen, einen Massenkörper, der unabhängig von Stimmungen und Meinungen bis an die äußerste Grenze der Kraft jede geforderte Leistung hergibt, einen Massengeist, der mit unverbrüchlichem Vertrauen jedem autorisierten Führer folgt, der ihm verständlich und nachfühlbar handelt und redet. Weder wird Begeisterung zur Voraussetzung, noch wird Aufklärung gefordert, noch Kritik geübt; Pflichtbewußtsein ist nicht der Ausdruck dieses Verhältnisses, in dem überhaupt kein Konflikt auftritt, noch weniger ist es blinder Gehorsam, weil freie Neigung mitspricht, am nächsten ist es kindlicher Folgsamkeit verwandt.

Der Bildsamkeit der Massen entspringen die

beiden großen preußischen Organisationen: die Armee und die Sozialdemokratie, die eine ländlichen und primären, die andre städtischen und mechanisierten Ursprungs.

Der Kreis von Eigenschaften, den wir umschrieben haben, ist nicht germanisch. Er widerspricht allen älteren Beschreibungen vom trotzigen, eigenbrötlerischen und individualistischen Wesen, vom Unabhängigkeitsdrang und organisationsfeindlichen Selbstbewußtsein der germanischen Stämme, er widerspricht unsrer geschichtlichen Kenntnis ihres Handelns, er widerspricht vor allem dem Bilde der überlebenden germanischen Reste in Südschweden, Friesland, Westfalen, Franken und Alemannien, ja selbst der reineren patrizischen und adligen Schicht. Es ist slawischer Charakter mit leichtem germanischen Einschlag, der die weibliche Weichheit und Schwermut der Halborientalen in kindliche Heiterkeit auflöste, der ihren passiven Gehorsam durch Erinnerung an alte, selbsterwählte Gefolgschaft zu tätiger Beflissenheit kräftigte.

Wie weit die großen Züge der alten deutschen Oberschicht, die schöpferische Sehnsucht, die mystische Leidenschaft, die Tiefe und Transzendenz in die Seele der Massen gedrungen sind, ist schwer zu bestimmen. Zum höchsten geistigen Leben haben sie noch wenig beigetragen, das Volkslied ist verarmt, Volkskunst ist uns nicht erwachsen, Vergnügungen verdrängen die Feste. Daß gewaltige, von keiner irdischen Nation erreichte Kräfte der Liebe, der Hingebung, des Opfers und des Mutes lebendig sind, bedurfte nicht der Bestätigung des Krieges; Klugheit, Geduld und Betriebsamkeit schufen die Mechanisierung. Oft haben

wir diese Eigenschaften sittlich gewertet; hier haben wir sie politisch auszudeuten im einzigen Hinblick auf nationale Zukunft.

Schaffen Bildsamkeit und Fügsamkeit, Autoritätsrespekt und Abhängigkeitsgefühl die handlichsten Untertanenverbände, so ist doch der Untertan nicht das letzte Ziel des Staates. Wie bei meisterlichen Bauwerken sollen alle Glieder zugleich lasten und tragen; zeigt uns der westliche Nachbar den haltlosen Organismus eines Volkes, wo jeder herrschen und keiner leisten will, es sei denn, daß man ihn düpiert oder entflammt, so schreckt uns der Osten durch die tödliche Apathie der Massen, die, bis zur Zermalmung belastet, verkommen oder in Gewalt ausbrechen. Unsre Gefahr ist Unselbständigkeit und Mangel an Selbstbewußtsein, Verantwortungslust und eigenem Urteil.

Ist Kindlichkeit und Unselbständigkeit der politische Rohstoff, den unsre unbearbeiteten Massen dem staatlichen Aufbau steuern, so häufen sich die schwachen Stellen des Materials, sobald wir die von der Mechanisierung ergriffenen Massen prüfen: städtisches Proletariat und Mittelstand.

Das unentweichliche Abhängigkeitsverhältnis hat auch hier nicht aufgehört. Auch hier ist der Staat nicht die Sache aller, sondern ein Verwaltungsbereich der Vornehmen; auch hier wimmelt es von Vorgesetzten, zu denen man nicht gehört und nie gehören wird; doch sind sie nicht mehr edel, von patriarchalischer Persönlichkeit, sondern es sind anonyme Stände und Ämter, vertreten durch den Direktor, Betriebsingenieur, Prokuristen und Werkmeister, durch Auftraggeber, Kunden, Geldleute; es ist das Beamtentum, vertreten durch den Steuer-

einnehmer, Schutzmann, Schalterbeamten; daneben ist man zwei Dienstjahre lang unter der Obhut der Feudalschicht, vertreten durch Leutnant und Unteroffizier. Die Hingebung an diese Mächte ist nicht mehr undifferenziert und instinktiv, sie ist auch nicht erzwungen, denn es fehlt an Vergleichsmöglichkeiten, wie sie sich dem Auswanderer bieten; sie wird als peinliche Lebensnotwendigkeit hingenommen, und zwar mit dem Gefühlston einer schuldhaften Verpflichtung, daher ist selbst die Auflehnung nicht ein Pochen auf das freie Recht, sondern eine bewußte, mit einem Rest von bösem Gewissen begangene Insubordination.

Der brutale Schnarrton des Wortes Subordination macht uns die hoffnungslose Duldung anonymer Herrschaft fühlbar. Ist die Auflehnung organisiert, wie die der Sozialdemokratie, so nimmt sie bei dem tiefeingewurzelten Wesen des Abhängigkeitsverhältnisses sofort wiederum die Form der Subordination an, ist sie es nicht, so erniedrigt sich der Ton der Unzufriedenheit zu wehrlosem Dienstbotenklatsch und kannegießernder Nörgelei.

Kein Weg führt von den unteren Ständen zu den oberen. Reichtum und Bildung ziehen gläserne Mauern um ihre Bezirke, und der tiefe Einschnitt zwischen den Lebensformen diesseits und jenseits wird nicht von südländischer Nachahmungslust und Zutunlichkeit überbrückt.

Grüblerische Tiefe, Sinn für das Wesentliche, von dem die Dinge nur ein Abglanz sind, starke Persönlichkeit und systematische Universalität, die zu jeder Möglichkeit die Gegenmöglichkeit erblickt und wertet, diese großen und größten Eigenschaften haben seit Anbeginn den Deutschen zu einem Geg-

ner der Form gemacht. Denn alle Form ist Begrenzung und Einseitigkeit, sie beruht auf selbstgefälligem Genügen, auf der kindlichen Meinung, daß es neben dem Guten ein Bestes gibt, das nicht zu übertreffen sei, und daß es neben dem Bewährten nicht anders geht. Freilich beruht sie auch auf dem menschenparadieslichen Drang zum reinen Akkord, zur gefüllten Harmonie, auf jenem klassischen Gleichgewichtsgefühl, dem vor himmlischen und höllischen Abgründen schaudert. Auf den gesamten Gebieten der Künste und Wissenschaften, des persönlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, gibt es kaum eine Grundform, die aus unsrer Heimat stammt. Die Formen der Bauten und Stile, des Hausrats, der Bildtafeln, der Musik, des Romans und Dramas, des Armeewesens, des Kultes, der Manufaktur, des kommerziellen und industriellen Betriebes, des Aktienwesens und der Konstitutionen, alle diese äußeren Fassungen und Bildungen, die heute noch fremde Namen tragen, haben wir zu entwerfen andern überlassen. Doch hat deutscher Geist eines nach dem andern dieser Gefäße ergriffen, mit reiner Hand und fühlendem Verstehen seinen Formgedanken vollendet, dann mit so reichem Feuertrank die Rundung gefüllt, daß der überströmende Quell neue Formen verlangte.

Dies Schauspiel hat uns beglückt und die Welt bereichert; doch blieben wir arm an Form, weil wir sie verachten lernten; wie jene Formenschöpfer, die uns verspotten, am Geist verarmten.

Da aber politisches Wesen nicht ein absolutes ist, sondern ein Kampf von Kräften mit gegebenen Gegenkräften, so müssen wir eine gewisse Formlosigkeit betrachten, die uns schädigt. Wir haben von

Gegensätzen der Lebensführung gesprochen und dürfen eingestehen, daß die unsre bis zum Zerfall jeder Gleichförmigkeit, und da eine lässige Bequemlichkeit, eine abgesagte Gleichgültigkeit gegen den Schein uns innewohnt, bis zum formlosen Gehenlassen sich steigert.

Die zivilisatorische Kraft, die auf entschlossener Haltung bewährter Lebensformen ruht, geht uns verloren. Und mehr noch: Wenn das Abhängigkeitsgefühl, in dem wir leben und das in der ständigen Doppelspannung: untergeben nach oben, vorgesetzt nach unten, sich auswirkt, wenn dies wenig adlige Verhältnis es uns erschwert, ein freies Herrenvolk zu sein, so trägt Formlosigkeit weiterhin dazu bei, nach innen das Herrenbewußtsein, nach außen die Herrenwirkung zu mindern. Daß wir so wenig wie in unsern Grenzen in fremden Ländern kolonisatorische Kraft entfalteten, daß wir weder die Nationen, die wir mit unserm Blut gesättigt haben, noch die stammverwandten an uns ketten konnten, liegt weniger an unsern Einrichtungen als am Mangel angeborenen Herrentums. Unter Herrentum aber ist nicht zu verstehen hochmütiges Anmaßen, denn das verträgt sich sehr wohl mit innerlich abhängigem und gedrücktem Wesen, sondern das instinktive, der Überlegung nicht bedürfende Gleichmaß der Pflichten und Rechte, der innere Sinn für Abstand und Nähe, der Verzicht auf kleinliche Ansprüche und das Festhalten am Wesentlichen, das Opfer der Bequemlichkeit zugunsten der Würde, vor allem die rückhaltlose, freie, von Vorurteil und Verachtung gelöste Gerechtigkeit.

Verbindet sich Abhängigkeit mit bedrängter

Wirtschaftslage, so entsteht die Gefahr der Kleinlichkeit. Für sich selbst kann selbst der härteste Mangel mit Unbefangenheit und selbstbewußter Freiheit einhergehen; wer jedoch mit ungewollter Abhängigkeit sich abzufinden weiß, gerät leicht in Versuchung, sich im Scheinen Ersatz zu schaffen; Schein und Mangel aber vertragen sich schlecht. Dies Mißverhältnis zehrt am häuslichen Leben, es zieht die Frauen in den Kreis der Sorgen und züchtet unfrei erwachsende Geschlechter.

Wem Unfreiheit im Blute steckt, wer unbewußt eine herrschende Kaste über sich anerkennt, die er nicht mehr liebt, zuweilen beneidet, wer sein und seiner Kinder Schicksal als unentrinnbar kennt, der findet seinen Trost im Anblick von seinesgleichen und in der Gemeinsamkeit der Last. Er will schließlich lieber verschärften Druck von den geborenen Obern ertragen, als daß er es mit ansieht, wie sein Nächster emporsteigt und sich freimacht. Daß einer aus seiner Nähe und Umgebung es zu Wohlstand oder Macht gebracht hat, macht ihn nicht stolz und hoffnungsvoll, sondern verdrießlich, denn er weiß, daß der andere nun an jene olympischen Tische sich setzen und verachtungsvoll herabblicken wird. Die naive Freude der Amerikaner, die nicht müde werden, die Milliarden ihres Landsmanns zu preisen und hinzuzusetzen, daß er als Zeitungsjunge angefangen hat, ist nur möglich in einem Lande, wo jedem alles offensteht; das Ideal unsrer Unzufriedenen wird sicherlich nie das kahle Geldziel der Überseeischen, aber auch nicht das Bild eines ungehemmten geistigen Aufstiegs sein; sondern vielmehr die nüchternste, unwirklichste und gefährlichste aller materiellen Utopien: nämlich

die Gleichheit; und wenn es auch die ist, zu der alle hinabsteigen.

Es wäre ungerecht, diese Gefühlsreihe mit dem verächtlichen Ausdruck des Neides abzutun. Der idealpolitischen Gefahr dieser gebundenen Gefühle aber müssen wir uns bewußt bleiben; denn wenn jeder freie und wünschbare Zustand nicht auf schwungloser Demokratie, sondern auf bewegtem Auf- und Niedersteigen geistiger Kräfte beruht, so sind Empfindungen der Mißgunst die stärksten Anker, um den Aufstieg zu hemmen und absterbende Herrschaften, weil man ihrer einmal gewohnt ist, an der Macht zu halten.

Überblickt man den ganzen Kreis großer und schöner Eigenschaften, die unsern mittleren und tieferen Ständen eigen sind, die unbeirrbare Ehrenhaftigkeit, Sachlichkeit und Pflichttreue, die mutige Entschlossenheit zur Arbeit, zur Gefahr und zum Leiden, den stillen, echten und andächtigen Sinn zu Gott, Mensch und Natur, die Heimatliebe und Selbstvergessenheit, das Streben zum Wissen, Begreifen und Können, so haben die Schattenzüge unsres Bildes menschlich nichts zu bedeuten, und unsre Nation ist glücklich zu preisen, daß der Dunkelheiten so wenige sind. Im Sinne politischer Ideale, die den Prüfstein dieser Untersuchung bilden, dürfen wir uns nicht so leichthin abfinden. Denn leider sind die wenigen Gefahren unsres Charakters gerade die, welche ein Volk zum unpolitischen machen können und lange gemacht haben. Was wir brauchen, ist Unabhängigkeit, Adelsgefühl, Herrenhaftigkeit, Verantwortungswillen, Großmut, Freisein vom Vorgesetzten- und Untergebenengeist, von Kleinlichkeit und Mißgunst. In dieser

Forderung liegt die ganze deutsche Politik und politische Zukunft beschlossen, sie ist nicht eine Frage der Einrichtungen, sondern des Charakters. Jeder künftige Politiker, sofern er nicht Macht oder Interessen vertritt, wird sich bewußt bleiben müssen, daß die Erweckung neuer sittlicher Kräfte die Grundbedingung unsrer Gestaltung bildet, und daß die Institutionen nachgiebig und beweglich der menschlichen Entwicklung folgen, wie die Rinde dem Wachstum des Stammes. Sind wir vor hundert Jahren zur Nation, vor fünfzig Jahren zur Staatsnation geworden, so müssen wir von jetzt an durch innere Neugeburt zur politischen Nation und zum Volksstaat erwachsen.

Freilich ließ noch vor wenigen Jahrzehnten der größte Kenner der Nation uns geringe Hoffnung. Er rühmt das Volk, wenn er von seiner ländlichen Herrschaftstreue und Untertänigkeit spricht; er wird bitter, wenn von öffentlicher Meinung, von politischer Strömung und Verantwortlichkeit die Rede ist. Publizisten, Gelehrten, Berufspolitikern und Dilettanten schiebt er die Schuld an den populären Irrtümern zu, die sein Werk gefährdeteng die Unmündigkeit des Volkes setzt er voraus, indem er so weit geht, ihm ein unmittelbares Nationalgefühl abzusprechen: nur mittelbar, durch das dynastische Gefühl hindurchgeleitet, könne ein deutschnationaler Sinn zum Wirken kommen.

Gewisse Formen des Patriotismus in den starren Jahren vor dem Kriege schienen das harte Urteil zu bestätigen. Wie selten brach der männliche freie Stolz auf unser Land, auf unser Volk, auf unsre Gemeinschaft aus uns hervor; wie sehr bedurften wir vermittelnder Huldigungssymbole, ja selbst der Aufreizungen gemeinsamer Haßgefühle.

Bedrückender wird unser Bewußtsein, wenn wir zu den großbürgerlichen Schichten, den mächtigen, wo nicht leitenden so doch bestimmenden Gliedern unsrer kapitalistischen Gesellschaft aufsteigen. Sinnbildlich stellt das Kraftfeld dieser politischen Zentralmacht sich dar in der Haltung ihres fraktionellen Abbildes, der nationalliberalen Partei des Deutschen Reichstages.

Sie kann wenig erzwingen, aber alles verhindern; sie trägt eine höhere Verantwortung, als deren sie sich bewußt ist. Sie vertritt die großbürgerliche Intelligenz, aber auch die Interessen des Kapitalismus; sie bewahrt die alten liberalen Ideale, aber gedämpft durch Kompromisse mit bestehenden Mächten; sie neigt zum freien und unvoreingenommenen Urteil, aber sie bedarf der Mittel und Kräfte bevorrechteter Beschützer. Sie könnte die Entscheidung in Händen haben; und überblickt man die Jahrzehnte, so hat sie unfreiwillig und unbedankt dem Feudalismus gedient.

Wie der Partei, so mangelt es dem Stande, den sie vertritt, an Richtkraft. Interessen gehen Idealen vor. Von unten her ist der Besitz bedroht, und welches Interesse ist höher als das des Besitzes? Schlimm genug, daß in der Volksvertretung die Stimme des Besitzlosen über das Vermögen des Reichen bestimmt; deshalb muß zuerst die Gefahr des Kommunismus bekämpft werden, das übrige wird sich finden. Davon abgesehen: Was bedeutet überhaupt Politik? Zeitverlust. Für Verwaltung und auswärtige Angelegenheiten sorgen Fachleute; wo nicht vollkommen, so doch mindestens so gut wie anderswo. Man kann sie kritisieren, und wo sie persönlichen Interessen zu nahe treten, Einfluß

nehmen. Dringender sind die Aufgaben des Tages; der Jahresertrag, die Machterweiterung des Unternehmens, die Dividende sind Dinge, die nicht warten können. Da sagt einer, daß diese Dinge auf einem tieferen, niemals unbedrohten Grunde ruhen, der Staatsmacht und dem Landeswohl? Laßt uns erst dies und jenes in Sicherheit bringen, vielleicht bleibt dann Zeit, auch für Ungeschäftliches zu sorgen. Freilich wäre es besser, wenn ... und nun folgen harte Urteile über verantwortliche und unverantwortliche Personen, weil man nicht begreifen kann noch will, daß für alle Personen das System, und für alle Systeme die Nation verantwortlich ist.

Mit dieser Indifferenz ist es nicht abgetan. Je höher man die bürgerliche Stufenleiter hinansteigt, desto tiefer blickt man in die Schatten einer freiwilligen Abhängigkeit, die kaum milder als mit dem Begriff ideeller Bestechlichkeit bezeichnet werden kann.

Man hat für Stellung und Karriere zu sorgen. Man möchte den Verkehr mit hochgestellten Würdenträgern nicht opfern; ein großer Haushalt fordert vornehme Gäste. Ohnehin bleiben zuweilen kleine Bildungs- und Erziehungsmängel zu vertuschen; nichts bedeckt sie gefälliger als ein dicker Auftrag vorschriftsmäßiger Gesinnung. Das Regiment und Korps des Sohnes, die Freunde und Verwandten des Schwiegersohnes verlangen Rücksichten. Beziehungen dürfen nicht verscherzt werden, Ranges- und Standeserhöhungen bieten frohe Aussicht; und selbst kleinere Befriedigungen des bürgerlichen Ehrgeizes erfordern neben der materiellen Leistung eine einigermaßen zuverlässige Gesinnung.

Gewiß gibt es noch Beispiele eines patrizischen Bewußtseins, das nicht bittet noch empfängt, das, auf eigene Pflichten und Rechte gestützt, es verschmäht, verwechselt zu werden, und auf Gäste verzichtet, die einander in der Haustür die Entstehung des Verkehrs entschuldigend aufklären. Häufiger finden sich diese Beispiele in Städten und Häusern älteren Wohlstandes; dem neuen Reichtum, der in Deutschland zahlreicher ist als in irgendeinem der europäischen Länder, mag es zugute gehalten werden, daß er, erschreckt über den eigenen Aufstieg, nichts für unmöglich hält und weiterzusteigen glaubt da, wo er nur eindringt.

Ludwigs XIV. ränkevolle Klugheit bändigte seinen Adel, indem er ihm ein neues Ziel glaubhaft machte: den Hof. Unbewußt hat unser Feudalsystem dem anstrebenden Bürgertum das gleiche Schicksal bereitet: Für den Preis der Gesinnung wurde ihm ein neuer Aufstieg eröffnet. Die Nachahmung der Feudalgesinnung gelang im Ergebnis besser als im Anblick; denn da ihr die leichte Beimengung von Skepsis fehlt, die dem echten, der Prüfung überhobenen Adel eignet, so schreitet sie etwas zu überzeugt, etwas zu mißtrauisch und etwas zu prächtig einher.

Gleichviel ob man diese Schwächen sittlich ernster oder leichter nimmt; politisch entnerven sie einen Stand, indem sie ihn zum Kostgänger eines andern Standes machen. So besteht in Preußen-Deutschland eine einzige wahrhaft politische Macht: der konservative Feudalismus. Das Volk folgt der Autorität, ursprünglich der feudalen und geistlichen; wo es ihr entfremdet wird, der agitatorischen. Der Sozialismus verfügt über Massen und Interessen,

jedoch nicht über eine geistige Weltanschauung. Der organisierte Katholizismus stellt die konfessionellen Interessen über die politischen. Der Feudalismus allein besitzt eine historisch-religiöse Weltanschauung, die sich aufs glücklichste mit seinen politisch-materiellen Interessen vereinigt. Er verfügt über die bestehende Exekutivgewalt, ist verbündet mit dynastischen, militärischen und familiären Mächten und zwingt den mächtigsten Teil des Bürgertums in seine Gefolgschaft.

Das stärkste Argument für das Bestehende ist der Erfolg. Brächte der gegenwärtige Krieg den raschen, unbedingten Erfolg eines vollwertigen Sieges, so wäre die Verwirklichung des deutschen Volksstaates nicht beschleunigt. Und dennoch gibt es keinen Deutschen, der Volk und Heimat liebt und der nicht tausendmal lieber die verschärfte Reaktion von 1815 ertrüge als den kleinsten Abbruch der nationalen Macht und Ehre. Wie aber auch der Weltkampf enden mag: Für die letzten Ziele der Nation, die uns hier befassen, bleibt er Vorbereitung, nicht Entscheidung. Drei Fernwirwirkungen in die Zukunft dürfen wir indessen erwarten; und vornehmlich einer von ihnen, der dritten, haben wir prüfende Beachtung zuzuwenden.

Zuvörderst. Dies ist das erste wahrhafte Gemeinschaftserlebnis der zum Kern des deutschen Volkes gereiften alten Unterschicht. Die Kriegsheere des 19. Jahrhunderts waren kleine Ausschnitte der Bevölkerung, vorwiegend der ländlichen, des höheren Bürgertums und des Adels. Heute zum ersten Male steht das ganze Volk in Waffen. Und nicht das Heer allein kämpft, leistet und leidet, sondern jede

lebende Seele des Landes. Nicht die Augusttage schufen das verschmelzende Ereignis, so herrlich die unermeßliche Begeisterung emporbrach; denn sie war im höchsten Sinne ein Festesrausch; ein Blick hinter den Schleier der Zukunft hätte ihn gedämpft, und die wenigen, die sehend waren, standen, nicht kälter zwar, doch ernster zur Seite. Was heute uns einigt, ist nicht so freudenvoll, nicht so schattenlos einhellig, doch von keiner Zukunft und Enttäuschung bedrohbar; es ist die Pflicht und Verantwortung, die unbeirrbar alle Proben bestanden hat. Heute fühlen wir die Einheit des Doppelklangs: der Sorgen und Schmerzen wie der Hoffnung und des Vertrauens. In höherem Maße schafft diese Gemeinschaft des Lebens und Leidens Nationalität, als Herkunft, Sprache, Sitte und Glauben; was unter solchem Druck sich vereinigt, das bleibt gebunden, was sich trennt, das bleibt für immer gesondert. Bis dahin war die Unterschicht ein Bestandteil der Nation und weitaus der größte; von heute ab ist sie ein Glied und weitaus das mächtigste: sofern sie ihrer Verantwortung sich bewußt bleibt. Denn diese Verantwortung des Volkskörpers ist es, die alles entscheidet; können wir sie erwerben und erhalten, so sind und bleiben wir eine Nation und ein Volksstaat; erwerben wir sie nicht, so bleiben wir die beherrschte Schicht eines politischen Bundes. Was immer uns von Unselbständigkeit, von Unreife und unpolitischem Wesen anhaften mag, wird hinweggeläutert, wenn wir begreifen und behalten: Staat und Land sind Res Publica, die Sache aller, nicht die Sache von Einzelmenschen, Ständen und Klassen; jeder einzelne ist für diese Sache verantwortlich und haftbar wie für

sein Selbst, Weib und Kind, Haus und Herd, Geschlecht und Namen.

Zum zweiten. Die Verminderung des europäischen Wohlstandes, die der Krieg herbeiführt, die Verschiebung des Besitzes und die Erhöhung der Lasten, die ihm folgen, werden allenthalben den Umfang und die Tragfähigkeit des oberen Mittelstandes schmälern. Mag der Reichtum noch so entschieden und bis an die Grenze dessen, was die heutige Wirtschaftsform zuläßt, belastet werden, so wird sich zwar merklich sein Gesamtvermögen, doch nicht in gleichem Maße die Zahl seiner Träger verringern, wenngleich durch teilweise Verarmung und Vermögensbildung ein Wechsel der Personen eintritt. Der Stand der Landwirtschaft wird ungeachtet vorübergehender Betriebserschwerungen kapitalistisch gehoben und der allgemeinen Lage entsprechend von schwereren Lasten verschont. Der untere Mittelstand und die Arbeiterschaft wird die gewohnten Existenzbedingungen gegenüber jeder Mehrbelastung im Lohnkampf zurückerobern. Ohne Ersatz bleibt der Stand der Rentenempfänger, Hausbesitzer, mittleren Geschäftsleute; er wird geschwächt, zum Teil proletarisiert, und der herabsinkende Teil der plutokratischen Schicht ist nicht breit genug, um ihn zu ergänzen.

Dieser mittlere Stand aber ist der Träger einer nicht gering zu schätzenden gelehrten, publizistischen und bureaukratischen Intelligenz, in jüngerer Zeit auch eine der Quellen, die den Wirtschaftskörper mit wissenschaftlich gebildeten und kommerziell verantwortlichen Oberbeamten versorgen. Der Rückgang eines geistig unentbehrlichen Standes wird nicht nur seinen Gliedern eine dauernd

schmerzliche Mahnung bleiben und zugleich einen empfindlichen Ausfall im gesellschaftlichen Organismus hinterlassen: Vor allem muß er zur Erkenntnis führen, daß ebenso wie unser Regierungskörper auch der Behälter unsrer Geistesarbeit auf einer zu schmal geschichteten Grundlage ruht.

Diese Erinnerung aber weist tief hinein in die Fehlerhaftigkeit unsres gesellschaftlichen Aufbaues, der grundsätzlich in urzeitlicher Form die Aufteilung der Verantwortungen an erblich geschichtete Kasten beibehält, gleichviel, ob diese sich quantitativ und qualitativ erschöpfen, während zu unterst die geistig unerprobte Masse des Volkes anschwillt, in der Gleichförmigkeit mechanischer Arbeit sich verbraucht und dem nationalen Dienst und Wesen entfremdet wird. Daß ein lebendiger Körper nur durch das organische Auf- und Absteigen der Kräfte und Säfte sich dauernd innerlich erneuen und erzeugen kann, daß an die Stelle der unorganischen Starrnis das organische Prinzip der Bewegung und des Wachstums treten muß, wird hier zum erstenmal und unbeweisbar dem praktischen Empfinden bewußt werden.

Zum dritten. Der Krieg vernichtet endgültig die Ungebundenheit der Privatwirtschaft und bereitet künftige Formen der Gemeinwirtschaft vor, indem er fühlbar macht, daß Wirtschaftsangelegenheiten eines zivilisierten Staates nicht die Sache des einzelnen, sondern die Sache aller sind.

Bisher war die Einmischung des Staates in den privaten Wirtschaftsbetrieb gering. Sanitäre und soziale Fürsorge geboten die notwendigsten Einschränkungen und Belastungen, Handels- und Aktienrecht sicherten gegen die nächstliegenden

Mißbräuche des Verkehrs, einige Regale waren dem freien Betriebe entzogen, Handelsverträge genügten, um den auswärtigen Tauschhandel zu regeln. Im Lichte der Forderung vom freien Spiel der Kräfte betrachtet, waren diese Beeinflussungen fühlbar und vielen unwillkommen. Im Sinne einer rationalen Gemeinwirtschaft waren sie geringfügig und primitiv. Die Beurteilung unsrer unvorbereiteten und dennoch im Entscheidenden glücklich improvisierten Kriegswirtschaft gipfelt häufig in der Klage der Überorganisation und in der Hoffnung auf spätere Entspannung. Überorganisiert sind wir freilich durch manchen ins Kleinliche gezogenen, mit Widersprüchen behafteten Ausbau, denn wir verwechseln leicht unsre stark entwickelte Organisierbarkeit mit Organisationsfähigkeit und tun des Guten zu viel im Verzetteln und Verordnen. Starke organisatorische Kräfte sind bei uns häufig im Eigenbewußtsein, weil jeder im systematischen und schematischen Denken sich geschult fühlt: sie sind höchst selten in der Wirklichkeit, weil der Sinn für das Entscheidende, für die Ausschaltung des Unwesentlichen und für Menschenbeurteilung hohe Sonderbegabung und alte Schulung im Verfügen voraussetzt. Solcher Kräfte werden wir jedoch ernstlich bedürfen; denn wenn auch der Begriff des Umlernens in tausendfachen schulmeisterlichen Abwandlungen mißbraucht wurde: hierin wird er sein Recht behalten, daß wir niemals wieder in die alte Ungebundenheit der Privatwirtschaft zurückgleiten können, die den Nachkommen nicht minder eigennützig naiv erscheinen wird, als uns die Praktiken aus der Zeit des Robert Macaire. Diese dritte Fernwirkung des Krieges, die Umstellung des Wirt-

schaftsbegriffes auf den Satz: Wirtschaft ist Sache aller, bedeute den ersten merkbaren Schritt ins Reich des Künftigen; er ist wert, daß wir im einzelnen seine Bedingungen und Folgen erörtern.

1. Den mechanisierten Krieg entscheidet die Maschine: Schießzeug und Transportmittel. Die Umstellung der Gesamtindustrie des Landes, das Krieg führen will, auf Rüstungsarbeit wird gefordert. Rüstung bedeutet von nun an nicht mehr einen Vorrat an Waffen, sondern ein zum Arsenal umgeschaffenes Land, in dem alle Unbewehrten Rüstung schmieden. Rüstung aber besteht aus jedem erdenklichen Stoff, den die Erde erzeugt, und da seine Bestimmung ist, zu vernichten und vernichtet zu werden, so ist sein Ersatz die technische Grundaufgabe des Krieges.

Das Problem der Rüstung wird zu einem Problem der Arbeit und des Materials; der Ernst des Problems wächst zur Schicksalsbedeutung empor, wenn das kämpfende Land von seinen Feinden eingesperrt werden kann.

Es ist somit für den Staat von Bedeutung, dauernd zu beobachten und zu beaufsichtigen, was und wie in seinen Gebieten produziert wird, welche Stoffe zur Verfügung stehen, welche verwendet und welche erzeugt werden. Er dringt in das innerste Gewebe der Produktion, in die Werkstatt des Fabrikanten, in die Rechenkammer des Grundbesitzers, in den Geschäftsraum des Händlers. Er schafft Mobilmachungspläne für den wirtschaftlichen Feldzug, teilt Beamte und Arbeitskräfte zu, er kontrolliert die Arbeitsmethoden, denn es kann ihm nicht gleichgültig sein, ob Raum, Kräfte und Werkzeuge vergeudet werden, er kümmert sich um

den Aufwand an fremden Rohstoffen und Hilfsmitteln, die nach Möglichkeit erspart oder ersetzt, wiedergewonnen, vorrätig gehalten und zugeteilt werden müssen. Ein neuer Begriff, der des Rohstoffschutzes, tritt ins Leben, der sich vom bekannten Industrieschutz wesentlich unterscheidet: Der inländische Rohstoff muß bevorzugt und verwendet werden, gleichviel ob es den nackten Rechnungsinteressen entspricht oder nicht, gleichviel ob er in der Gewinnung merklich teurer ist als der ausländische; Betriebsersparnisse, notfalls Beihilfen, müssen den rechnerischen Ausgleich schaffen. Die Elastizität der Betriebe, nämlich ihre Ausdehnungsfähigkeit und Umstellbarkeit im Kriegsfalle, muß dauernd geprüft und gefördert werden; wo die Opfer dieser Forderung gerechtes Maß überschreiten müssen Subventionen, in letzter Linie Staatsbetriebe eingreifen.

Schon hiermit ist der freiwirtschaftliche Grundsatz durchbrochen, daß es jedem freisteht, sich Geld oder Kredit zu beschaffen, vor dem Notar eine Firma zu errichten und nun nach Belieben über die beschränkte Zahl der verfügbaren Werkzeuge und Arbeitsmittel, über die Arbeitskräfte des Landes, über seine eigenen oder die tauschweise überlassenen fremden Rohstoffe, ja selbst über die Wertbewegung der Valuten nach freiem Ermessen der jeweiligen Konjunktur zu verfügen. Kapital, Arbeitskräfte und Materien sind zwar nicht und werden nicht nach sozialistischem Rezept Eigentum der Gemeinschaft; wohl aber sind sie ihrem Schutze anvertraut.

2. Der wirtschaftliche Nationalismus wird, wenn die Zeit der großen politischen und ökonomischen

Kraftproben vorüber ist, möglicherweise rationaleren Anschauungen weichen. Die Bedeutung dieses Fortschritts soll man nicht überschätzen, denn die Periode der nationalen Überspannung wird — und dies könnte ihre wirtschaftsgeschichtliche Aufgabe werden — vermutlich den Nachweis erbringen, daß bei entsprechender Steigerung der Technik nahezu jeder Boden die seinen Bewohnern unentbehrlichen oder wünschenswerten Erzeugnisse zu wirtschaftlich erträglichen Bedingungen sich abtrotzen läßt. Der Ausgleich des Fehlbetrages wird so weit wie möglich durch Austausch eigener natürlicher Monopolprodukte erzwungen werden. Ausfuhrzölle und Ausfuhrmonopole werden bei Staatsverhandlungen die frühere Bedeutung der Einfuhrzölle gewinnen. Überdies werden große natürliche Wirtschaftsgruppen zu zollverbundener Gemeinwirtschaft sich zusammenschließen. Ein ästhetischer Vorteil wird überdies der uns noch widersinnig erscheinenden Absperrung zufallen: die mechanistische Verähnlichung der Verbrauchsgüter wird aufgehalten; und wie in früheren Zeiten der Reisende sich von Stadt zu Stadt, von Land zu Land an fremden Früchten, Gebäcken, Geräten, Kleidern und Bauten erfreute, so werden die Erzeugnisse eines jeden Landes die ihnen vom Boden zukommenden Eigenheiten zeigen, und nicht ein jedes Gut überall zu sehen und zu haben sein.

Wird mithin eine ferne Zeit der Rückkehr zum freien Weltaustausch mit geringerer Bewegung entgegenblicken als wir heute der Abschließung, so haben wir uns mit der Tatsache abzufinden, daß diese nationalistische Scheidung, gleichviel wie lange sie anhält, sich mit steigender Kraft fühlbar

machen wird und demnach, wenn auch nur als Übergangsperiode, die herrschende Auffassung vom Privatcharakter der Wirtschaft umgestalten muß.

Die Ursachen der gewaltigen Wirtschaftstrennung, die uns bevorsteht, liegen offensichtlich da.

Der Krieg, wie er auch ausgehen mag, wird keiner einzigen Macht ihre letzten Wünsche stillen, ja nicht einmal einer einzigen ihre Opfer voll ersetzen. Wohl aber werden zu den alten Haßgefühlen neue, durch Schuldfragen geschärfte, erwachen, denn es gibt heute kein Paar, das in dieser furchtbaren Prüfung auf letzte Eigenschaften einander nichts vorzuwerfen hätte. Der Nationalismus erwacht nicht nur neu auf politischem, sondern vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet. Denn jeder wirft dem andern vor, er habe mit seinem Kalbe gepflügt; mit seinen Kapitalien, mit seinen Stoffen, mit den auf seinen Fluren gewonnenen und erhandelten Reichtümern habe er ihn bekämpft. Jeder fühlt, daß einige Jahrzehnte später der kahle Besitz, die brutale Wirtschaftskraft allein, fast ohne kriegerische Beweisführung die Überlegenheit besiegelt hätte; jeder fragt sich: wie konnten so ungeheure, nie vermutete Vorsprünge der ökonomischen Leistung errungen werden, und jeder antwortet: Ich habe selbst dazu beigetragen. Jeder fühlt, daß er bei gesonderter Wirtschaft manches teurer kaufen, auf manchen Vorteil des Absatzes und Handels verzichten wird; aber der Krieg hat an zwei Dinge gewöhnt: an Verzicht und an große Zahlen, und man will lieber verlieren, als die Gewinne des andern fürchten, die politisch vernichtend werden können. Sollten selbst vertragliche Versprechungen bei Friedensschluß ausgetauscht werden, so gibt es

für den Böswilligen keine Begrenzung der Schikane. Sanitäre, technische, verwaltungsmäßige Vorkehrungen stehen einem jeden frei, der Städte, Länder, Häfen, Kanäle, Kohlenstationen dem Freunde offen, dem Feinde verschlossen halten will, und dieser Maßnahmen wird es kaum bedürfen, denn der Haß von Volk zu Volk tut sein Bestes.

So stehen wir vor einer Epoche, die den wirtschaftlichen Nationalismus wo nicht an die Grenze der Binnenwirtschaft der Gruppen, so doch bis zu einer starken Verminderung des internationalen Austausches steigern wird. Da gewinnt die Handels- und Zahlungsbilanz eine Bedeutung, wie sie kaum zur Zeit der ältesten französischen Wirtschaftslehre auf andrer Gedankengrundlage ihr zugesprochen wurde; es entsteht ein neuer Begriff: der Neomerkantilismus.

Auf die Dauer kann kein Land, soweit es nicht Empfänger ausländischer Renten ist, seine Einfuhr anders bezahlen als mit Waren, denn der Gesamtbetrag seiner Umlaufsmittel reicht kaum für die Deckung einer Quartalsrechnung hin. Ausfuhr ist somit weder Selbstzweck noch eine Art von Übermut der Wirtschaft, wie manche glauben, sondern Schuldenzahlung; nicht die Ausfuhr ist das primär bestimmende Element der Wirtschaftsbeziehung, sondern die Einfuhr. Würde aus irgendeinem Grunde die Ausfuhr unterbunden, während die Einfuhr unentbehrlicher Stoffe andauerte, so würde das Land seine Wertschriften und Besitztitel exportieren müssen und somit allmählich die wirtschaftliche Oberhoheit den Fremden ausliefern, das heißt verbluten.

Was gemeinhin bei Verbrauchsaufwand und Be-

zahlung gilt, das gilt auch hier: Meinen Importverbrauch kann ich bestimmen; die Art der Exportzahlung bestimmt der andre. Es steht ihm frei, mein Güterangebot zu verschmähen, sei es, weil die Art, sei es, weil der Ursprung ihm nicht gefällt, er kann es beliebig entwerten, indem er ihm Zollschranken entgegensetzt, die einseitig den Verkäufer belasten, sofern er nicht Monopolware anzubieten hat. Wirksamer noch als Zollschranken können Schranken der Schikane, der Handels- und Verkehrsbehinderung, ja selbst des nationalen Eigengefühls aufgerichtet werden, indem dieses dazu gebracht wird, unter Preisopfern der einheimischen Erzeugung freiwillig den Vorzug zu geben. Die Entwertung des Zahlungsmittels aber bedeutet Verteuerung des Einkaufs, und da dieser vor allem die unentbehrlichsten Grundprodukte umfaßt, kommt das betroffene Land in die Lage, unökonomischer als andre zu produzieren und somit abermals an Ausfuhrkraft einzubüßen.

Wiederum also, wie vor zweihundert Jahren, richtet sich das Interesse der Volkswirtschaft auf die Handelsbilanz, wenn auch aus verändertem Antrieb. Von der aufgezwungenen Tendenz zur Binnenwirtschaft geleitet, zieht der Neomerkantilismus nicht mehr die Ausfuhr und den Golderwerb, sondern die Einfuhr in den Mittelpunkt der Betrachtung.

Während bis dahin es selbstverständlich schien, daß ein jeder berechtigt sei, im Ausland zu kaufen und einzuführen, was ihm gefiel, kommt jetzt zu Bewußtsein, daß jeder Auslandskauf die Gemeinschaft belastet, daß somit jede importierte Maschine, Perle oder Champagnerflasche nicht nur fremde Arbeitskräfte ernährt und einen Teil des National-

vermögens opfert, sondern auch die künftige Gemeinschaftsproduktion erschwert, indem diese gezwungen wird, nicht nach eigenem Bedarf und Ermessen zu erzeugen, was ihr angemessen ist, sondern nach fremdem Gutdünken, was sie schuldet und was man ihr abnimmt. Im äußersten Grenzfall könnte es geschehen, daß reiche Leute so viel Luxuswaren einführen, daß an Nahrungsmitteln und Rohstoffen Mangel entsteht; wenn nämlich gerade diese es sind, die das Ausland, gestützt auf die entsprechende Valutenverschiebung, zu entnehmen geneigt ist.

Diese neomerkantilen Erwägungen werden zu dem bestehenden landwirtschaftlichen und industriellen Schutz, zu dem besprochenen Rohstoffschutz noch einen allgemeinen Importschutz verlangen, der sich auf alle irgendwie entbehrlichen oder ersetzbaren Güter, auf alle Produkte, die sich in leidlichen Surrogaten im Inland wiederholen lassen, vor allem aber auf sämtliche Luxuserzeugnisse erstreckt.

Wir haben vorhin auf einen ästhetischen Nutzen der angenäherten Binnenwirtschaft hingewiesen; hier entsteht, zunächst für eine Übergangszeit, ein bemerklicher ästhetischer Schaden. Ist schon jetzt die mechanisierte Ausbildung der künstlichen Verbrauchsgüter, mit Ausnahme der technischen, traurig genug in ihrer Erscheinung, aus Gründen, die wir wiederholt dargelegt haben, so wird eine Wirtschaft der Verbilligungen, der Surrogatwaren, der täuschungslustigen Nachahmungen entstehen, die der anspruchslos verzichtenden Naivität der vergleichbaren Biedermeierzeit entbehren wird. Auch hier bedarf es des Vertrauens zum guten mensch-

lichen Willen und zum gesunden nationalen Empfinden, um in allmählicher Anpassung aus der Not eine Tugend von neuer Tönung und Charakteristik zu erhoffen.

So geht aus dem Begriff der nationalen Wirtschaftssonderung eine zweite Durchbrechung des privatwirtschaftlichen Prinzips hervor.

3. Keine Nachwirkung des Krieges, jede mögliche politische Verschiebung eingeschlossen, wird an Bedeutung der inneren Vermögensumschichtung und der zeitweiligen Verarmung der europäischen Länder gleichkommen. Von den gesellschaftlichen Folgen haben wir gesprochen; das wirtschaftliche Problem der Kapitalneubildung, das erschwert ist durch die Entstehung eines Staatsrentnerstammes, durch den Verlust an Arbeitskräften und Intelligenzen, durch kommende Belastungen des Verkehrs und erhöhte innere Reibung, tritt uns neu entgegen.

Die Notwendigkeit längerer und strengerer Arbeitsanspannung ergibt sich von selbst, doch sind ihr Grenzen gesetzt. Bedeutsamer und wünschenswerter sind Erhöhungen des Nutzeffekts in der Ausnutzung der Arbeitskräfte, der Rohstoffe, der Werkzeuge, der Wirtschaftsmethoden und der Kapitalien. Diese Fragen, mit unvollkommenem Einschluß der letzten, waren bislang dem Erwerbstrieb und der freien Konkurrenz anheimgegeben; sie durften es bleiben, solange die Zunahme des Wohlstandes jeden gestellten Anspruch übertraf. Da nun, weit mehr als zuvor, die nationale Macht von materieller Rüstung, das Maß der Rüstung ohne Rücksicht auf zeitweiligen Wohlstand, von der kriegserprobten Konkurrenz der Mächte abhängig

geworden ist, hat die Wiederherstellung und Mehrung des nationalen Reichtums politische, von der Staatsgemeinschaft zu verantwortende Bedeutung gewonnen.

Die Einwirkung des Staates wird da einzusetzen haben, wo entweder unter besonderer Gunst der Verhältnisse die freie Konkurrenz letzte Anspannungen bisher nicht erforderte, oder wo die Kraft des einzelnen nicht ausreicht, um den Wirtschaftskreis umzugestalten, oder wo das zeitweilige Interesse des Individuums dem dauernden Interesse der Gemeinschaft zuwiderläuft.

Das Nachstliegende ist, daß technische und landwirtschaftliche Betriebe auf ihre Wirtschaftlichkeit geprüft werden. Veraltete, Kraft, Stoff und Arbeit vergeudende Einrichtungen können erneuert, oder, falls dies nicht lohnt, Betriebe geschlossen und zusammengelegt werden. Krafterzeugungen werden zentralisiert. Syndikate werden unter Aufsicht gestellt. Soweit sie dazu dienten, zersplitterten, schlecht gelegenen oder unvorteilhaft verwalteten Betrieben zur Last des Verbrauchers eine künstliche Lebensfähigkeit zu erhalten, können sie dazu angehalten werden, mangelhafte Werke stillzulegen. Für sparsamen Rohstoffverbrauch und jede mögliche Wiedergewinnung können Berufsvereinigungen haftbar gemacht, Kleinbetriebe, denen es an vervollkommneten Arbeitseinrichtungen mangelt, können zu Genossenschaften vereinigt werden.

Bedeutungsvoller und schwieriger als die Ausgestaltung der Einzelwirtschaften ist die wirkungssteigernde Ausbildung der wirtschaftlichen Gesamtmethoden und Gebräuche, die tief in die Gewohnheiten der Verbraucher eingreifen.

An sich ist es gleichgültig, ob eine Zigarre oder Haarnadel auf dem Wege vom Erzeuger zum Verbraucher sich um einen Teil oder ein Mehrfaches ihres Wertes verteuert; selbst bei einem Gewebzeug ist dies nicht wichtig, sofern es sich nicht um den unentbehrlichen Bedarf der Armen handelt; bei Luxuswaren ist es eher wünschenswert, wenn ihr Verbrauch sich durch Teuerung einschränkt. Wesentlich aber im Gemeinschaftsinteresse ist es, daß nicht Hunderttausende von Händen und Köpfen mißbraucht werden, um durch Warten, Anpreisen, Sortieren, Reisen, Überlisten und Überreden den Gang der Ware zu begleiten; daß nicht in ungezählten Groß- und Klein- und Zwischenlägern Milliarden des Nationalvermögens sich zinslos und nutzlos stauen. Vielleicht würde etwas weniger Tabak verbrannt, wenn nicht an jeder Straßenecke zwei schwach beschäftigte Beamte in zinsfressenden Lägern und Ladeneinrichtungen auf einem Boden, der vom Mietpreis jährlich mit Silber neu gepflastert werden könnte, auf Käufer warten; vielleicht würde weniger Seife und Schreibpapier verkauft, wenn der Kunde zweihundert Schritt weiter zu laufen hätte; vielleicht würde der Kleinhandel in Wirkwaren anstrengender sein, wenn die Besitzerin zweimal im Jahr ein Sammellager aufsuchen müßte, statt zweimal in der Woche von einem beredten Reisenden begrüßt zu werden. Es ist möglich, daß Damen es beklagen würden, wenn jährlich einige Zehntausende neuer Stoffmuster weniger auf dem Markt erschienen, von denen die Hälfte, vom Publikum abgelehnt, verschleudert werden muß und den normalen Konsum mit ihren Kosten belastet. Es ist möglich, daß der organisierte Reklamewett-

kampf völlig gleichwertiger Verbrauchsartikel die Millionenaufwände durch eine mäßige Absatzsteigerung lohnt: doch alle diese Fragen betreffen die Interessen einzelner, nicht der Gesamtheit. Für sie kommt allein die Rettung und Ersparnis nationaler Arbeitskräfte und Kapitalien in Betracht, sie wird zu erwägen haben, ob durch Genossenschaften von Erzeugern, Händlern und Verbrauchern, durch Vereinbarungen über Musterbeschränkung, Gemeinschaftsläger, Kreditnormalisierung, durch Rationierung der Kleinverkaufsstellen und Festlegung der Zwischenarbeit wie der Zwischengewinne die Handelsmethoden und Gebräuche des Landes umzugestalten sind, um ungezählte Arbeitskräfte produktiv zu machen, Lageransammlungen, Warenverderb und Verteuerung zu vermeiden.

Das Verfügungsrecht der Gemeinschaft über die Arbeitskräfte des Landes kann ausgedehnt werden. Heute steht es jedem Wohlhabenden frei, arbeitslos zu bleiben, somit von der Gemeinschaft ohne andre Gegenleistung als die Darleihung seiner Mittel sich ernähren zu lassen, es steht ihm frei, ohne Begabung und Leistung einen der freien Berufe zu ergreifen und unter Anspruch einer gehobenen gesellschaftlichen Stellung ein nicht einmal durch Betrachtung gerechtfertigtes müßiges Leben zu führen; ja mehr als das, es darf ein jeder beliebige Mengen von Arbeitskräften dem Lande entnehmen und, sofern er sie bezahlt, für jeden ihm geeignet scheinenden Wirtschaftsbetrieb, gleichviel ob er nötig oder überflüssig ist, verwenden; er darf, wenn er sich gebührend bereichert hat, eine ebenso beliebige Arbeiterzahl zu seiner persönlichen Bedienung in Anspruch nehmen und der Landesproduktion entziehen.

Wenn die Not es fordert, werden auch diese Gebräuche zu erörtern und zu beschränken sein.

Ohne Aufschub jedoch sind Mißstände abzustellen, die die Freizügigkeit des Kapitals betreffen. Mit diesem Begriffe soll das Recht bezeichnet werden, das heute jedem zusteht, seinen Teil am Nationalvermögen nach freiem Ermessen im Inlande oder im Auslande anzulegen. Dieses Recht führt dazu, daß Private, Kreditinstitute oder andre Erwerbsgesellschaften je nach Lage des Kapitalmarktes Wertschriften des In- und Auslandes nach freiem Ermessen feilbieten, ohne andre Kontrolle als die einer ausreichend erscheinenden Sicherheit oder einer oberflächlichen politischen Prüfung hinsichtlich der Beziehungen zum leihenden Auslandsstaat. Gewährte dieser Staat einige industrielle Aufträge, so bedachte man nicht, daß der Gewinn den Erwerbspreis nur um ein geringes verbilligte, und nahm es gerne hin, daß der Empfänger mit dem Ertrage des Leihkapitals eine Wirtschaft begründete, die fremde Arbeiter und Beamte ernährte und fremde Produktionen befruchtete. Man war zufrieden, daß das der heimischen Wirtschaft entzogene Kapital sich um einen Bruchteil höher als landesüblich verzinste.

Die Sorge um die Neubildung des Kapitals wird zu der Erwägung führen, daß nicht das Zinsangebot allein über Investitionen entscheiden darf. Auch im Inland ist das gemeinwirtschaftliche Bedürfnis zu prüfen, das im allgemeinen, doch nicht in jedem Einzelfall seinen Maßstab in der Rente findet — sonst wäre eine Spielbank eines der dringendsten Wirtschaftsbedürfnisse —; Kapitalausfuhr jedoch sollte niemals eine Frage des Zinsfußes,

sondern der entschiedensten politischen und ökonomischen Gegenleistung sein und nur im Ausnahmefall bewilligt und von den politischen Behörden genehmigt werden. An die Stelle der Freizügigkeit des Kapitals tritt der Schutz.

4. Die Umschichtung der Vermögen als Folge der Kriegswirtschaft findet ihren Ausdruck im Wachstum der Staatsschuld. Beträge in der Höhe der früheren jährlichen Nationalersparnis sind von der Gesamtheit aufzubringen und an Rentenempfänger abzuliefern, die freilich auch ihrerseits mit einem Anteil an der Aufbringung beteiligt sind. Mit andern Worten: Der Gesamtertrag der Ersparnis fließt durch die Hände des Staates zum Zweck neuer Aufteilung.

Daß die Aufbringung solcher Beträge nicht mit alten Mitteln erreicht werden kann, liegt auf der Hand. Gleichviel ob der Weg der teilweisen Vermögenseinziehung, der Erbschaftssteuer, der Monopole, der Rentensteuer, der Verkehrs- und Produktionsbelastung oder der Summe dieser Finanzmittel beschritten wird: der Vermögensbegriff kommt ins Wanken. Es festigt sich die Vorstellung, daß der Staat nicht als Kostgänger der Privaten mit einem notdürftigen Zehnten abzufinden ist, sondern daß er nach freiem Bedarf über Besitz und Einkommen seiner Glieder verfügt. Wird überdies im Falle einer Vermögenskonfiskation oder einer Monopolwirtschaft der Staat Eigentümer und Verwalter ungezählter wirtschaftlicher Einzelinteressen, die er, soweit es ihm gutdünkt, auf halbstaatliche oder gemischtwirtschaftliche Institute abwälzen mag, so ist die letzte der Schranken gefallen, welche die Privatwirtschaft als scheinbare Sache des einzelnen

von der staatlichen Sache der Gemeinschaft schieden, und gleichwie alles materielle Schaffen schlechthin, wird Wirtschaft erkennbar als mittelbare oder unmittelbare Staatshandlung.

Von der Dauer und Beendigungsform des Krieges allein wird es abhängen, in welchem Zeitmaß und Umfang die Gestaltungen, die wir betrachtet haben, sich verwirklichen werden. Wir gingen davon aus, daß sie nur als vorbereitende Erscheinungen zu würdigen sind; denn ein zeitliches Ereignis, mag es noch so gewaltige Ausmessungen gewinnen, kann vorbereitend, beschleunigend, auslösend wirken; das menschliche Herz vermag es nicht zu wandeln. Die großen Schritte der Menschheit aber werden von den Wandlungen innerster Gesinnung bestimmt, nach Bewegungen letzter Gesetze. Wenn es überhaupt eine vom Willen bewegte Macht gibt, die in diese Tiefen dringt, so ist es die Erkenntnis. Und ist auch dieses Täuschung: so daß in Wahrheit die Erkenntnis nichts bewegen kann, sondern nur als begleitende Harmonie der gesetzten Urbewegung folgt, so bleibt unsre Pflicht unverändert, die Klarheit der Erkenntnis zu suchen, mit der gleichen Freiheit und Verantwortlichkeit im harmonischen Verbande, als wäre unsre Stimme die führende Melodie.

Nehmen wir also die Folgen des Krieges, so hart oder leicht sie werden mögen, als vorbereitende Erscheinungen hin, so bleibt ihre Tendenz, die auf übermächtiges Erstarken des Staates gegenüber dem Individualwillen zielt, eine solche, die mit erneutem Nachdruck das Werden des Volksstaates fordert. Denn solche Machtfülle einerseits, solche Hingabe anderseits kann nicht von Klasse zu Klasse, sondern

nur vom Volk zu sich selbst verlangt und gewährt werden. Es wäre das schwerste Unrecht und die ungeheuerste Verantwortung, wenn nach orientalischer Art erbliche Kasten die Vormundschaft gottähnlicher Macht sich anmaßten und namens der Gottheit Opfer verlangten, die der Priester verzehrt.

Wir haben den Volksstaat als zeitliche und unabweisbare Forderung Deutschlands an sich selbst erkannt und durchleuchtet. Wir haben die politischen Eigenschaften der Deutschen geprüft und vor allem die hemmenden beachtet. Wir haben die einleitenden und in die Ferne weisenden Folgen des Krieges erörtert, und empfunden, wie das Ruhende in Bewegung gerät. Ehe wir nun den letzten Teil unsrer politischen Aufgabe antreten, die Erwägung der Entschlüsse und Maßnahmen zur Verwirklichung des Zieles, haben wir die seltsame Bemerkung vorauszuschicken und zu begründen, daß diese letzte, durchaus praktische Erwägung trotz ihrer scheinbaren Eindeutigkeit keineswegs die entscheidende ist; ja wir werden einen Schritt weitergehen und versuchen, eine Anzahl der ältesten und volkstümlichsten politischen Grundbegriffe zu Falle zu bringen.

Wenn jemand einen Wald aufzuforsten hat, so wird er eine gesunde Lage und geeigneten Boden wählen. Den örtlichen Verhältnissen wird er die Baumart anpassen und weder Oliven noch Zypressen in der Mark anpflanzen. Ein geschultes Forstpersonal wird für die Abwehr von Schädlingen, für den Schutz der Schonung und geeigneten Umtrieb sorgen. Das übrige wird er Licht und Sonne, Regen und Frost anheimgeben, und ohne in den Kampf

der Pflanzen und Insekten, der Stämme und Kronen einzugreifen, wird er für Kinder und Enkel das Laubdach sich breiten sehen. Wenn jemand eine Anzahl von Wirtschaftsunternehmungen zu verantworten hat, so wird er ihnen die Grundlagen ebnen, ihre Ziele stecken, ihnen die Grundsätze einprägen, die ihm wichtig scheinen, Sparsamkeit oder Ausdehnungslust, Intensität oder Vielseitigkeit, doch wird er nicht ohne zwingende Not in die Verzweigungen des Organisationsausbaues eingreifen, den seine berufenen Verwalter schaffen.

Wiederholt haben wir von der Atmosphäre des Staates im Gegensatz zu seinen starren Einrichtungen gesprochen. Diese Atmosphäre nährt sich von den Willensimpulsen, Überzeugungen, Wertungen und Haltungen der Völker; unter ihrem Druck sterben ungemäße Einrichtungen und Gesetze ab, andre werden mit neuem Inhalt erfüllt, andre erwachsen. Sie selbst aber stammt nicht aus Einrichtungen, wenn sie auch eine Zeitlang von Einrichtungen gehemmt und verdüstert werden kann. Es ist falsch zu glauben, daß Einrichtungen von eindeutiger Notwendigkeit sind; ein Unternehmen verliert seinen schöpferischen Leiter: unter seinem Nachfolger schlägt es neue Richtungen ein; der Sturm fällt den Hauptast eines Baumes; der Nebenast begrünt sich stärker und wird zum Hauptast; ein Staat wird im Kriege besiegt und gewinnt neue Aufgaben und Bildungen. Voraussetzung ist Lebenskraft und Umwelt, bestimmend ist Bewußtseinsinhalt und Wille, vieldeutig, doch stets zum Schicksalsziele führend ist Bau und Wachstum.

Deshalb ist es irrig, scheinbare Grundformen der Verfassung als primär entscheidende Erscheinungen

hinzustellen: Aristokratie und Demokratie, Parlamentarismus und Absolutismus. Wenn jemand mich fragt, ob ich Demokrat oder Absolutist sei, so kommt es mir vor, als ob er im Sinne der Scholastik mich auf Nominalismus oder Realismus prüft; ich kann nur das vedische „nein, nein!“ ihm entgegenrufen. Eine radikale Demokratie kann sich als versteckter Absolutismus oder plutokratische Oligarchie enthüllen, ein absolutes Staatswesen als leicht überdeckte zügellose Herrschaft des Haufens. Jede dieser Kategorien, auf reinste Form gebracht, wird vollkommen sinnlos: Niemals kann ein einzelner alle Macht haben, er sei denn unendlich; niemals kann ein Demos eigentlich regieren, er höre denn auf, Demos zu sein. Die Institutionen zivilisierter Staaten, mögen sie verschiedene Namen und äußere Formen tragen, sind in der Zusammensetzung ihrer verwickelten Gleichgewichte ähnlicher als man vermutet, weit verschiedener ist der Geist, der sie erfüllt. Im allgemeinen reifen sie, indem sie sich von ihren Ursprüngen hinwegbegeben, die Republiken, indem sie konservativ werden, die Monarchien, indem sie sich liberalisieren.

Wenn das Gewissen des deutschen Volkes es wollte, so würde ohne Änderung einer Zeile des geschriebenen Rechts — einschließlich des preußischen Wahlrechts — jeder Wunsch des werdenden Volksstaates erfüllt. Denn dränge der Ruf nach Verantwortung und Freiheit, der diese Schrift erfüllt, durch tausend hellere Stimmen erhöht und gekräftigt in die Seelen der Deutschen, so würde allen materiellen Sonderinteressen zum Trotz alles parteiliche Denken so stark ergriffen, daß unabhängig von aller Geometrie und Arithmetik der Wahlen

die rechten Männer gefunden und die rechten Gedanken verwirklicht würden. Die Parteien wären eben dann nicht mehr, was sie heute sind: Interessenprogramme mit phraseologischer Entschuldigung, sondern die natürlichen Gegensätze des Wie auf dem gemeinsamen Boden des Was.

Indem ich unbedenklich dem trägen Bekenntnis zum Bestehenden dieses starke Argument überliefere, gedenke ich um so vertrauensvoller der Jugendkraft unsres neugemischten und neuerprobten Volkes, dem es zwar auf den Wein ankommen wird und nicht auf die Schläuche und das dennoch einige der verbrauchten erneuern wird, damit nicht zu viel des Geistigen ungenossen verrauche. Deshalb hinweg mit den gefürchteten Gespenstern der Demokratie und des Parlamentarismus, der Oligarchie und des Absolutismus!

Auch der strengste Absolutismus ist Demokratie, wenngleich in gefälschten Formen. Der absolute Dynast hat das Recht und die Macht, jeden Teil seines Volkes, auf den sein Blick sich gerade richtet, zu zertreten und zu vernichten. Jedoch der unzertretene Teil — und alle zertreten kann er nicht — beherrscht ihn selbst und herrscht durch ihn, wenn auch unter Wahrung byzantinischer Formen. Absolutismus ist Volksherrschaft eines Volksteils über den andern, und diese Partialdemokratie stuft sich ab bis zu der feudalen oder plutokratischen Vorherrschaft konstitutioneller Monarchien. Man wende nicht ein, daß die Person des Dynasten gewissermaßen ein Drittes, eine selbständig auftretende Singularmacht sei. Kaum an den großen Wendepunkten von Krieg und Frieden kann die Person eine solche freie Schicksalsmacht zum Glück

oder Verhängnis entfalten; der Bau des neuzeitlichen Staates ist so unendlich verzweigt, daß jene dritte Macht zur dauernden Wirksamkeit nicht gelangen kann, auch wenn sie die kontinuierliche Genialität der Unabhängigkeit in sich trüge. Vor Zeiten konnte der Dynast die dritte Politik, etwa die der Hausmacht oder der Kirche oder eines Fremdstaates oder der gutsväterlichen Erziehung verkörpern; heute herrscht durch ihn hindurch ein Volksteil über den andern. Einer Oligarchie geht es nicht besser; auch sie kann ihren Plutokratismus nur durch Gefolgschaft zur Geltung bringen; ein von ihr beherrschter, in Wahrheit sie beherrschender Volksteil muß hinter ihr stehen, damit die Restmasse geknechtet werden kann.

Ebenso ist Demokratie als reiner Begriff unmöglich, es sei denn in jenen seltenen und kurzen Zeiten des Überganges, in denen ein Pöbel, und zwar ein sehr oligarchischer, das Volk beherrscht, während für eine Spanne die herkömmliche Autorität unsichtbar wird. Gibt es überhaupt geordnete Formen der Regierung — und ohne sie könnte heute ein zivilisierter Staat nicht länger als wenige Monate auskommen —, so kann niemals das Volk diese Regierung ausüben. Es bleibt ihm nichts übrig, als seine Mächte zu übertragen, nämlich an Vertrauensleute, und so eine jeweilige Oligarchie und Absolutie zu schaffen, der es doch wohl oder übel die stärksten Rechte gegen sich selbst einräumen muß. Und nun erheben sich vielfach jene Mißstände, die uns Deutschen als eigentlich demokratisch erscheinen und unsre große Abneigung gegen diesen Scheinbegriff erwecken. Das Volk kann, sooft es will, seine Vertrauensmänner in ihrer Berufsarbeit stören, sie

durch unsachliche Kontrollen ermüden, sie zur Unzeit abberufen, unfähige Lieblinge mit Ämtern betrauen. Der Kampf um die Macht beginnt und wird zügellos. Lärmende Wahlkampagnen setzen ein, Bestechung der Wähler wird geübt und aus der Korruption der Ämter bezahlt; der Schwätzer und Schreier, der Abenteurer und der Krösus, Advokaten, Journalisten, Spekulanten und Generale balgen sich um die Macht und das Geld. Daß diese Dinge mit veränderten Namen auch in Monarchien sich abspielen können: als Ministervergeudung, Dilettantismus, Regierungsstörung, Intrige, Kriecherei, Bluff, Bestechung, Kamarilla, Militärherrschaft, Klassenjustiz, und wie sonst die Gegenstücke heißen mögen, dies berührt uns nicht. Es berührt uns nicht, daß auserlesene Dynasten diese Verbrechen in gewissen Grenzen zügeln können, daß gute Demokratien, wie etwa die der Schweiz, der Niederlande, des schwedischen Reichs, der Hansastädte und vieler deutscher Kommunalverwaltungen sie niederhalten. Diese Dinge haben nicht mit der Form, sondern mit dem Wesen zu tun, sie sind Geisteszüge der Völker, denen sie entspringen. Was uns betrifft, ist dies: Auch die Demokratie ist nicht Herrschaft des Volkes, sondern die Beherrschung eines Volksteiles durch den andern; meist des ländlichen durch den städtischen, des permanent armen durch den permanent reichen, des ungebildeten durch den halbgebildeten oder zivilisierten.

Die anscheinend so tiefgreifenden Gegensätze der Verfassungsform dringen also nicht ins Innerste. Sie haben sehr ähnliche Lasten und Tugenden, sie haben sehr verschiedene Formeln und Riten; sie sind in guten und schlechten, kraftvollen und schwa-

chen Vorbildern wirksam; aber sie sind an sich darin gleich, daß sie das Volk in herrschende und beherrschte Massen spalten.

Da nun neue Vorstellungen sich deutlicher einprägen, wenn sie an einen neuen Klang gebunden werden, so mag der Begriff der Organokratie den Anspruch ausdrücken, den der Volksstaat an sein Verfassungsgebilde, gleichviel ob es dynastische oder demokratische Außenformen trägt, zu stellen hat; wobei doch niemals vergessen werden soll, daß auch im Lichte dieses Begriffes nicht der Buchstabe entscheidet, sondern der Volksgeist.

Der Begriff aber bedeutet, daß überhaupt kein Ruhezustand beherrschter und herrschender Massen eintreten darf, sondern daß das organisch bewegte Leben im Auf- und Abstieg der Geister und Kräfte herrscht. Jedes Glied der Nation ist aufgerufen zu Herrschaft und Dienst, Verantwortung und Leistung. Nirgends darf der Geist versumpfen und nirgends verschmachten. Jeder zureichenden Kraft muß ihr Anspruch auf Bildung und angemessene Arbeit gewährt sein; es herrscht nicht Gleichheit der Rechte und Pflichten, sondern Gleichheit des Zutritts; es besteht kein gemeiner Anspruch auf Auserwählung, wohl aber auf Berufung. Das Volk herrscht nicht und regiert nicht, doch bildet es den stets sich erneuenden Urstoff der Herrschenden und Regierenden, mit Ausnahme der Monarchie, die losgelöst und erblich für sich allein steht, auch wenn es ihr nicht verwehrt sein sollte, ihren Stamm durch gesundes Volksblut zu erneuen. Immer werden erbliche Vorzüge erhalten bleiben, denn Gesinnungen, Erfahrungen, Bildung und Begabung können sich vererben; doch um wirksam zu sein, be-

dürfen sie des Beweises; aus Abstammung allein dürfen ebensowenig erbliche Tugenden und Veranlagungen wie Laster und Entartungen gefolgert werden. Volksbildung und Erziehung wird schlechthin die höchste aller innern Aufgaben, die sorgsamste Auslese und Fortbildung jeglicher Begabung zur Grundlage aller sozialen Arbeit. Religion und Kult genießen die Unterstützung des Staates, jedoch unter freier Entwicklung ihrer Lehren; niemandem steht das Recht zu, die seelischen Güter der Nation im gemeinen Interesse ständischer oder gesellschaftlicher Abhängigkeiten zu mißbrauchen.

Der Einwand des Utopismus, der an dieser Stelle mit Sicherheit zu erwarten steht, kann dialektisch niemals widerlegt werden. Wer im Leben gewohnt ist, Entschlüsse zu fassen und durchzuführen, die der Kritik und Voraussage unterworfen sind, weiß, daß dem hoffnungsvollen Gedanken stets das unerbittlichste „Unmöglich“ entgegengehalten wurde. „Uferlose Pläne“, „weites Feld“, „großzügig gedacht aber unrealisierbar“ sind die Stichworte aller unproduktiven Einwendungen und haben manchen Entschluß getötet. Nur möge man sich fragen, unter welcher Gefühlstönung des Vernehmens denn überhaupt Starkes und Gutes in die Welt treten kann. Unter Zustimmung niemals, denn jeder stimmt nur dem zu, was ihm geläufig ist; was aber als Forderung geläufig ist, das ist falsch, denn wäre es das nicht, so wäre es ja durch die übereinstimmende Meinung längst verwirklicht. So sind denn jene geringschätzenden Ausrufungen stets der Gruß der Welt an das Gute gewesen, und jeder, der es brachte, hat ihn erfahren; was nicht diesen Gruß empfängt, das kann nichts taugen.

Auch ich weiß, daß dieser Satz nicht umkehrbar ist; es gibt Dinge, die uferlos erscheinen und es auch sind. Doch bleibt es von Wert, wo innere Gewißheit spricht und Beweise versagen, die Zuversicht zu rechtfertigen, die aus einigen Erfahrungen die Kraft nimmt, nicht gleich beim ersten Weheruf „Utopien!" in die Knie zu brechen.

Beweisen freilich läßt sich die Möglichkeit nicht, einen Staatsaufbau zu schaffen, der als ein lebendiger Organismus seine edelsten Kräfte aus allen Schichten des Volkskörpers zieht und sich die Aufgabe stellt, aus sechzig Millionen Menschen jederzeit ein Aufgebot von Genialitäten, Begabungen und Charakteren zu erzeugen, das die napoleonischen Ernten verdunkelt; einen Aufbau, der unbeschadet der Verschiedenheiten menschlicher Anlagen und Pflichten nur freie, ihr Schicksal selbst bestimmende Menschen umfaßt. Beweise gibt es nicht, doch Analogien. Von allen großen und blühenden, sich selbst organisch erneuenden Menschheitsgebilden greife ich ein deutsches heraus: die preußische Armee.

Daß der berufliche Eintritt in diesen Organismus nicht jedem freisteht, ist bekannt und kommt hier nicht in Betracht; hier handelt es sich um den Vorgang der freien und selbsttätigen Auslese vom Leutnant bis zum Generalstabsoffizier, Regimentskommandeur und Brigadier; oberhalb dieser Grenze setzen andre Prinzipien der Selektion ein, die nicht zur Erörterung stehen. Der Weg der Prüfungen und Beobachtungen, das System der kriegsakademischen, praktischen und stabsmäßigen Ausbildung ist bekannt; nie ist in Zweifel gezogen worden, daß diese Formung aus Zehntausenden von Kräften fast restlos die stärksten zu entscheidenden Verantwortun-

gen emporleitet, die ungeeigneten aussondert und die mittleren zu normalen Aufgaben anhält. Da das feudale Prinzip bei der ersten Auswahl der Zuzulassenden sich bereits hemmungslos betätigen konnte und somit die Normalisierung der Gesinnung den ganzen Körper umfaßt, scheidet innerhalb des Selektionsvorganges selbst jede Standesrücksicht aus, die Auslese ist mithin, so erstaunlich dies klingen mag, eine demokratische, nicht in dem abwegigen Sinne, daß der Aufstieg durch Majoritätswahlen erfolgt, sondern derart, daß eine durch keinerlei Standesvorrechte bestimmte Vorgesetztenschicht aus einer gleichartigen Subalternschicht sich ständig nach pflichtmäßiger Auswahl ergänzt und erneut, und zwar, was entscheidend ist, ohne Eingriff von außen, ohne Monopol der Anciennität noch Beschränkung der Konkurrenz der einmal zugelassenen Zehntausende. Selbst den beiden unmilitärischen Königen, dem zweiten und vierten Friedrich Wilhelm, ist es nicht widerfahren, daß der Geist der Armee erschüttert wurde; der Körper ist so gesund, die Methode so vollkommen, daß selbst unter gebrochener Spitze das organische Wachstum fortlebt.

Diese kurze kritische Betrachtung politischer Grundbegriffe darf nicht geschlossen werden ohne einen Hinblick auf das Wesen des Parlamentarismus; denn trotz aller berechtigt wachsenden Abneigung gegen die Volksvertretungen aller Staaten wird ihnen eine neue und bedeutende Aufgabe erwachsen.

Ursprünglich ständische Versammlungen, die Lasten und Auflagen bewilligten und verteilten, sind auf dem Wege der Substitution des Grundes

zu gesetzgebenden, in parlamentarischen Staaten zu regierenden Körperschaften geworden. Aus der Ursprungszeit ihrer ständischen und örtlichen Interessenvertretung haftet ihnen zumeist noch der völlig sinnlos und schädlich gewordene Modus der Bezirkswahlen an, der die Minoritäten vernichtet, das Land in zahlreiche, falsch abbildende Atome zersplittert und den Wahlakt verderbt. Die vorgestellte Wirkung der Parlamente äußert sich in der Übertragung der Mächte; das Volk überträgt die gesetzgebende Gewalt, soweit sie ihm zusteht, auf eine Versammlung, die Versammlung überträgt im Falle des parlamentarischen Systems, die Exekutivgewalt einem Ausschuß. In Gedanken wird die gesetzgebende Macht von der exekutiven streng gesondert; in Wirklichkeit sind sie nicht zu trennen, denn im wesentlichen geht die Gesetzgebung von der Regierung aus, während die Volksvertretung dauernd in Form der Kontrolle und Bewilligung sich in die Geschäfte der Exekutive mischt. In beiden Fällen steht den Parlamenten die Kritik und Hemmung zu; vorwiegend verschlechtern sie die Gesetzentwürfe und stören die Verwaltung.

Dennoch sind sie unentbehrlich. Der eine, mechanische Grund liegt auf der Hand: Sie erzwingen Öffentlichkeit und Kontrolle der Vorgänge und sichern eine gewisse äußere Übereinstimmung mit einem starken Teil der öffentlichen Meinung. Diese Wirkung ist notwendig, könnte aber auch mit andern und einfacheren Mitteln erreicht werden. Den wahren Grund der Unentbehrlichkeit erkennen wir, wenn wir absehend von aller theoretischen Phraseologie die praktische Wirkungsweise der Volksvertretungen beobachten und vornehmlich die

Beispiele parlamentarischer Staaten im Auge behalten.

Gedacht sind die Parlamente als Organe der Beratung: Das Volk im verkleinerten Abbild und Auszug bearbeitet seine Geschäfte. Dies ist in Wirklichkeit nie und nirgends der Fall. Die Miniatur des Volkes ist vorhanden, und zwar in der Form eines mehr oder minder verzerrten arithmetischen Abbildes. Dieses Zahlenbild grob skizzierter Interessen verdichtet sich zu Majoritäten und bildet so eine Art primitiven Filters, von dem angenommen wird, daß es etwa diejenigen Vorlagen durchläßt, die dem jeweiligen Willen und Interesse der Volksmajorität entsprechen. Auch dies ist eine Fiktion, denn das Volk nimmt an den Vorlagen in der Regel geringen Anteil, Parlamentsauflösungen und Neuwahlen ergeben häufig ein verändertes Bild, und die Mehrheit des Parlaments deckt sich in ihrer Zusammensetzung selten mit der Mehrheit des Volkes, sofern von einer solchen in konkreten Fragen überhaupt gesprochen werden kann.

Ein gewisses arithmetisches Abbild ist also vorhanden, mag es auch kein zutreffendes sein, und dieses Abbild wirkt durch Abstimmung. Jedoch es berät und bearbeitet nicht.

Das Parlament redet. Die Rede ist Empfehlung oder Protest, Kritik, Begründung oder Theorie, doch ist sie nicht bestimmt, im Hause jemand zu überzeugen; sie ist als politische Kundgebung gedacht und soll auf die Regierung, die Öffentlichkeit oder den Wahlkreis wirken. Ausnahmen kommen in romanischen Ländern, bei uns in Augenblicken hoher Erregung vor, wenn Stimmung die Überlegung bewältigt. Wenn nun das Parlament weder

berät noch arbeitet, sondern redet und abstimmt: wie kommt parlamentarische Arbeit zustande? Durch drei halboffizielle Organisationen: Die Partei, die Fraktion, die Ausschüsse. In parlamentarisch verwalteten Staaten führt der vornehmste und permanente Ausschuß als Kabinett die Regierung; in halbparlamentarischer Verfassung verhandeln die Ausschüsse mit der Regierung und in sich selbst, soweit nicht die Parteiführer in persönlicher Absprache die Geschäfte erledigen.

Das Parlament ist somit nicht solidarische Vertretung und Beratungsstätte des Volkes, sondern die Börse der Parteien, sofern dieser Begriff nicht im Sinne persönlich materieller Interessenvertretung, sondern des geschäftlich handelnden allgemeinen Interessenausgleichs verstanden wird.

Der Teil der Volksvertreter, der in den Zwischenorganisationen keine entschiedene Tätigkeit ausübt, wirkt, abgesehen von Gelegenheitsreden und Fürsprachen für Wahlkreisangelegenheiten, statistisch. In vielen romanisierten Ländern ratrappiert er sich geschäftlich, in andern amtet er aus Liebhaberei, gelegentlich in Verbindung mit einer privaten Beschwerdekanzlei, die aus ideellen Motiven, jedoch mit der Wirkung der Pression, die Behörden drangsaliert. Wirklich Agenten des Volkes, genauer der Partei, sind die Führer, und ihre Zahl ist um so größer, ihre Begabung um so stärker, je verantwortlichere Aufgaben ihnen der Staatsorganismus zuweist.

Dies Bild erscheint dem ersten Anblick seltsam und doch bei näherer Betrachtung vernünftig; wagt man es, den gegebenen Wirklichkeiten fest ins Auge zu blicken, so ergeben sich Folgerungen, die den

parlamentarischen Apparat aus einem notwendigen Übel in einen entwicklungsfähigen und fruchtbaren Organismus verwandeln. Wir müssen daher noch ein kurzes bei der Frage der Notwendigkeit beharren.

Auch unabhängig vom Idealbegriff des Volksstaates kann eine Beamtenhierarchie — denn eine solche ist die normale Regierung — auf die Dauer sich nicht lebenskräftig erhalten, wenn sie auf sich selbst gestellt bleibt. Der Vergleich mit der Armee trifft hier nicht zu; denn bei einseitigeren und konstanteren Aufgaben steht dieser ein ungleich größerer, rascher sich erneuender Stamm verantwortlicher Kräfte und, als Vergleichsmaß, die analoge, gleichgerichtete Konkurrenz des Auslandes zur Verfügung, während die Leistungen einer Regierung nur in ihren Endergebnissen, nicht in ihren Maßnahmen auswärtige Vergleiche zulassen.

Vor Zeiten, als die Verwaltung eines Königreichs nach Art und Geschäftsumfang einer Domäne sich bemaß, konnte ein hausväterlicher Monarch durch Überblick und Stichproben sein Land überwachen, in sich selbst den Maßstab seiner Regierungsorgane tragen und durch ein einfaches Testament die Grundsätze der Sparsamkeit, Unbestechlichkeit und Schlagkraft vererben. Heute übertrifft ein einziges Ressort wie Telegraphie oder Gesundheitspflege den Gesamtumfang der friderizianischen Verwaltung; ein begabter Monarch, der auch nur die wichtigsten der Verwaltungsvorgänge zur Kenntnis nehmen wollte, würde, von Tatsachen erdrückt, ein Gefährliches unternehmen, wenn er auch nur den Schein einer sachlichen Kontrolle erwecken wollte. Eine losgelöste Regierung jedoch würde, selbst wenn sie

nicht durch Inzucht erstürbe, nicht nur zum Tschin verknöchern, sondern auch einer entwickelten Wirtschaft und Meinung gegenüber sich rettungslos festrennen.

Die zweite und unabhängige Instanz aber kann ebensowenig wie vom einzelnen von einem Senat oder Tribunal gebildet werden, denn hier mangelt die unabhängige Beweglichkeit; nicht von ständischen Korporationen, denn hier herrschen materielle Berufsinteressen. Vor Jahrhunderten hat die Kirche eine unabhängige Instanz gebildet; heute kommt nur das Volk in Betracht.

Doch hier setzt die Gegenschwierigkeit ein. Weder kann eine Menge herrschen, noch auch nur beraten. Von ihr ist nicht intellektuale Entscheidung zu verlangen, sondern allgemein umrissenes Willenselement. Selbst die Vorstellung einer Vertrauenswahl, die im kommunalen Organismus Platz finden kann, hält dem Staatsorganismus gegenüber nicht stand. Eine Zentralmacht kann nicht auf örtlichen Vertrauensleuten beruhen; sie erfordert Politiker und Staatsmänner. Auch für die Beurteilung dieser Zulänglichkeit fehlt einer Wählermenge die Fähigkeit; urteilskräftig hingegen ist sie im Anschluß an ein ihr verständliches und geläufiges Parteiprogramm. Abermals begegnen wir der Paradoxie unsrer Wahlsysteme, die Parteiwahlen schaffen und wollen, während sie Ortswahlen verordnen. Wir kommen hierauf zurück; für den Augenblick ist der springende Punkt der, daß aus den atomistischen Wollungselementen der Wahl zwar eine Volksvertretung hervorgeht, doch nicht ein arbeitsfähiger, kontrollfähiger oder regierungsfähiger Körper.

Die Übertragung der Mächte versagt; sie muß

ersetzt oder ergänzt werden durch eine neue Abwälzung: nämlich auf die politische Partei, und von dieser wiederum auf die politischen Führer.

Die Partei bildet die Zusammenfassung eines bestimmten, geistig, stimmungsmäßig, materiell umrissenen Volksteils, einer Willenseinheit, eines Volks im Volke. Landesteile, Provinzen, Bezirke, Städte können örtliche Gemeinschaftsinteressen auskristallisieren und durch diese hindurch mittelbar zur Staatspolitik gelangen; aber die Summe örtlicher Interessen an sich macht Staatspolitik nicht aus. Die Partei dagegen hat zum Zentralwillen ein unmittelbares Verhältnis, und da sie sich örtlich zusammensetzt, schließt sie Distriktsinteressen nicht aus, ohne auf ihnen zu ruhen. Die Partei ist organisierbar, in sich zusammenhängend, auf dauernden Austausch und fortlaufende Arbeit gestellt; sie kann daher mit vollem Urteil Organe und Einzelkräfte bestellen.

Es hat sich somit im stillen und unabhängig von geschriebenen Verfassungsworten der Zwischenorganismus gebildet, der die Riesenvölker unsrer Zeit willensfähig macht; diese selbsttätig entstandene Schöpfung ist gesund und organisch und steht daher auch zur Forderung des Volksstaates nicht im Gegensatz. Wenn wir daher den eigentlichen Mechanismus der Volksvertretung als Verhandlungsstelle, als politische Börse der Parteien bezeichneten, so liegt in diesem Begriffe keine Geringschätzung, sondern der zugespitzte Ausdruck einer verwertbaren Realität.

Indem wir dieser Realität handfest nähertreten, erkennen wir den eigentlichen Sinn der Volksvertretungen unsrer Zeit, sofern sie richtig verstanden

und ausgebildet werden: Das unvollkommene, doch ähnlichere arithmetische Abbild der Volkswollungen, das in der Parteizusammensetzung gegeben ist, bildet den dynamischen Untergrund, das Kräftemaß für den Rückhalt im Volke; es würde fast genügen, wenn in jeder Wahlperiode dieses Kräfteverhältnis auf Tafeln verzeichnet im Saale hinge und jede Führerstimme mit der Parteizahl multipliziert würde; unentbehrlich aber ist der seltsame und nicht immer erfreuliche Parlamentsapparat deshalb, weil er eine Auswahl und Schule des Staatsmanns und Politikers ist — oder sein sollte.

Diese Wesenhaftigkeit kommt in parlamentarisch geführten Ländern im schlechten und im guten Sinne weit stärker als bei uns zur Geltung, obwohl eine bewußte Klarheit des Zusammenhanges auch dort nicht zu bestehen scheint. Die Dynamik wirkt lebendiger, und zwar zum Schaden, indem sie in allzu häufigem Wechsel, oft unabhängig von der Stimmung des Landes, Regierungen erneuert und den Zusammenhang der Geschäfte stört; die Auslese und Schulung wirkt im Verhältnis zu den geistigen Durchschnitten jener Länder unendlich erfolgreicher, indem sie aus kargerem Boden reichere und häufig bessere Geisteserntcn gewinnt.

In diesem Zusammenhang wird die geringe Volkstümlichkeit, die schwache Substanz, der mangelhafte Wirkungsgrad der deutschen Parlamente, insonderheit des Reichstages, verständlich. Der örtliche Wahlakt schreckt ab. Die Herauspeitschung einer absoluten Majorität aus einem Bezirk, der nicht stark politisch gestimmt zu sein braucht, setzt Mittel voraus, die ebenfalls nicht immer rein poli-

tische sind. Fehlt an der geforderten Majorität eine Stimme, so sind Zehntausende von Stimmzetteln ohne Wirkung abgegeben, und eine gewaltige, vielleicht hochintellektuelle Minorität bleibt ohne politische Vertretung. Ortsgrößen haben einen Vorsprung. Örtlichen Wählern werden oft Dinge erzählt und versprochen, die mit dem innersten Wollen des Redners wenig zu tun haben. Es sind nicht immer die geistigsten und ehrlichsten Naturen, die an solchen Voraussetzungen Gefallen finden.

Das Leben der Parteien mit Ausnahme der agrarischen und sozialistischen ist schlecht und kleinlich organisiert und ausgestattet. Neben dem Stammtischgast, dem Vergnügungs- und Berufspolitiker und Zeitungsleser müßte die ganze denkende und wirkende Intelligenz des Landes in Klubs und Vereinen, in Vortrags- und Wahlversammlungen sich zusammenfinden, um das Schicksal des Staates zu beraten; die stärksten politischen Kräfte des Volkes müßten in ständigem Austausch mit ihren Freunden und Mandanten bleiben, aus Kannegießerei und Personalkritik müßte Mitarbeit werden.

Nun aber schließt sich der Zirkel: Tragen diese mangelhaften Voraussetzungen dazu bei, daß nicht die stärksten Kräfte des Volkes sich der Politik widmen, und somit die Volksvertretungen an Einsicht und Macht verarmen, so ist es wiederum die Stellung und Arbeitsweise des Reichstages selbst, die diese stärksten Kräfte zurückschreckt.

Auf leeren Bänken sitzen, Fraktionsbeschlüsse durchführen, Wahlreden anhören und gelegentlich für die Sekundärbahn des Kreises oder die Ziegenhaltung eintreten ist nicht für jeden der Ersatz eines

hingegebenen Arbeitsjahres. Der Bedarf an Fraktionsführern und Ausschußarbeitern ist nicht groß, und bei der parlamentsmüden Stimmung des Landes mag mancher schon die saloppe Frage sich vorgelegt haben: „Wenn schon?"

In parlamentarischen Staaten fühlt jeder der Volksboten sein Portefeuille in der Tasche, manchmal schlimmeres. Sind diese Motive nicht edel, so sind sie stark. Bismarck hat, und nicht mit Unrecht, den Reichstag, als das Geschöpf seiner Hände sich auflehnte, erniedrigt. Häufig hat das Volkshaus sich selbst zur unfruchtbaren Kritik verdammt, selten hat es erlösende Worte und Taten gefunden. So ist seine schöpferische Macht nicht gewachsen; nur zum Schöpferischen jedoch lassen sich die exponentialen Geister der Nation gewinnen. Nun tritt die Abneigung des deutschen Volkes hinzu, dem alles Rednerische und Propagandistische fremd ist, das in politischen Meinungen sich nicht sicher fühlt und mißmutig wird mit jedem neuen unerfüllten Versprechen, das aber ein gesundes Empfinden hat für menschliche Eigenschaften und schließlich die ehrliche Arbeit der Regierung, die es vor sich sieht, höher stellt als die Dialektik ihrer Kritiker.

Einer tiefen Reform des deutschen Parlamentarismus bedarf es, nicht nur im Hinblick auf den Volksstaat, sondern schon um der kahlen Notwendigkeit willen, eine gesicherte politische Existenz schlechthin zu schaffen.

Die Beseitigung der Ortswahl ist die erste Notwendigkeit und ihr Ersatz durch ein gesundes Proportionalsystem. Diese Forderung ist wichtiger als alle übrigen Wahlrechtsänderungen, Preußen und Mecklenburg inbegriffen.

Das zweite ist die Ausgestaltung der Parteien und ihrer Organisationen.

Das dritte ist, den deutschen Parlamenten einen positiven Inhalt und die Möglichkeit schöpferischer Arbeit zu geben außerhalb der bloßen Gesetzesmacherei und Geldbewilligung. Das bedeutet nicht die rückhaltlose Forderung des parlamentarischen Systems, das an sich weder gut noch böse ist, dem normalen Deutschen aber heutzutage einen kalten Schrecken einjagt. Ist es der gegenwärtige Sinn der Volksvertretungen, als Korrektiv der Beamtenhierarchie eine Schule des Politikers und Staatsmannes zu bilden, so kann nicht der Schulgang Selbstzweck des Schülers werden mit der schmächtigen Hoffnung auf die kritisch-dialektischen Erfolge und den tolerierten Regierungseinfluß eines Fraktionshäuptlings. Es hieße zu weitgehend den ideellen Selbstverzicht normaler Naturen in Rechnung stellen, wollte man erwarten, daß talentierte und tatkräftige Menschen, zur Kontrolle der wichtigsten Regierungshandlungen berufen, sich dauernd mit halbinformierter Beobachtung und nachträglicher Begutachtung zufrieden geben, statt einzugreifen. Die Stimmung, die aus dieser Haltung hervorgeht, ist überdies schädlich; sie schlägt nur zu leicht um in nörgelnden Pessimismus und verkümmert das letzte, was der überkontrollierten Regierung an Schaffensfreude bleibt. Vor allem aber lernt der zur Kritik herangereifte Staatsmann nie das Wesentliche, er lernt parlamentarische Methoden und gesetzgeberische Formalarbeit, doch niemals die Verantwortung des Handelnden, Erfindenden und Schöpfenden. Was man nicht kennt und machen kann, das kann man im letzten Sinne

auch nicht beurteilen. Ein Staatsmann muß schaffende Verantwortung tragen oder getragen haben, um einer zu sein; der Spieler stummer Klaviaturen wird nicht zum Künstler; der verantwortungslose Kritiker vergißt seine Irrtümer und wird mit dem Gefühl der Unfehlbarkeit impotent. Der Beruf zieht den Menschen nicht aufwärts noch abwärts; wohl aber zieht er den Menschen heran, dem er und der ihm entspricht. Abermals schließt sich ein Zirkel: Der Beruf unsres Parlamentes schafft nicht die rechten Staatsmänner; die vorhandenen können endgültige Wege und Ziele nicht erkämpfen; die Unvollkommenheit der Leistung schreckt fähige und verantwortungsfreudige Kämpfer ab, die Aufzucht versagt — und der Kreislauf beginnt von neuem.

Auf das Volk, vertreten in der partialen Willensorganisation, die Partei heißt, wirkt dieser Zustand entpolitisierend. Kehrten die Männer, die eine Partei führen, aus dem Kreise einer verantwortlichen Erfahrung zurück, besäßen sie die Kenntnis der inneren Vorgeschichten, der Motive und Hemmungen, hätten sie den Blick erworben für dasjenige, was durchführbar und wünschenswert, was chimärisch und gefährlich ist, wären die Aktoren der europäischen Bühnen ihnen bekannt und durchschaubar, so würden die parteilichen Beratungen der Atmosphäre des Gefühlsurteils und der kannegießernden Bürgerpolitik entrückt; sie gewännen pragmatischen Wert. Sähe überdies der parteiführende Politiker sich in der Lage, gegebenenfalls von neuem aktive Verantwortungen übernehmen zu müssen, so wäre nicht nur ein Schutz gegen unfruchtbare Störungen der Staatspolitik gegeben, sondern auch der Begriff

einer Parteiverantwortlichkeit geschaffen, der im Sinne der Mäßigung und Realpolitik wirkte. Unter dem Schutze dieser Parteiverantwortlichkeit aber würde ein unschätzbares und unentbehrliches Gut erwachsen, auf dessen Bedeutung wir zurückzukommen haben: ein Inbegriff echter, erblicher, durchdachter, real-idealistischer Ziele der inneren und vor allem der äußeren Politik, der an die Stelle farbloser und phrasenhafter Parteiprogramme mit täglich wechselnden Ausdeutungen träte und unserm politischen Schaffen gewährleistete, was ihm aufs bitterste not tut: Stabilität. Der Mangel an Stabilität, dies sei hier angemerkt, die Überraschungsgefahr, die aus plötzlich auftretenden, undurchsichtigen und undurchdachten Zielen entsteht, verbunden mit stärkster militärischer Macht, feudaler Atmosphäre und der fast widerstandslosen Lenksamkeit eines vertrauensseligen Volkes: das ist die Gruppe von Voraussetzungen, die unsre Gegner mit dem unzutreffenden Namen Militarismus bezeichnet haben. Es entspricht nicht unsrer Würde, uns nach der Willkür unsrer Feinde zu modeln, doch es entspricht höchster Menschenwürde, jedes Urteil zu prüfen, es vom Unrecht zu befreien und mit Sinn zu erfüllen, auch wenn es das Urteil des Feindes ist.

Wir bedürfen nicht unbedingt des parlamentarischen Systems, vor dem die Interessenten des Feudalismus, des gefestigten und ungefestigten Kapitalismus, die beamtete Gelehrtenschaft, die der Probe unsicheren Politiker und der von diesen Elementen beeinflußte Teil des gebildeten Volkes sich fürchten. Die Gründe, die man anführt, sind freilich abwegig: die Zersplitterung der Parteien

ist ein Grund nicht gegen, sondern für das System; denn sie verlangt Koalitionsministerien, die einen stetigen Ausgleich und zunächst selbst ein Übergewicht der älteren Regierungsgrundsätze zulassen; Stimmungsumschläge und Ministerwechsel würden in Deutschland weniger heftig und häufig geschehen als anderswo, weil unser politisches Temperament kälter ist; Bestechlichkeit und Personalpolitik sind, wie die Erfahrung der Kommunalverwaltungen dartut, kaum zu befürchten; Auswahl und geistiger Durchschnitt der Staatsmänner dagegen würde jede Erwartung übersteigen, wenn auch nur annähernd das gleiche Güteverhältnis zwischen der Masse und den Erwählten eintritt, wie es in allen parlamentarischen Staaten besteht. Vor allem muß hier ein akademisches, zum Gemeinplatz gewordenes Argument zurückgewiesen werden: die gefährdete geographische Lage Deutschlands fordere einen gewissermaßen halbstarren konservativen Verwaltungsaufbau. Gerade diese Gefährdung fordert hohe Beweglichkeit und Gelenkigkeit, fordert die wirksamste Auslese der Kräfte; fordert, im Gegensatz zum politischen Dogmatismus, Fähigkeit zur Anspannung und zum zeitweiligen Opportunismus; die Gegenkraft stärkster Beanspruchung von außen ist nicht Sprödigkeit, sondern Elastizität.

Gleichviel; wir bedürfen keiner absoluten Parlamentsherrschaft, wohl aber der Erziehung der Parlamente und ihrer Staatsleute zur Wirklichkeit, zur Verantwortung und Macht, einer Erziehung der Parteien zur realen Arbeit, zur Tradition und politischen Zielen, einer Erziehung des Volkes zur Politik und Selbstbestimmung. Die Möglichkeiten der Verwirklichung sind mannigfaltig und einfach;

sie bedürfen keines geschriebenen Gesetzes. Der leichteste und im Stande unsrer schlaftrunkenen Indolenz schwerste Beginn wäre der, daß die Parlamente verlangen, ein Teil der Ministerien müsse aus ihren Mitgliedern bestehen. Der wahrscheinlichste und gänzlich unbrauchbare Beginn wäre die Anwendung unsres universellen Verlegenheitsmittels: Kommissionen. Parlamentarische Ausschüsse natürlich, die man mit indiskreten, störenden und unverantwortlichen Befugnissen den Ämtern zur Seite setzte, so daß vor Auskunftserteilungen, Rechtfertigungen und Abwehr undurchführbarer Vorschläge alle Selbstachtung und Schaffensfreude der Beamten erstürbe. Es ist schade um Geister, die über die Irrtümer der andern ihr lebelang berufsmäßig verzweifeln und sich standhaft weigern, an ihrer Stelle Hand anzulegen.

Mehrfach haben wir dem letzten Teile unsrer Ausführungen vorgegriffen, der den Inbegriff unsres künftigen politischen Lebens bezeichnen und seine Angleichung an das Wesen des Volksstaates vermitteln soll. Zum Zeichen dessen, daß wir uns inmitten praktischen Lebens befinden, wohin der Gang von höchster Anschauung uns geführt hat, wo wir verweilen, nicht als bei einem Ziel, sondern als bei einer rationalen Bekräftigung des Übergangs und der Anknüpfung an ein Künftiges, soll von nun ab die Behandlung sich vorwiegend der utilitarischen Denkform bedienen, denn in diesem Kreise muß der Schritt zum Endgültigen, um sich als realisierbar zu erweisen, zugleich ein Schritt zum zeitlich Erstrebenswerten sein. Als solches aber hat der Begriff von der Macht und Stetigkeit des Staates der Prüfung standgehalten.

Nach dem Gesetze des Lebenskampfes und nach dem Bilde jedes Einzellebens und Kollektivlebens steht der Staat, auf sich selbst gewiesen, schutzlos und nur von seinem Genius gehütet im Kreise seiner Lebensgegner und Wettkämpfer. Sein Erbteil ist ihm gegeben in der Kraft seines Bodens, seiner Lage und seines Volkes. Diese Gegebenheiten sind begrenzt, wie das zeitliche Erbteil eines Menschen, eines Tieres, einer Herde oder eines Waldes, begrenzt sind aber auch die Fundamente seiner Gegner. Unbegrenzt ist daher die Relation der Wirkung, denn diese vervielfacht sich durch die Macht des Geistigen.

Ja, diese Macht vermag die physischen Bedingungen zu ändern; sie verzehnfacht den Ertrag des Bodens, sie entreißt der Erde ihre Schätze, sie bewältigt die Naturgewalten, formt Küsten, Gewässer und Gelände, heilt Siechtum, kräftigt und vermehrt das Blut, bildet und vollendet ungeborene Geschlechter. Aus Massen schafft sie Organismen, denen verleiht sie Sinne, Denkens- und Willenskräfte und werktätige Glieder. In den Lebenskampf aber dringt sie mit dreierlei Kräften ein: Mit äußerer Richtkraft und Stoßkraft, mit innerer Widerstandskraft.

Wenn zwei gleichstarke Organismen miteinander kämpfen, so siegt auf die Dauer derjenige, der weiß, was er will. Stärken, Vorrechte, Unangreifbarkeiten erwachsen aus unscheinbaren, unbegehrten, leicht beweglichen Saatkörnern. Der tausendjährige Eichenstamm, keiner Menschenkraft um einen Zoll verrückbar, entsproß der Frucht, die eines Kindes Hand entglitt, dem Urstrom hat ein Kieselstein seinen Weg gewiesen, ein Überseereich entspringt dem falschen Kurs eines Schiffes, ein Adels-

geschlecht entstammt dem Rausche eines Herrn, eine Mädchenlaune bestimmt die Schicksale von Dynastien. Zeit und gleichbleibende Richtung verschmelzen zu einer Macht, der nichts standhält. Jeder Augenblick aber streut von neuem Keime des Unvergänglichen aus, nun und jetzt werden die Schicksale der Jahrtausende gesät, und der gleichgerichtete Wille bestimmt, welches Korn aufgeht. Das beste Mittel, jede Saat zu zertreten, ist aber, sich endlos auf dem gleichen Boden hin und her zu drehen, immer wieder die Scholle zu lockern, immer neue Früchte wahllos zu versenken. Ein großer Handelnder ist unablässig ein Sämann, der andern die Ernte gönnt. Wer heute bedenkt und betreibt, was in einem, in zehn, in hundert Jahren wirklich sein wird und wirksam sein soll, schafft frei und ungehemmt; belächelt, aber nicht behindert; später mißverstanden und unbedankt; aber meisterlich ausgestaltend und unbezwingbar. Das allerrealste Schaffen ist das visionäre, sofern nicht das nebelhafte, von ungemäßen Gefühlen verblasene Phantom, sondern die greifbar körperhafte Gestalt ihm entspringt. Wirklichkeit, schauend durchdrungen und vergeistet; Träume, durch Willenskraft verdichtet und an die Erde gekettet: das ist das Geheimnis aller Produktion.

Getötet wird alles starke Schaffen durch den Hinblick auf den Tag. Wer kurzatmige rasche Erfolge sucht, wer seiner Zeit und seinen Gehilfen Schauspiele der Größe gibt und in historischen Momenten schwelgt, wer jeden Tag die reifenden Früchte betastet, statt zu graben und zu pflanzen, wer mißgelaunt jedes neue Ereignis als zeitraubende Störung betrachtet, statt ihm seine stärkste Seite

abzugewinnen, wer mühsam Tagespensen abarbeitet, Widerständen ausweicht, und statt zu erfinden erledigt: der kann bestenfalls eine Stellung verteidigen und den Zusammenbruch aufhalten; Leben und Wachstum schaffen kann er nicht, denn alles Natürliche stirbt ab, wenn es in die Defensive gedrängt ist. Sorgenlosigkeit im höchsten Sinne, die Freiheit von jedem persönlichen Wunsch und Druck, Kräfteüberschuß, ausgedrückt in Humor und geistiger Souveränität, freie Verfügung über freie Zeiträume ohne Furcht vor Sturz und Nachfolgerschaft: das sind die Bedingungen weittragender politischer Richtkraft.

Wer verwirklicht sie in unserm Staatswesen? Erbreihen, in denen ununterbrochen Cäsar und Karl, Friedrich und Bonaparte wechseln, würden nicht genügen, um einer Dynastie die Aufgabe zuzuwälzen. Die Stetigkeit dynastischer Politik ist stark beansprucht durch die Verteidigung der eigenen Stellung; sie wird beeinflußt durch den gefährlichen Wechsel verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehungen; nach Bismarcks Wort durch Frauen und Günstlinge, durch Lockungen territorialer Machterweiterung. Noch weniger ist von unsern unverantwortlichen Parlamenten politische Stabilität zu erwarten, denn sie sind, wie wir gesehen haben, auf Tagesaufgaben, Kritik und Gesetzesmacherei gestellt, sie haben keinen inneren Zusammenhang, sondern zerfallen in feindliche Fraktionen, die ihrerseits farblose, untereinander zum Verwechseln ähnliche Ideal- und Parteibanner entfalten, in deren Schatten sie die anvertrauten Tages- und Wirtschaftsinteressen verarbeiten.

Es bleiben die Minister und ihre Spielarten. Zu-

statten kommt ihnen im Sinne einer gewissen traditionellen Stetigkeit die Identität ihrer politischen Überzeugung. Was sie sind, können sie nur sein und werden auf Grund des offiziellen Konservativismus, jener feudalistisch-professoralen atmosphärischen Färbung, von der wir gesprochen haben. Ist ihre Vergangenheit liberalisierend oder katholisierend behaucht, so finden sie Gelegenheit, ihre politische Normalität klarzustellen; ohne diese Läuterung könnten sie kaum auf Wochen in einer widerstrebenden Atmosphäre sich behaupten.

Doch diese Übereinstimmung der allgemeinen politischen Ansicht genügt nicht, um auf lange Zeiträume die Richtkraft innerer und äußerer Leitung zu sichern; und alle übrigen Voraussetzungen sind negativ. Mag die durchschnittliche ministerielle Lebensdauer sich von fünf auf zehn Jahre erhöhen: sie ist zu lang oder zu kurz. Zu lang: wenn ein Mann den Inbegriff seines Lebensgedankens dem Staatsgeist vererbt hat und in Verwaltungsroutine abstirbt; zu kurz: wenn ein Menschenalter mit fernhinschauenden Plänen umspannt werden soll. Welcher Schaffende begnügt sich mit Anfängen, die der Nachfolger unter dem Beifall der Gehilfen überlegen lächelnd beiseiteschiebt oder, zur Unkenntlichkeit verbessert, sich aneignet? Und wenn er das Opfer wollte, wie könnte er es erschwingen? Eine Tagespolitik drängt, die nach drei bis vier Seiten verteidigt werden muß: Von oben bestimmt der Monarch, von unten das Parlament, von der Seite droht die öffentliche Meinung, vielleicht auch das Ausland; ein halbes Wunder, wenn ein diagonaler Ausweg sich ergibt; zuviel verlangt, wenn er dazu den Schritt zum Absoluten lenken

soll. Die Unfreiheit des Handelns wird aber weiter beengt durch die Bedrängnis der Zeit; die Hälfte des Jahres verschmilzt unter parlamentarischer Arbeit, dem Suchen von Beweisen, Rechtfertigungen, Materialien, dem Verhandeln und Paktieren mit Kommissionen und Führern eines Parlamentes, das unermüdet seine kritische Aufgabe wichtig nimmt, an die Voraussetzungen schöpferischer Arbeit nicht gewöhnt ist und an die Stelle eines Einheitswillens zersplitterte Anregungen setzt, deren Ablehnung verstimmt und deren Annahme nicht verpflichtet.

Es fehlt unserm Staatsleben das Organ, welches die Richtkraft sichert. Solange die Stetigkeit dieser Kraft uns mangelt, solange unsre Ziele nach der Einstellung des Tages, nicht der Menschenalter und Jahrhunderte geregelt sind, bleiben wir bei gleicher Leistung jedem Wettkämpfer unterlegen, der weiter vorschaut und stetiger handelt; wir sind schlechthin auf die Länge im Wettkampf der Nationen nicht konkurrenzfähig. Der erschreckend schlechte Nutzeffekt unsrer äußeren Politik bei höchstem Aufwand an Arbeit und Mitteln erklärt sich zur Hälfte aus Mangel an Richtung. Das unerhörte, uns unbegreifliche Mißtrauen, das die Außenwelt jahrzehntelang uns, die wir der Stille, der Aufrichtigkeit und Harmlosigkeit unsres Sinnes sicher zu sein glaubten, entgegenbrachte, ist eine der Folgen unstetiger, somit unverständlicher, somit verdächtiger Haltung. Staaten des wildesten Parlamentarismus, scheinbar sprunghafter Entschlüsse, beständiger Regierungswechsel haben trotz scheinbarer Zusammenhangslosigkeit ihres Wollens durch die Richtkraft ihrer Entschlüsse uns übertroffen;

denn auch die einseitige, die absonderliche, die fanatische Richtung erzwingt den Erfolg, wenn sie *stetig bleibt.*

Kein künstliches Organ kann auf die Dauer dem Staate Richtung geben, weder Ämter, Kommissionen, Senate noch Parlamente; auch die Dynastie kann es nicht. Am wenigsten kann es der Stand der beamteten Gelehrten, der nicht existierte, wenn seine Glieder zum Handeln statt zum Betrachten geboren wären. Richtung geben kann nur das Volk; nicht als herrschender Pöbel noch als Masse, sondern als Schoß des Geistes, dem die Zeiten seine Saat entlocken; das politisierte, denkfähige Volk, vergeistigt in Parteien; die Parteien vertreten durch ihre Organisationen, vor allem durch ihre Führer, Staatsmänner und Denker.

Man hüte sich, diesen Gedanken an der Kläglichkeit und Kärglichkeit unsres heutigen Parteiwesens zu messen. Solange die Parteien nur Zweckorganisationen waren zur Erhöhung oder Ermäßigung gewisser Zoll-, Steuer- oder Lohnsätze, zur Aufrechterhaltung oder Zerstörung gewisser Vorrechte, zur Versorgung oder Schädigung gewisser Stände oder Personen; Zweckverbände mit der Verbrämung phraseologischer Ideale, an deren Verwirklichung niemand glaubte; Organisationen, bestehend aus Interessenten und Geldgebern einerseits, aus Dilettanten, Bierbankphilistern und Mitläufern anderseits; solange das politische Leben der Nation gipfelte im Interessenkonflikt der Gesetzesmacherei, die politische Laufbahn gipfelte im Versammlungsbändiger und in der berufsmäßigen Parteigröße; solange das Volk verantwortungslos seine Geschicke einer Regierungskaste überließ, die Gemeinschaft

und Einheit seiner letzten Ziele verkannte und sich am innern Interessenkampf berauschte: solange war der Volksstaat unmöglich, solange war jeder objektive Ausdruck kollektiven Willens illusorisch, solange war das politische Leben der Nation nicht steigerungsfähig über den Pegel des Bezirksvereins und der Turnerschaft. Der Krieg hat in seinem Beginn gezeigt, daß ein höheres Leben möglich ist; die Not, die kommt, wird zeigen, daß es dauern kann.

Vor Jahren habe ich in Furcht und Sorgen diese Not angerufen und hinweggesehnt; im Taumel des Erwerbs und Genusses verhallte die Stimme. Von jetzt ab und auf immer wird uns deutlich, daß wir alle, wenn auch durch Meinung gespalten, ein Haus sind, und daß uns selbst, und niemand sonst, der Schutz und die Sorge für Gut und Blut obliegt. Niemals wieder darf Interesse und Erwerb uns das Erste, Nation und Staat uns das Zweite und Gott das sonntäglich Dritte sein; niemals wieder darf unser Schicksal in die Hände der professionellen Erbverwalter und unser Haus in die Hände der Bierbankphilister fallen; sonst sind wir reif für eine neue Völkerwanderung. Das letzte, was unsre Politisierung, unsre Ermannung zum geistigen Volksstaat erzwingen kann und muß, ist die Not.

Diese Ermannung aber wird sich auf kein Gebiet so rückhaltlos erstrecken wie auf das der Partei und ihrer Reform. Die Klugen und Starken, die bisher atemlos an ihre Werke gekettet der Macht, dem Erwerb, der geistigen Schöpfung, der Betrachtung dienten, den Staat für ein Fremdes, Anderes hielten, das man Berufsleuten überläßt wie ein Gaswerk, eine Kirche oder ein Theater, die selten aufblickten,

und mit einem Kopfschütteln, weil die Sache so schlecht gemacht wurde und doch so leidlich ging, sich wieder an ihre Arbeit machten: diese Menschen werden endlich Willen und Verantwortung fühlen, einzugreifen; freilich nicht mit dem leicht befriedigten Ehrgeiz des bierabendfrohen Parteilöwen, sondern mit dem Willen zur Tat. Sie werden, was sie haben und können, auf die Schale werfen und die Wirtshausgrößen der Ortsbezirke aufwägen. Das politische Leben hört auf, tägliches Interessenspiel und mittlere Versorgung zu sein, und wird zur Willensorganisation des Staatsvolks.

Oberflächliche Selbstgefälligkeit sagt, Deutschland sei zu vielfältig in Meinungen und Wollungen gespalten, als daß eine Willensrichtung selbsttätig aus den Kräftebündeln hervorbrechen könne; deshalb müsse eine erbliche Hirtenweisheit uns lehren und lenken. Niemals kann aus Überreichtum der Eigenarten und Färbungen eine vernichtende Hemmung erwachsen, solange alle Richtungen ins Positive gehen, indem sie auf Selbsterhaltung und Wachstum zielen. Eine Kräftediagonale kommt zustande nicht bloß aus zwei, sondern aus beliebig vielen Komponenten, und sie wird um so unverrückbarer sich erweisen, je mannigfacher sie verpflöckt und verankert ist. Absolut schwankend und unzuverlässig ist nur diejenige Kraft, die sich aus sich selbst im Einflusse des Tages orientiert; der Wanderer, der von früh bis spät der Richtung seines eigenen Schattens folgt, dreht sich im Kreise. Hat ein Volk, dessen innere Hemmungen durch Organisation überwunden sind, nicht mehr die Kraft, aus eigenem Fühlen seine Weltrichtung zu bestimmen, so ist seine Geschichte geschlossen, und es verdient das

Schicksal, Werkzeug fremden Willens zu werden. Immer wieder erinnere ich daran, daß unter dem Willen eines Volkes nicht zu verstehen ist die plumpe physische Laune einer Tagesabstimmung oder die Regung einer Straßenmenge, sondern die organisch destillierte Einsicht seiner stärksten Kräfte, die alle Wollungen des Körpers in sich sammelt und vergeistigt. Nicht der zeitliche Müdigkeitshang, der Hungertrieb oder der Schwerkraftswille meiner Glieder bestimmt mein Wollen und mein Handeln, sondern der seelisch vergeistete Kern meines Wesens, der freilich jedem Gliede Schutz und Hilfe schuldet.

Daß es uns an Richtkraft fehlte, hat dazu geführt, daß wir Bismarcks Erbe, einen straffen, altmodisch gegliederten, soldatisch überkräftigen Machtstaat, den Schiedsrichter Europas, weder nach außen noch nach innen entwickelt haben, daß wir ihm die Hegemonie entreißen ließen durch geduldete, ja geförderte fremde Bündnisse, daß wir an keiner der Weltteilungen beteiligt wurden, daß wir aus Planlosigkeit, die niemand uns glaubte, und aus Verdrossenheit, die jeder uns ansah, verdächtig wurden, daß unser staatlicher Leib das quellende Fett ansetzte, das aus der Einseitigkeit von Technik und Finanz ihm erwuchs und das der Krieg nun hinwegschmelzen soll.

Schlimmer ist, was der Mangel an Stoßkraft, das Fehlen führender Menschen verschuldet hat. Jede Aktion und Verhandlung mußte mißlingen, jeder Entschluß endete mit einem Kompromiß. Aus der Unzahl angebotener Gedanken konnte keiner zu objektiver Größe emporwachsen, die Probleme wurden gestreift und kopfschüttelnd beseitigt. Dies Land, das so gesund in seinen Wurzeln war,

daß es den Begriff der schiefen Situation vergessen hatte, lernte wieder das Gefühl der Verlegenheit. Der Reibungsverlust der Personalsorgen und der Schwierigkeit persönlicher Lagen und Gebundenheiten zehrte an der lebendigen Kraft. Die Besetzung der Verantwortungen begann mit Ratlosigkeit und endete mit Enttäuschung. Fortgerissen werden durch irgendeinen starken Willen und irgendeine kühne Phantasie, war romantische Vergangenheit; die Photographie, der Knalleffekt vermeintlich geschichtlicher Momente, die Pose vor dem künftigen Historiographen und die monumentale Redensart traten an die Stelle organischer Arbeit und entsprachen den bombastischen Architekturen, die der erwerbende Eifer um sich streute.

Richtkraft und Stoßkraft, die beiden Hauptwaffen im Daseinskampf der Nationen, sind Sache der Völker. Nicht Geschlechter noch Kasten können diese Kräfte verleihen, denn der Wettkampf fordert, daß die Gesamtheit aller verfügbaren Menschenkräfte aufgerufen werde, um ihr ganzes Besitztum an Geist und Willen zu steuern. Richtkraft ergibt sich als Destillat aller erschwingbaren Gedanken, Stoßkraft als Aussonderung aller erreichbaren menschlichen Genialitäten. Die Beschränkung beider Kräfte auf einen begrenzten Kreis von wenigen hundert oder tausend Seelen bedeutet eine freiwillige Verarmung des Geistes und Willens, an der ein Volk stirbt, wenn seine Nachbarn ihren vollen Besitz ihm entgegenstellen. Ein Volk von Millionen ist metaphysisch verpflichtet, zu jeder Zeit und auf jedem Gebiet eine starke Willensrichtung und eine Vielheit höchster Begabungen zu erzeugen; geschieht das nicht, oder werden diese Kräfte durch Einseitigkeit, etwa

des Erwerbstriebes oder der Technik oder des Müßiggangs, abgelenkt, oder werden sie aus politischer Indolenz und Verantwortungslosigkeit nicht aufgefunden, so hat das Volk sich ein Urteil gesprochen.

Bevor wir von den Dingen der Stoßkraft handeln, die sich nunmehr darstellt als Resultante der selbsttätigen Auswahl aller verfügbaren Begabungen und Genialitäten des Geistes und Willens, haben wir die intellektuelle Form des politisch wirksamen Geistes zu kennzeichnen.

Noch im vorletzten Jahrhundert war Regierung Verwaltungsarbeit. Für Initiative, Erfindung und schöpferischen Entschluß genügte eine Stelle, die oberste, die der königlichen Gewalt; die Kabinettsregierung war nicht der willkürliche, sondern der organische Ausdruck dieses Verhältnisses. Der Verwaltung, kriegerischer wie friedlicher, diente der gehobenste Stand hausväterlicher Verfügungsgewohnheit, wie sie in ländlicher Gutsherrschaft vorbildlich sich darstellte.

Reine Verwaltung ist Arbeit im uranfänglichen, unmechanisierten Sinne, wie Landbau und altes Handwerk, vermehrt um die Autorität der ordnenden Entscheidung und väterlichen Fürsorge; sie ist bezeichnet durch Tradition.

Normen und Ziele sind gegeben, örtliche und menschliche Verhältnisse bleiben stetig. Jedes Problem ist dagewesen, jede Lösung erlernbar; auch das selten Geschehende wird durch Erfahrung bewältigt; daher der Wert und die Schätzung des Alters. Der Greis ist überlegen und irrt sich seltener, der Jüngling ist unerfahren und wird gebändigt. Land und Volk, der Gegenstand der Verwaltung,

sind willige Objekte; nie würde der Landmann und Handwerker sich vermessen, seine Meinung dem Befinden des Verwaltenden entgegenzustellen, denn auch er ist sich des herkömmlichen Wechselkreises seiner engbegrenzten Bürgerleistung bewußt, der Gedanke des fremden und neuen Entschlusses liegt ihm fern.

Im Kreise aber wiederholen sich alle Geschehnisse, Geburt, Leben und Tod, Saat und Ernte, Wohlstand und Teuerung, Feuersbrunst, Wassersnot, Krieg und Pestilenz, Verbrechen und Hochgericht. Ein großes, seltenes Ereignis ist ein Bau, ein Fürstenbesuch, eine Menagerie, eine Hexerei oder gar eine Reise. Häufiger sind Prozesse, Aufläufe, Soldatenwerbungen, Marktzänkereien. Man weiß, was in jedem Falle zu geschehen hat, die Arbeit ist milde, die Zeit billig. Die Verwaltung ist vollkommen, wenn sie unbestechlich ist, die Augen offen hält und Erfahrung besitzt. Das Einmalige geschieht weit über den Häuptern der Regierenden und Regierten; Entscheidungen über Krieg und Frieden, über Eroberung und Reform, über Kirche, Gericht, Steuer, Wegbau, Besiedlung kommen von oben; wo nicht vom Himmel, so vom König.

Die geistigen Bedingungen der Verwaltungskunst sind persönliche Autorität, Selbstbewußtsein, Treue und Erfahrung, ihre Wurzeln sind Tradition: des Geschlechtes, der Gesinnung und der Praxis. Es sind die Eigenschaften des alten adligen Grundbesitzes. Erfindung, Phantasie, Schöpferkraft, Ausdehnungslust sind diesem Gesinnungskreis fremd und feindlich, sie verkehren ihn zum Aufruhr, zur Neuerungssucht und zum gefährlichen Draufgehen. Ein schönes Bild dieses natürlichen Konflikts ist uns erhalten: Der jugendlich schäumende Bismarck,

der in ländlicher Gebundenheit sich und seine Umgebung aufreibt.

Die neue Welt der Mechanisierung brach an, jede Arbeit verwandelte sich in Kampf und Denken. Technik, Verkehr, Konkurrenz überstürzen sich; was gestern galt, ist heute verjährt; was heute unmöglich scheint, ist morgen verwirklicht und übermorgen vergessen. Erfahrung bedeutet nichts mehr; schlimmer noch: sie ist gefährlich, denn sie verführt zur Schablone. Jede Lage ist neu, jeder Entschluß ohne Vorgang, das Wirken schiebt sich von der Gegenwart in die Zukunft; nicht der Rückblickende siegt, sondern der Vorschauende; im Kampf, dessen Maß und Beschleunigung vom andern, vom Feinde. bestimmt wird, sinkt die Tradition, und die Intuition tritt an ihre Stelle.

Sinn und Bedeutung des napoleonischen Sturms ist: daß zum erstenmal das mechanisierte, erfahrungswidrige Denken aus den Werkstätten und Laboratorien hervorbrach und sich der Politik bemächtigte, nicht bloß der leitenden und planenden Zentralpolitik, die auch früher schon traditionslos schuf, sondern aller helfenden und dienenden Glieder, der technischen, finanziellen und administrativen. Vor dieser Explosivgewalt brach das überlieferte Europa zusammen und gewann erst dann wieder Halt, als es sich der neuen Methoden des Denkens und Handelns wenigstens in ihren Anfängen bemächtigt hatte. Noch im Herbst 1813 blieben die Verbündeten monatelang vor dem Rhein liegen, weil in einem Lehrbuch der Kriegsgeschichte stand, ein Fluß sei ein Abschnitt, und vor einem Abschnitt müsse man sich sammeln und neue Kräfte schöpfen.

War Tradition die Grundlage der alten Regierungskunst, so ist die treibende Kraft neuerer Politik jene Fähigkeit, die den Organisator, den Unternehmer, den Kolonisator und Eroberer schafft. Ihr Kennzeichen ist die Vorstellungsfähigkeit für das noch nicht Bestehende, die Veranlagung, die organische Welt unbewußt im Innern nachzubilden und zu erleben, gefühlsmäßig inkommensurable Wirkungen und Motive zu werten und abzuschätzen, die Zukunft im eigenen Geist entstehen zu lassen. Ihre Wirkungsweise ist reale Phantastik, Entschlußkraft, Wagemut und jene Verbindung von Skepsis und Optimismus, die auf einfache Naturen sinnlos und widerwärtig wirkt und alle Meister der Politik bei Lebzeiten unpopulär gemacht hat.

Es ist nicht wunderlich, daß die deutsche Sprache für die Zusammenfassung dieser Kräfte keine Bezeichnung hat; ich wähle den Ausdruck Geschäftskunst, in dem die alte Bedeutung des Wortes Geschäft fühlbar wird, das von Schaffen kommt.

Der adlige Stand der Grundbesitzer, der seinen Ablegern, Anhängern und Nachahmern die Regierungsverantwortung in Preußen trägt, ist heute wie zur Zeit Friedrichs der unübertroffene Meister traditioneller Verwaltungskunst, sowohl auf eigener Scholle wie im Dienst des Staates. Unbescholtenheit und Idealismus, Gerechtigkeit und Vornehmheit, Pflichterfüllung und Treue, Mut und Männlichkeit machen heut wie ehedem diesen Stand zu einer der edelsten Kasten der Geschichte. Der preußische Subalternoffizier findet in unsrer Kenntnis der Vergangenheit und Gegenwart nicht seinesgleichen. Der preußische Landrat hat kraft seiner

Eigenschaften ein theoretisch überflüssiges Geschäft zu einer staatlichen Einrichtung höchster Art, ja fast zur Unentbehrlichkeit erhoben.

Nicht nur Verwaltungen zu führen liegt in den schönen Fähigkeiten unsres Beamtenadels, sondern auch sie auszubauen, und zwar unter kraftvoller Überwindung der angeborenen Abneigung gegen das Neue, mit Hilfe aller wissenschaftlichen und technischen Methoden, selbst der ausländischen. Für solchen Ausbau freilich muß ihm Zeit und Eingewöhnung gewährt werden, denn alles Improvisatorische liegt ihm fern.

Hiermit aber ist der Kreis seiner Wirksamkeit geschlossen.

Das Einmalige, Neue, Nochnichtdagewesene liegt dem preußischen Beamten fern. Unter eigener Verantwortung, voraussetzungslos, eine verwickelte, vielleicht verlegene Situation intuitiv durchbrechen, neue Verhältnisse und Dinge schaffen, kommende vorbereiten ist nicht seine Stärke. Ja hier begegnet eine offenkundige Hemmung: Sein Handeln ist mit der vorausgesetzten und unbezweifelten politischen Anschauung des Konservativismus so eng verquickt, daß zu jeder Bindung der Lage eine zweite, die Bindung des subjektiv politischen Ziels hinzutritt und die Auswahl des Entschlusses verengt. Aus sich heraus den Geist zu versetzen in fremde Anschauung, in die Lage des andern, wird ihm schwer; so ist er weder ein Verhändler noch ein Kolonisator. Es fehlt ihm der Blick ins Ferne und ins Künftige. Es fehlt ihm der Hang zum Schrankenlosen, ohne dessen Sehnsucht der Blick für das Realisierbare sich ernüchtert. Es ist kein Zufall, daß mit Ausnahme des einen, der nicht reinen

Adelsblutes war, Preußen seit Friedrichs Tode keinen europäischen Staatsmann geschaffen hat.

Man hat erzählt, der Krieg habe den Beweis ungemessener preußischer Organisationsfähigkeit erbracht. Es ist wahr, daß die dagewesenen Organisationen des Heeres, der Eisenbahnen, der Zentralbank in Betrieb und Ausbau jeder Forderung entsprachen; was dagegen neugeschaffen und improvisiert werden mußte, als das Unvorhergesehene — weshalb unvorhergesehen? — herantrat, war, soweit es sich bewährt hat, nicht Werk des Staates.

Kehren wir zum Problem der Stoßkraft zurück: Die Auslese der traditionellen Verwaltungsfähigkeit genügt nicht; wir bedürfen der Auslese absoluter politischer Befähigung mit entschiedenem Hinblick auf die Forderung der Geschäftskunst im neuen Sinne. Der Stand, der bisher ausschließlich mit politischer Verantwortung betraut war, ist nicht nur im Verhältnis von fünfundsechzig Millionen zu fünftausend zu eng; er ist für die Aufgaben, die außerhalb des Verwaltungsgebietes liegen, nicht einmal der vorzugsweise Befähigte.

Der Einwand, die Herbeiziehung Außenstehender habe sich mangelhaft bewährt, zerfällt. Denn solange die Atmosphäre besteht, von der wir wiederholt gesprochen haben, wird der Herabzuziehende in der Regel vierfach gekennzeichnet sein: durch zweifelhafte Erfolge im bisherigen Beruf und folgliche Abneigung, ihn fortzusetzen; durch organische Ähnlichkeit mit seinen künftigen Amtsgenossen, die ihn wünschenswert erscheinen läßt; durch eine gewisse Fixigkeit des merkantilen Denkens und Ausdrucks, die man für tiefgreifend hält, und von der man das Neue erwartet; durch Bereitschaft zu

unerläßlichen Konzessionen, die innerhalb der neuen Laufbahn Voraussetzung sind, jedoch die Aussichten des Versuchs verringern.

In den führenden westlichen Staaten haben im Laufe langer Zeiträume parlamentarischer Gewöhnung selbsttätig wirkende Selektionsmethoden sich herangebildet, durchweg ohne Zutun der Gesetzgebung und fast ohne in das politische Bewußtsein der Nationen zu treten, die diese Entwicklung vergleichslos als selbstverständlich hingenommen haben. Diese Methoden, die unserm wissenschaftlichen Studium stets entgangen sind, weil das Problem der politischen Auslese niemals ernst gefaßt wurde, sollen hier nicht entwickelt werden. Es genügt der Hinweis, daß sie sämtlich im parlamentarischen Leben wurzeln, daß ihr Aufbau in England auf bewußter Auswahl, Züchtung und Erziehung von Führern innerhalb der Parteien, in Frankreich auf parlamentarischer und publizistischer Praxis, in Amerika auf plutokratisch-demagogischer Grundlage ruht. Schwer nachahmbar ist die Methode Englands: Dort ist der werdende Parteiführer gleichsam schon den Schulgenossen erkennbar als der leiblich und geistig Bevorzugte, ein Minister greift ihn heraus, macht ihn außerhalb jeder hierarchischen Laufbahn zu seinem Sekretär und Hilfsarbeiter, treibt ihn durch die stetig verfeinerten Siebe der Parlamentswahl, der parlamentarischen Praxis, der versuchsweise übertragenen höheren Verantwortung, und überträgt ihm, wenn er sich bewährt, Erfahrung, menschliche und gesellschaftliche Kenntnis, Einfluß und Amt. Man behauptet, daß in diesem Lande kein politisches Talent unentdeckt und kein entdecktes Talent unverwertet bleibt.

Frankreich betrat den Schauplatz der neusten Geschichte als ein zerschmetterter, in seinen Festen schwankender Staat, so schwach und tiefgedemütigt, daß sein Botschafter den deutschen Kaiser bei seiner Ritterlichkeit um Frieden beschwor. Dank seiner Staatskunst hat Frankreich im Laufe von vierzig Jahren, während deren Deutschland von der Hegemonie herabstieg, seine Wehrkraft wiedererlangt, drei Kolonialreiche erworben und die stärksten Allianzen Europas geschlossen, die im Gegensatz zu zwei der unsern die Belastungsprobe des Krieges ertrugen. Ein Land, das seine Finanzleute und Industriebeamten aus dem Auslande beziehen mußte, weil es an einheimischen Kräften und Talenten fehlte, konnte durch geeignete Auswahl mühelos seinen maßlosen Bedarf und Verbrauch an Staatsmännern decken und darüber hinaus so reichliche Reserven sammeln, daß für jede neue Aufgabe organisatorischer, finanzieller, diplomatischer, parlamentarischer Art Männer aller Schattierungen zur Verfügung stehen, während bei uns mancher Wechsel unterblieb, weil kein Nachfolger zu finden war.

Vergleicht man Einwohnerzahl, Bildungsstand, Leistungsfähigkeit, Kulturhöhe und talentbildende Kraft beider Länder, so ergibt sich die hohe Wahrscheinlichkeit, daß Deutschland ein Vielfaches an Zahl und Stärke der französischen Staatsbegabungen jederzeit in Dienst stellen könnte, wenn wir selbsttätige Mittel der Auslese kennten.

Wir kennen sie nicht; mehr als das: wir üben Methoden der Gegenkunst. Was kein Aktiendirektorium, kein Gewerkschaftsvorstand, kein Bezirksverein ertrüge, das vollbringen wir, wo es sich um das höchste Wohl der Gemeinschaft handelt: wir

übertragen Verantwortungen ohne die Überzeugung, daß wir uns des stärksten Trägers versichert haben.

Das mächtigste Erwerbsinstitut ginge im Laufe eines Lebensalters rettungslos zugrunde, wenn es durch seine Satzung gezwungen wäre, verantwortliche Leiter nur aus einem Kreise von tausend Familien oder deren Atmosphäre zu wählen. Für die geistige Verteidigung des Reiches gegen einen überhitzten Wettkampf nach außen und innen, für eine Aufgabe, die nichts Geringeres ist als die Daseinsfrage unsres Volkes, sind diese Methoden gut genug. Dieses Unbegreifliche läßt sich nur durch ein andres Unbegreifliches erklären: in die Bezirke, in denen unser Schicksal entsteht, sind die Begriffe des Wettkampfs, der organischen Arbeit, der natürlichen Begabung noch nicht gedrungen. Da, wo so vieles erblich ist, glaubt man an die Inspiration des Amtes, an die geborene Überlegenheit über die Masse, an die Historie der Geschichtstabellen, wo Zeile für Zeile die großen Momente aufeinanderfolgen, während von der unermeßlichen Arbeit und Genialität, die zwischen den Zeilen liegt, nichts erscheint; die Weltgeschichte verläuft wie ein Feuilleton, wo jede eingeführte Figur ihre Schuldigkeit tut, und zwischendurch verbleibt die Zeit für Aperçus, Haranguen und Staatsaktionen. Sonst ließe sich auch die Nebenerscheinung nicht erklären: wie rücksichtslos über die Zeit der Staatsbeamten verfügt wird, nicht zum wenigsten seitens der Parlamente; wer große Aufgaben lösen soll, braucht dreihundertfünfundsechzigmal vierundzwanzig Stunden für sich und seine Werke; Rechenschaften, Feste und Eröffnungen müssen andre für ihn erledigen. Die anekdotische Auffassung der Geschichte

hat in allen Zeiten vielleicht nur einmal gegolten, und mehr in den Augen der höfischen Berichterstatter als in Wirklichkeit: während des kurzen Höhepunktes der langen Regierung Ludwigs XIV., als dem französischen Reiche ebenbürtige Konkurrenzkräfte nicht erwachsen waren.

Ein angehender Staatsbeamter bewirbt sich um die Laufbahn des auswärtigen Dienstes. Ein adliger Name, eine vornehme Erscheinung, eine Millionärsrente, die Zugehörigkeit zu einer der bevorzugten studentischen Verbindungen, zu einem der bevorzugten Regimenter, die traditionelle politische Überzeugung sind nachgewiesen; die Empfehlung einer höfischen Stelle tritt hinzu. Es ist schwer, diesen Bewerber abzuweisen, der, wenn er sein Vermögen verloren oder seinen Dienst quittiert hätte, sich vielleicht mit der Aufgabe des Verkaufs von Automobilen begnügen würde. Zweifelsohne kann auch dieser bevorzugte Bewerber die Eigenschaften höchster politischer Genialität besitzen, denn zuweilen gefällt sich die Natur in verschwenderischer Gebelaune; doch die kalte Wahrscheinlichkeitsrechnung, die auf lange Zeiträume unbarmherzig Recht behält, sagt aus, daß mit jeder geforderten schönen Gabe, sofern sie nicht sachlich unerläßlich ist, der an sich kleine Kreis der Auswahl auf Bruchteile und abermals Bruchteile zusammenschrumpft, so daß schließlich das Wohl und die Existenz des Staates statt auf dem gesamten Spiel der Volkskräfte auf wenigen Karten ruht.

Abermals unzulässig ist der übliche Einwand und Hinweis auf mehr oder minder zahlreiche Außenseiter in den entscheidenden Ämtern: denn die Assimilanten an eine gegebene, nicht überwindbare

Atmosphäre haben die Anwartschaft auf die doppelten Schwächen des verlassenen und des imitierten Standes und verarmen weiter in der Assimilation, die zu übertreiben sie gezwungen sind.

Ist der geist'ge Rohstoff nach falschen Grundsätzen ausgesiebt, so wächst die Gefahr im Aufstieg. Die letzte Auswahl zur hohen Verantwortung ist nicht, wie bei den Verwaltungsbehörden mit geringer politischer Bedeutung, Sache hierarchischer Klimmung, sondern Kabinettsmethode. Die Vorstellung obrigkeitlicher Erleuchtung, die dieser Methode zugrunde liegt, kann in Zeitläuften besonders günstiger Menschenkonstellation zutreffen. Es sind im Laufe der Geschichte Dynastien und Kabinettschefs von so überwältigender Menschenkenntnis und so durchdringender Sachlichkeit aufgetreten, daß keine andre Methode an die Intuition ihrer Auswahl herangereicht hätte. Doch die Einrichtungen eines Staates müssen auf die Jahrhunderte gestellt sein; versagen sie nur eine Spanne lang, so droht Vernichtung. Deshalb muß auch die Möglichkeit unsachlicher, willkürlicher, günstlingsmäßiger Tendenz erwogen werden, und es bedarf keines Hinweises, wie in solchen Epochen Gaben des Äußeren, der Unterhaltungskunst, der höfischen Anpassung, zufällige Dienste und Begegnungen das Staatsschicksal entscheiden können.

Wir haben die Bedeutung echter Parlamente darin erkannt, daß sie nicht der Massenregierung, sondern der Volksvergeistigung, der Sublimation des nationalen Denkens und Wollens dienen sollen; daß sie neben ihrer herkömmlichen mechanischen Eigenschaft als Barometer der Interessen in Zukunft die Schule des Staatsmannes bilden müssen. Gelingt es

uns, und es wird uns gelingen, die Parlamente auf diese Höhe zu heben, so erwächst in ihnen das volksmäßige Regulativ für die Auswahl zur Verantwortung. Es ist nicht unbedingt nötig, daß die Parlamente die höchsten staatlichen Leiter ernennen; es ist unbedingt nötig, daß sie die hohen Begabungen, deren die Ernennung bedarf, zur Verfügung halten, und daß die Parteien, denen sie entnommen sind, die Männer ihres Vertrauens so stark unterstützen, daß ihnen jegliche Neugestaltung im bureaukratischen Aufbau ihrer Ämter ermöglicht wird. Weder die Bureaukratie noch die Feudalklasse werden durch diese parlamentarische Reform und Regelung geschädigt, soweit ihre Begabungen dem Wettbewerb standhalten, denn auch sie sind wählbar und werden ihre auf Überlieferung beruhende Erfahrung und Geschäftskenntnis zur Geltung bringen. Die Reform der Parlamente aber, die mit dieser Entwicklung Schritt halten muß, ist Sache der Nation, die, wie wir gesehen haben, durch Schaffung geeigneter Wahlsysteme, durch Vertiefung des Parteilebens, durch Neurichtung der Parteien den einsichtsvollen Regungen der Obrigkeiten, die heute allenthalben keimen, zum Lichte helfen muß.

Ein letztes Wort muß über die dritte der staatlichen Kräfte gesagt werden, die den beiden ersten, der Richtkraft und der Stoßkraft, den Halt und die Festigkeit des kämpfenden Organismus verbürgt: die Widerstandskraft.

Alle Staatenpolitik ist dauernde Kraftprobe, und die höchste Steigerung der Politik, die des Krieges, ist eine Prüfung, die sich auf alle Fächer, physische, psychische und intellektuelle, erstreckt und die normalerweise nicht beendet werden kann, solange

noch eine einzige Frage des Vergleichs unerschöpft ist. Die Reichstagung des 4. August 1914 hat offenbart, was unser inneres Empfinden wußte, daß keine Not des Landes unser Volk gespalten findet. Doch zugleich hat sie fühlbar gemacht, daß die innere Einheit nicht eine Folge, sondern eine bewußte sittliche Überwindung unsrer Einrichtungen bedeutet. Wenn Volksteile geminderten Rechtes, deren Überzeugungen als gesellschaftsunfähig gelten und nach Belieben als staatsfeindlich, vaterlandslos und landesverräterisch bezeichnet werden dürfen, den Kampf um die Heimat, die sie bewohnen, mit gleicher Begeisterung ergreifen wie diejenigen, denen diese Heimat rechtlich und wirtschaftlich gehört und gehorcht, so ist diese Entsagung für jeden, der deutsch empfindet, selbstverständlich. Auf Vorrecht und Entsagung aber erbaut man keinen Staat.

Wenn wir in diesem, der zeitlichen Praxis gewidmeten Abschnitt die ideale Forderung der Aufhebung erblichen Proletariats in den Hintergrund treten lassen, so ist denn doch der politische Aufbau des Staates aus herrschenden und beherrschten Volksgruppen selbst im Sinne der kühlen Festigkeitsberechnung zu verwerfen, weil das Gleichgewicht ihm mangelt.

Uns ist so eingeboren und eingewurzelt der Gedanke, der Staat sei eine Sache, die nur den bevorrechteten Spezialisten angehe, er sei ein Erbbesitz von Familienverbänden, Parteigruppen und Weltanschauungsformen, er sei ein despotisches Sonderwesen, das mit Polypenarmen in Lebensführung, Recht und Besitz des einzelnen eingreift, und dem man sich fügt, teils aus Zwang, teils weil dies Wesen die öffentlichen und politischen Pflichten gut oder

schlecht versieht, wir sind so auferzogen im Bewußtsein, jeder von uns habe sich seinem bürgerlichen Beruf, heiße er Erwerb, Beamtenpflicht oder Geisteswerk, restlos hinzugeben mit seltenem Aufblick zur privilegierten Obrigkeit, mit Verzicht auf unbotmäßige und unwissende Kritik, die abgelöst ist durch das Recht, in Zeitläuften einen Wahlzettel zu beschreiben, der im Millionenstrudel der Stimmen verschwindet: daß wir den Staat als Res Publica, als Sache aller, als Gemeinschaft unsres irdischen Wollens zu denken kaum vermögen. Es fehlen uns die Gegenbilder; was Geschichte und Umwelt an solchen uns bietet, erscheint uns verzerrt durch Übertreibung der Fehler, denn die wenigen, die unsern Blick auf Vergleichsgebilde richten, sind Professoren, reisende Kaufleute und Journalisten gebundener Willensrichtung.

Wir erschrecken nicht vor dem Gedanken, diejenige Hälfte des Volkes, die unsre Lebens- und Wirtschaftsformen als feindlichen Zwang betrachtet, von der Mitgestaltung des öffentlichen Wesens auszuschließen und sie auf agitatorische und parlamentarische Kritik zu verweisen; wir glauben, auf Grund höherer Erkenntnis sie zum Objekt gesetzgeberischer Abwehr, ja selbst kirchlicher und erziehlicher Besserungsversuche machen zu können; wir empfinden nicht das Unorganische, das in der rückhaltlosen Beherrschung einer begehrenden und expansiven Intelligenz durch eine besitzende und restriktive gegeben ist.

Wir halten es für zulässig und politisch vertretbar, daß eine obrigkeitliche Regierung eine unveränderliche Parteipolitik betreibt, Parteipolitik von Klasse zu Klasse, von Gruppe zu Masse; wir nennen diese

Politik konservativ und staatserhaltend. Was gibt es denn, das inmitten organischen Lebens dauernd erhalten werden könnte? Nur das organische Leben selbst, das sich aus sich selbst heraus erneut; nicht seine zeitlichen und individuellen Formen. Der scheinbar Erhaltende verbürgt sich für ein lebenbekämpfendes Prinzip, für Verzögerung und Veraltung. Schlimmer aber ist, daß jede Politik, die nicht Gesamtpolitik ist, sondern Parteipolitik, dauernd mindestens zwei Herren dienen muß, ihrem äußeren objektiven Ziel und ihrer inneren geheimen Parteiüberzeugung; sie bleibt unfrei und unsachlich gebunden und unterliegt auf die Länge jeder dem Zwange enthobenen und in der Wahl der Mittel unabhängigen Gegenpolitik.

Seit zwei Jahren sucht man nach innerer, metaphysischer Begründung unsres Weltkriegschicksals; dies ist sie und keine andre: Eine Politik ohne Stetigkeit und ohne Erfolge hat das deutsche Volk nicht davon überzeugt, daß es verpflichtet ist, die Verantwortung für sein Leben und Geschick zu tragen. Das Volk, in unermeßlicher Bereicherung, Geschäftigkeit und Technisierung befangen, begnügte sich mit schlaftrunkenen Stoßseufzern über die Mangelhaftigkeit einzelner Ämter und lehnte es ab, von den tief fundamentalen Gebrechen, deren äußere Symptome es für zufällig, ja für nebensächlich hielt, sich Rechenschaft zu geben. Ein paar weitere glückliche Jahre persönlichen Erfolges schienen einem jeden wichtiger als die Sache der Gemeinschaft, die schließlich wohl oder übel sich selbst erhalten mochte. In jenen Tagen habe ich immer wieder in Wort und Schrift auf die drohende innere Logik hingewiesen, die unabhängig vom politischen Sonderfalle die

Schicksalsstunde herausforderte. Der Krieg, dessen Ursachen heute noch durch populären Hinweis auf nebenseitige Auslösungsmomente abgetan werden, mußte kommen, um uns durch die Not der Gemeinschaft auf die Verantwortung und Solidarität der Gemeinschaft zu weisen.

Es gibt eine schöne Tugend dienender Naturen: für Leben und Besitz nicht der Menschheit, sondern des andern, des Herrn dazusein; in seinem Hause und Betrieb, in seinem Schicksal und Charakter aufzugehen und die anhängliche Treue auch den Nachkommenden zu wahren. Dies Geschick und Dasein ist echt und gut; es kann ehrwürdig sein, denn jedes vollkommen menschliche Verhältnis, ob schaffend oder leistend, ist Selbstzweck. Es ist die Bestimmung dessen, der nicht Herr sein kann, dem kein Haus, kein Freiheitsdrang, kein individuell gelöstes Leben und Wirken beschieden ist. Dem deutschen Volke aber ist es nicht bestimmt, in einem Staatsverbande zu wohnen, der nicht in jedem Sinne sein eigen ist, ein Schicksal zu vertreten, das eine erbliche Kaste ihm fügt, Einrichtungen zu beschirmen, die das Vorrecht einzelner bedeuten. Dies Volk, das eigenlebigste von allen, die sind und waren, hat Rechenschaft zu geben von eigenem Wollen und eigenen Pflichten.

Wenn es überhaupt möglich sein soll, auf lange Dauer den schillernden Individualismus, die reichen und fruchtbaren Gegensätze der Naturen und Interessen, die unser Land kreuz und quer durchfurchen, in einem und einheitlichen Staatsverbande zu erhalten, so müssen von allen geistigen und leiblichen Gliedern starke und ungestaute Nerven und Adern zum Zentralorgan der Bestimmung führen; nur dann gelingt der Ausgleich der Rechte und Lasten

und die Erweckung der freien Kräfte. Wege zu diesem Ziele haben wir dargetan: Die Reform des politischen und parlamentarischen Lebens, die Auswahl der Befähigten, die Mitwirkung des geistigen Volkes an der Verwaltungsarbeit und Staatspolitik. Im Sinne der Widerstandskraft des Staates erscheint uns das Ziel als Ausgleich der inneren Spannungen, die heute den Körper spröde und brücnig machen. Tragfähig aber ist nur der organische Körper, der von gesunden, geordneten Sehnen durchzogene. Auf ihm ruht jede Last fremden Drucks und eigener Verteidigung, weil jedes gesunde Element den gemeinsamen Endzweck der Erhaltung will und sich für ihn und seine Mittel verantwortlich und stark macht. Auf ihm ruht gesichert und beschützt die Krone der Monarchie, über parteilichen Willen erhoben und freudig getragen, weil in ihr nur das Gemeinwohl, unbeschattet von persönlichen Wünschen, sich verkörpert, und weil ein jeder im Aufblick zu ihr der selbstlosen, zum Dienste aller verklärten Gerechtigkeit sich bewußt wird. Auf ihm ruht das höchste der politischen Güter, das wirkende Staatsbewußtsein, weil nicht einer aus dem Besitz und Verbande des vaterländischen Staates sich ausgeschlossen fühlt, weil keiner, der sich dem Dienste der Gemeinschaft hingibt, insgeheim von dem Bewußtsein bedrückt wird, nur einer klugen Schicht und Klasse zu dienen, weil jeder die Solidarität und mitbestimmende Verantwortung erlebt, die Quelle jenes adligen Stolzes auf Staat und Königtum, der uns von fern berührt und jedem Untertanenlande fremd ist.

So sind wir aus zeitlichen und politischen Erwägungen zum Volksstaat zurückgekehrt, der uns aus

absoluten und sittlichen Betrachtungen vorschwebte. Wir haben das zeiträumlich gebundene Gebiet der eigenen Zustände durchschritten, so nahe es unsre Herzen berührt, nicht als ein Hauptgebiet unsrer Aufgabe, sondern nach dem Bilde des Antäus, um der kämpfenden Idee durch den Druck der Heimatserde die Kraft der Wirklichkeit einzuhauchen. Zum letzten Male umspannen wir das Gesamtbild unsres gesellschaftlichen Daseins mit rückgewandtem Blick des Abschieds.

Von der gewaltigsten Bewegung unsrer planetaren Menschheit sind wir getragen, der mechanistischen. Ihre Anfänge wurden verspürt, wo immer vor Jahrtausenden in wasserreichen Niederungen, an Küsten und Flußläufen das menschliche Geschlecht seßhaft wurde und zu Myriaden sich verdichtete, sei es am Euphrat, am Nil, am Mittelbecken oder in Ostasien. Die Verdichtung schritt auf drei Kontinenten unaufhaltsam fort, das Waldreich war gelichtet, das Tierreich wich. Das Werben des einzelnen, der Horde, des Stammes um die Güter der Natur wurde unergiebig, der Eroberungskampf der Menschheit gegen die Gesamtheit der Naturkräfte setzte ein. Ihn haben wir Mechanisierung geheißen.

In der Weltenära der Mechanisierung leben wir; als Naturkampf hat sie ihren Höhepunkt noch nicht erreicht, als Geistesepoche hat sie ihn überschritten, denn sie ist bewußt geworden. Physisch betrachtet ist sie ein Urzeitliches, denn sie ist animalischer Kampf um Nahrung, Leben und Glück, metaphysisch betrachtet ist sie kein Endgültiges, denn sie ist Herrschaft der niederen Geisteskraft des Intellekts.

Aller menschlichen Kräfte hat Mechanisierung

sich bemächtigt, allen Denkens und aller Tätigkeit. Um sich selbst zu schaffen hat sie Wissenschaft und intellektuale Philosophie gebildet, um sich zu erhalten bedarf sie der Technik, des Verkehrs, der Organisation und der Politik.

Alles praktische Denken hat ihre Formen angenommen; ausnahmslos bewegt es sich in den Zeitmaßen der Polarität, der Abstraktion, der Entwicklung, des Gesetzes und des Zwecks, mit den Werkzeugen des Maßes und der Beobachtung. Alles metaphysische Denken hat unwillkürlich diesen Formen sich angeschmiegt und die Bewegungen des zweckhaften Intellektes nachgeahmt; ja selbst das religiöse Empfinden hat innerhalb der Mechanisierungsform der Kirchen, des organisierten Erbauungs- und Erlösungsbetriebes seine transzendentale Ursprünglichkeit auf die Bedürfnisse diesseitiger und jenseitiger Massenordnungen eingestellt. Die seltenen Stimmen, die im Laufe der Jahrtausende von Indien und Palästina her, ahnend aus Griechenland und schwärmend aus dem germanischen Mittelalter, durch die Atmosphäre des intellektualen Denkens drangen, haben im Bewußtsein der Welt nur Niederschläge mechanisierten Kompromisses hinterlassen.

Doch das Denken selbst, die riesenhafte, gebundene Macht der Erde, bricht über seinen zweckhaften Willen hinaus und ringt um Freiheit. Es erkennt die notwendige Gewalt der Mechanisierung, die im Physischen liegt, und begreift ihre transzendente Armut. Es erblickt die intuitive Macht der schauenden Seele, erkennt ihre weltvernichtende Einheit und erschrickt nicht vor dem Opfer seiner selbst. Entschleiert liegt die Mechanisierung in

irdischer Hilflosigkeit; sie hat alle Kräfte des Planeten und seiner Sonne aufgerufen, doch nur, um sich neue Massen und neue Arbeit zu schaffen; sie hat alle Menschheit zu gemeinsamem Dienst verkettet, doch nur, um hinter dem Schutzschild sie zu heißerer Wechselfeindschaft zu reizen; sie hat alles Sinnen und Trachten geordnet, doch nur, um es in Reih und Glied in den Abgrund der Unwirklichkeit zu treiben.

Der unbekannte Erdgeist, dem wir dienten, wird zum Objekt; bald duldet er das Siegel Salomonis, das zum Dienste bindet. Hatte die Mechanisierung das Unerhörte geleistet, indem sie unser geistiges, leibliches, gesellschaftliches Sein zum Naturkampf formte, so hatte sie weder den Sinn dieses Kampfes uns gegeben, noch unsre urzeitlichen Regungen gemeistert. Ja sie hat aufs höchste diese Regungen gestachelt und mißbraucht, die Furcht, die Gier, den Eigennutz, den Haß: alles was den ewigen Geist zur Täuschung des Ich und seiner Herrschaft spaltet. Die Formen des Raubes, des Schatzes, des Kampfes und der Knechtschaft hat sie zur anonymen Not vernebelt und verewigt; als Lockung und Drohung gewährte sie uns Entbehrung und Genuß, die kalten Pflichtideale und Nothilfen der intellektualen Philosophie, das himmlische Spiegelbild unsrer irdischen Hölle, oder das Nichts.

Unabhängig vom Zweck und Denken ist der Sinn unsres Seins in uns erwacht; der ist das Werden, Wachsen und Leben der Seele. Unabhängig von Zweck und Wollen prüfen wir das Wesen der Mechanisierung und erkennen im Kern des erdgebundenen Werks der Naturbezwingung ein echtes Gut, das uns gegeben ward, und dessen wir uns in der

Trübnis seines Widerspiels noch nicht in Reinheit bewußt sind.

Der Naturkampf der Mechanisierung ist ein Menschheitskampf. Alles frühere Streben war Werk des Einen, des Geschlechts, der Kaste, des Stammes; so wurde Tierheit und Wildheit, Boden und Meeresfläche bezwungen. Der Gesamtkampf der menschlichen und natürlichen Gewalten aber schließt jedes menschliche Dasein und Wesen ein; der planetare Geist kämpft als Einheit. Praktisch und handgreiflich hat die Mechanisierung nach dieser Voraussetzung gehandelt; zu millionenfachen Organisationen hat sie die menschlichen Einheiten zusammengeschlossen, durch Ketten aus Äther, Luft, Wasser und Metall die Erdfesten verbunden, zu Werken und Handlungen die entferntesten Glieder und Geister vereinigt. Im Geiste aber hat sie das Wesen der Bindung und des Gemeinschaftswirkens nicht erkannt; noch immer bedient sie sich der urzeitlichen und sklavischen Reize und Instinkte im Sinne des Kampfes und der Entzweiung. Begehrlichkeit und Eigensucht, Haß, Neid und Feindschaft, die Furiengeißeln der Vorzeit und der Tierwelt halten den Mechanismus unsrer Welt im Schwunge und trennen Mensch von Mensch, Gemeinschaft von Gemeinschaft. Die Tränen des Glaubens vertrocknen am Feuer des mechanistischen Willens, und Priesterworte müssen sich zum Segen des Hasses fügen. In die Galeere geschmiedet, sollen wir uns in Ketten zerfleischen, obwohl es unser Schiff ist, das wir rudern, und unser Kampf, zu dem es auslief.

Doch so wahr wir wissen, daß die erwachende Seele das göttliche Heiligtum ist, für das wir leben

und einstehen, daß Liebe die Erlöserkraft ist, die unser innerstes Gut befreit und uns zur höhern Einheit verschmilzt, so unbeirrt erkennen wir in dem unentrinnbaren Weltkampf der Mechanisierung das eine Wesentliche: den Willen zur Einheit. Indem wir der Mechanisierung das Zeichen entgegenhalten, vor dem sie erblaßt, die transzendente Weltanschauung, die sie bei allem Aufgebot intellektualer Philosophie zu verdunkeln wußte, die Andacht zur Seele, den Glauben zum Absoluten; indem wir ihr Wesen durchleuchten und zum verheimlichten Kern des Einheitswillens hinandringen, ist sie entthront von der Herrschaft und zum Dienst gezwungen.

Wir werden sehend; um des Hungerlohns willen und des Höllenglücks von etlichen Genüssen und Eitelkeiten, vom Dank der Trägheit, der Eigensucht und Verantwortungslosigkeit verschreiben wir nicht die Würde unsrer Menschheit und das Leben unsrer Seelen. Wir streben zur Einheit und Solidarität menschlicher Gemeinschaft, zur Einheit seelischer Verantwortung und göttlicher Zuversicht. Wehe dem Geschlecht und seiner Zukunft, wenn es den Ruf seines Gewissens betäubt und beharrt in materieller Stumpfheit, in der Freude am Flitter, in den Banden der Eigensorge und des Hasses.

Wir sind nicht da um des Besitzes willen, nicht um der Macht willen, auch nicht um des Glückes willen; sondern wir sind da zur Verklärung des Göttlichen aus menschlichem Geiste.

1916

INHALT

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig